

*Heinz Brandt*

**EIN TRAUM,  
DER NICHT  
ENTFÜHRBAR IST**

*Leben für einen  
humanen Sozialismus*

Verlag Autonomie und Chaos  
Leipzig \ Berlin  
2022

EIN TRAUM, DER NICHT ENTFÜHRBAR IST. MEIN WEG ZWISCHEN OST UND WEST  
wurde ursprünglich 1967 im Paul List Verlag München  
veröffentlicht. 1977 erschien eine Ausgabe im verlag europäische  
ideen berlin, 1985 eine (um drei Beiträge erweiterte)  
Taschenbuchausgabe bei S. Fischer. -  
Die Neuausgabe 2022 orientiert sich an der Veröffentlichung von  
1985. Der Untertitel wurde ersetzt durch "Leben für einen  
humanen Sozialismus". Ergänzt wurde das Buch durch Nachwort  
und Literaturempfehlungen des Herausgebers (MvL).

Neuausgabe 2022

© Verlag Autonomie und Chaos Leipzig \ Berlin

**ISBN 978-3-945980-68-2**

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung  
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.

Diese Neuausgabe ist  
**Michail Sergejewitsch Gorbatschow**  
*(2. März 1931 - 30. August 2022)*  
gewidmet.



INHALT

Warnende Vorrede des Autors 6  
Vorwort von Erich Fromm 18

**Teil I: Polititische Lebensgeschichte**

Brüder, zur Sonne, zur Freiheit? 26  
Ein Besucher im Gefängnis 39  
Kleines Welttheater 51  
Damals war mir alles klar 81  
Im Abseits wird weitergekämpft 104  
Der Buchenwald-Schwur 172  
Ich lebe als "Zeitzünder" 174  
Augenzeuge des 17.Juni 1953 212  
Böser Morgen 253  
Mein Freund Robert Havemann 285  
Der fünfte Stand 309  
Karl Schirdewan 323  
Die dritte Auferstehung 337

**Teil II: Résumé und Aufbruch**

Bucharin oder die Katastrophe der kommunistischen Praxis 352  
Der Versöhnler 368  
Zum Stellenwert des 17. Juni im Geschichtskalender 372  
Meine drei Dissertationen. An Stelle eines Nachworts 378

Nachwort zur Neuausgabe (2022) 397  
Literaturempfehlungen 403



Heinz Brandt (1973)  
© Stephan Brandt

## Warnende Vorrede des Autors an seine Leser (1977)<sup>1</sup>

Mein Lebensroman ist ein historischer Roman. Das Buch umfaßt ein halbes Jahrhundert Neuzeit (1914-1964): Ich habe sie durchschritten, durchlitten, durchstritten — Zeit der großen Katastrophen und der Tage, die die Welt erschütterten. Im strengen Sinne also ist dies ein vorhistorischer, vorgeschichtlicher Roman — mithin beinahe ein Krimi. Längst ist der billige Fortschrittsglaube in seichte Endzeitstimmung umgeschlagen; Zukunftsseligkeit geriet zur Lust am Untergang. Ich aber habe die phosphoreszierenden Gruselstücke neuzeitlicher Vorgeschichte der Menschheit (Marx) in mein privates Kriminalmuseum gestellt. Greift nur hinein ins volle Unmenschleben, packt euch Verdun etwa oder Hiroshima, Dresden oder MyLai, Auschwitz oder Workuta. Mit Hirn und Herz war ich überall dabei — oft genug auch mit dem Hintern. Mir hat es vollauf genügt. Doch trage ich meine Wunden nicht auf dem Rücken: das Verändernwollen ist nur um so heftiger geworden — quer zur bequemen Verzweiflungsphilosophie, der Antipraxis-Theorie, die Adorno (als traumatische Nach-Auschwitz-Weisheit) allein übrigzubleiben schien.<sup>2</sup> So verquollen aber auch, so hennenhaft warnend die Frankfurter Küken-schule lehrte, die häßlichen jungen Entlein gingen doch ins Wasser; nicht alle holte der Habicht.

Mein "Traum"-Buch, das Neues ankündigt, endet gerade dort, wo bislang Unerhörtes beginnt: die Studentenbewegung erhebt sich gegen den Muff von tausend Jahren; der Pariser Mai hält Einzug, der Prager Frühling bricht aus; Reif fällt in der Sommernacht: doch am Grunde der Moldau wandern die Steine — und nun gibt es eine Charta 77.

Was blieb, in unsre Herzen eingeschreint, das ist die Erstaufführung gewaltfreier (!) Systemveränderung und -verteidigung (Vladimir Horsky) im Herzen Europas.

In Italien kam ein Heißer Herbst, und sogar in unserer BRD, dem Kapitalnaturschutzpark, gab's spontane (als wilde abgetane) Streiks: Fremde, Ausländer, Frauen (am Fließband verschlissen) waren es zumeist,

---

<sup>1</sup> Im Original ging der Titel weiter mit: "anlässlich der unveränderten Neuauflage nach 10 Jahren schnellebiger Zeit". - Das Buch erschien erstmalig 1967.

*Sämtliche Fußnoten stammen vom Herausgeber der Neuauflage 2022 (MvL).*

<sup>2</sup> In mancher Hinsicht gibt es kaum einen sozialphilosophischen Ansatz, mit dem Heinz Brandts revolutionäre Lebenshaltung mehr zu tun hat als die Kritische Theorie um Theodor W. Adorno und Max Horkheimer.

die so Ungewohntes taten. Es begann bei Hoesch, und das Kampfziel war ebenso neuartig wie die Kampfform. Denn verlangt — und erstritten — wurde für Alle das gleiche: dreißig Pfennig Zulage pro Stunde.

Das bedrohte Große Geld schrie nach Gegenreform, Tendenzwende, nach Berufsverbot für Radikale, nach Ruhe, Gesetz und Ordnung. Die Linke, zunächst in ungeordnetem Rückzug, besann sich schüchtern-zaghaft auf Gegenwehr. Und nun gibt es schon wieder ein bißchen Wyhl. Und was aus Brokdorf, aus Gorleben noch alles werden kann ...

Am Ende helfen da selbst die jämmerlichen Unvereinbarkeitsbeschlüsse der wachstumsbesessenen, ordnungs-bewußten Gewerkschaftsbürokratie wenig. Auch mit den Frauen klappt es gar nicht wie früher; so recht spielen sie nicht mehr mit, ihre Weibrolle in der Patriarchenwelt.

Alternative Lebensformen (Horst v. Gizycki) keimen auf, von TWIN OAKS in Virginia bis zur Landkommune in Krähwinkel, der Wohngemeinschaft im Altberliner Hinterhaus, den ökologischen Zelt-Wachstationen, den ROTARBEIT-Gemeinschaften für psychische und praktische Lebenshilfe (als Widerstandshilfe) im öffentlichen Dienst der Gesellschaft (nicht etwa des Staates). In die morschen, aufbröselnden, hierarchisch-strukturierten Institutionen dringen erstmals virulente menschliche Lebewesen, erschreckend immun gegen die altbewährten, nun versagenden Antibiotika: Karriere, Korruption, Bestechung, Konkurrenz, materieller Anreiz, Ellbogengewalt, Sich-geduckt-nach-oben-Boxen und Nach-unten-Treten, Konsum- und Wachstumsfetischismus.

Die Basis wird aktiv, handlungsfähig, organisiert sich als Gruppe; erste Ranken sprossen in Richtung Netzwerk, Regelkreis: ein überlegenes Organisationsmodell im zarten status nascendi.

Merkwürdig. Wer hört das Gras wachsen, wer schon? Offenbar die Stockkonservativen in Ost und West lange vor uns. Wer sein Privileg, seinen Profit zu verlieren hat, ist hellhörig, hat lange Ohren — aber nur kurzen Verstand, Polizeiverstand.

Trotz markiger Erfolgsbulletins, emsig verstärkter, feinstrukturierter Staatsgewalt, erkenntnishamsternder Verfassungsschützer, all der Observierungsakrobaten herrscht neuerdings wieder Nachwuchsmangel an Duckmäusern und Leisetretern. "Was hat sich denn nur geändert in den letzten ACHT Monaten", tobte der chemische Keulenschwinger Stoltenberg letzstens im Bundestag. Graf Lambsdorff gab bittere Auskunft: das Bewußtsein!

Im Sowjetimperium allerdings ist der radikal herrschaftsfreie Egalitarismus von twin-oaks-Gemeinschaften unzulässig: hier ist der Kommunismus total verboten, selbst als experimentelles Humanmodell. Doch auch am Grunde der Moskwa wandern die Steine ...

Im Schoße der spätkapitalistischen wie der spätnomenklaturistischen Produktionsweise hat die neue Revolution begonnen, die authentisch sozialistische die Graswurzelrevolution der Non-Profit-, der Non-Privileg-Solidaraktion. Doch gleich zu Beginn des antiautoritären Aufbruchs flüchteten sich die linken Nostalgiker in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, bildeten eine ganze Palette von K-Sekten, fühlten sich sicher im geschlossenen System ihres Dogmen-Hauses — hierarchischer Aufbau nur für Herrschaften, sprich Kader, verzeichnet in der Nomenklatur.

Die also Verzeichneten faseln nun davon, die antiautoritäre Phase (Phase?) sei überwunden. Aber wie gesagt, das Pflänzlein, das sie schon verdorrt sehen, hat kräftige Wurzeln, Graswurzeln. Eine neu entstandene Art offenbar, eine Mutation, die sich nicht an Pater Mendels Regeln hält. Die Sektierer indes halten immer noch verzweifelt Ausschau nach Opas Revolution, das Uralt-Drehbuch griffbereit in der Hand: Sturm auf das Winterpalais in St. Petersburg; die "AURORA" eröffnet das Feuer und mit diesen ihren Salven das neue Zeitalter: ex oriente lux.

Doch folgte der orientalischen Morgenröte des Josef Stalin dunstiger Alltag. Die Revolution verdämmerte, versank gar im GULAG, Sonnenuntergang.

Die große Russische Revolution nahm also ein ähnliches Ende wie die große Französische Revolution. Mit Sozialismus / Kommunismus hatte die eine so wenig zu tun wie die andere mit Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bzw. der Großinquisitor mit dem Nazarener. Anstelle der abendländisch-feudalistischen ist die abendländisch-kapitalistische, anstelle der asiatisch-zaristischen die asiatisch-nomenklaturistische Produktionsweise getreten — mit entsprechendem industriellen Wachstum.

Das ist alles — und das ist nicht allzuviel. Es ist auf verhängnisvolle Weise zu wenig. Die K-Dogmatiker aber haben ein einziges Element der Utopie (und nicht einmal das wichtigste) zu deren Wesen aufgeblasen: das Indiz des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln. Daß es zwei unterschiedliche Ausbeutungs-(Unterdrückungs-)weisen gibt, ist ihrem Scharfblick entgangen.

O die abendländische, die auf Privateigentum,

O die asiatische, die auf Kollektiveigentum

der Ausbeuterklasse an den Produktionsmitteln beruht.

In jeder der beiden ist die andere durch die eigene Ausbeutungsform ersetzt; in keiner von beiden ist sie im Hegelschen Sinne aufgehoben.



Noch eine Kleinigkeit haben die Dogma-Dialektiker übersehen: Das Privateigentum an den Produktionsmitteln, seine Genesis, ist mit einem Umwälzungsprozeß verbunden:

Das Individuum löst sich von der Nabelschnur der Gemeinschaft.

Nur dadurch ist der kometenhafte Aufstieg des Abendlandes zu verstehen — im positiven wie destruktiven Sinne. Die wahrhafte Morgenröte des Abendlandes steht noch aus. Die sozialistisch-kommunistische Bewegung von heute, das ist eine Politik in der ersten Person präsens, eine Politik der solidarisch (gruppenhaft) verbundenen Individuen. Das Zwangskollektiv, das auf Geheiß seiner Patriarchen, seiner selbsternannten Hierarchie, seines ZK, seines Pol-Büros funktioniert, ist ein Kolos auf tönernen, weil privilegzerfressenen<sup>3</sup> Füßen.

Folgerung 1 :

Das bloße Fehlen von Privateigentum an Produktionsmitteln bedeutet noch keinerlei Hinweis auf eine sozialistische oder auch nur "bessere" Gesellschaftsordnung als die unsrige. Es geht vielmehr um die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ob sie sich nun im Privateigentum oder im Kollektiveigentum der ausbeutenden Klasse befinden. Es geht um die freie Assoziation der freien Produzenten, in der die Freiheit des einzelnen Individuums die Voraussetzung für die Freiheit der befreiten vergesellschafteten Menschheit bildet.

Folgerung 2:

Die sozialistische Transformation erfolgt nicht aus dem Stand. Ihr Nährboden, ihre Basis ist die Charta der bürgerlichen, der demokratischen Grundrechte, die Durchsetzung der Menschenrechte. Ökonomische und politische Befreiung stehen in Wechselwirkung zueinander. Mit anderen Worten: sozialistische Demokratie bedeutet sehr viel mehr und keineswegs weniger als die bürgerliche. Sie bedeutet schon gar nicht die Beseitigung der Bürgerrechte (Rosa Luxemburg).

Folgerung 3:

Ist die gesamte Menschheit durch die neue Qualität der Gewalt, der Vernichtungskräfte, das neuartige Potential der Destruktivkräfte bedroht, dann kann die Rettungsbewegung, die Emanzipationsbewegung als Über-

---

<sup>3</sup> In der Vorlage wohl fälschlich: "privilegzerfressenden".

lebensbewegung nur eine dem Nekrophilen (Erich Fromm) diametral entgegengesetzte sein. Sie erhebt das biophile SEINS-Prinzip zum Lebensprinzip, bekennt sich zur Egalität, Solidarität, Gewaltlosigkeit. Sie setzt dem ost-westlichen Destruktivprinzip des HABENS ein radikal anderes entgegen.

Unlängst habe ich in der Zeitung für eine Neue Linke: Der Lange Marsch (24/76) kritisch solidarisch zu Wolf Biermanns Auffassung Stellung genommen, die DDR sei der bessere Staat. Ich bin da grundsätzlich anderer Meinung und habe dem nun ausgebürgerten großartigen Spielmann, dem dort und hier unerwünschten Tanzmeister versteinerten Verhältnisse auch gesagt warum:

"Als neu-anarchistischer Neu-Marxianer (wie ich mich hier einmal bezeichnen möchte) gibt es für mich keinen guten Staat, demnach auch keinen besseren. Jedweder Staat ist — in unterschiedlichem Ausmaß — ein Gewalt-, Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument. Da in keinem Ausbeutungsregime der ökonomische Zwang (Arbeitskraft gegen Lohn zu verkaufen) allein ausreicht, um ökonomische Unfreiheit, Ungleichheit und Ausbeutung aufrechtzuerhalten und durchzusetzen, bedarf es immer auch des zusätzlichen politischen Zwanges. Je wirksamer der ökonomische, um so geringer der politische Zwang — im allgemeinen. Ein *guter* Staat wäre erst der absterbende Staat, der *bessere* der bereits weitgehend abgestorbene Staat, der im Hegelschen Sinne dreifach *aufgehobene* Staat.

Ergo: Wo politische Unterdrückung anzutreffen ist —beispielsweise in Osteuropa —, läßt das nicht auf irgendwelche *Fehler* irgendwelcher Machthaber schließen, sondern zunächst einmal auf simple ökonomische Ausbeutung (Aneignung von Mehrwert durch Ausbeuter), deren konkrete Formen es klarzustellen gilt (siehe entsprechende Ansätze hierzu bei Bernd Rabehl).

Eine objektive Analyse der stalinistischen oder nachstalinistischen (ausbeuterischen) Produktionsverhältnisse in Osteuropa, der nomenklaturistischen Produktionsweise, ist nur möglich, wenn wir uns strikt vom Mythos lösen, der Mystifikation, als sei die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln (und deren Überführung in die kollektive Verfügungsgewalt der Nomenklatura) gleichbedeutend mit Sozialismus. Dieser Mythos wird heutzutage gleichermaßen von dem bunten Haufen der *Marxisten-Leninisten*, *Trotzkisten* und *Stamokapisten* gepflegt. Das Märchen von den

*sozialistischen Ländern* (bestenfalls mit bloßen *Entartungs-Erscheinungen*), bzw. *Übergangs-Ländern* (zum Sozialismus) ist reine Verhüllungs-, Rechtfertigungsideologie, Ersatzreligion. Dazu gehört auch der Mythos vom *sozialistischen Charakter* der Oktoberrevolution. Die von den authentischen Revolutionären Lenin und Trotzki vollzogene Umwälzung war vielmehr (unbeschadet ihrer anderslautenden Proklamation) die russisch-asiatische Form der bürgerlichen, antifeudalen, Industrialisierung ermöglichenden Revolution. Welcher Staat also ist der schlechtere — die DDR oder die BRD? Für Jedefrau, Jedermann ganz offensichtlich die DDR. Nur sie muß sich durch Mauer und Minenfeld vor der Massenflucht ihrer Lohnabhängigen schützen, die lieber spätkapitalistisch arbeitslos sein wollen, aber *frei*, als malochend, normenerfüllend, gefesselt. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

In der BRD werden — siehe Berufsverbotspraxis — die demokratischen Freiheiten eingeengt. In der DDR aber müssen sie überhaupt erst hergestellt werden! Ich bitte ernsthaft, diesen kleinen Unterschied zu bedenken. Wir Radikaldemokraten, Freiheitssozialisten, Humankommunisten, Christsozialisten, Basis-Spontis haben den Linken da drüben in der DDR einen entscheidenden Vorteil voraus: die von uns erkämpften (durch unsere Schwäche nur verengten) demokratischen Freiheiten. Angesichts der realen Unfreiheit in der DDR (jeder kann sie mühelos besichtigen) ist es der reine Hohn, vom realen Sozialismus in der DDR zu sprechen. Die Privilegierten OST wissen, warum sie Ausbeutung und Unterdrückung mit dem Firmenzeichen *Sozialismus* verbrämen. Und die Profiteure WEST wissen, warum sie diesen Etikettenschwindel aufgreifen und ihren Krisenkapitalismus als *Freiheit statt Sozialismus* verkaufen.

Der sozialistische, antikapitalistische-antinomenklaturistische Widerstand der vereinigten Linken in Ost und West ist eine Massenbewegung, die sich von der Basis her dem Privat- und Cliques-Interesse, dem Sonderinteresse, im Allgemeininteresse entgegenstellt. Die Veränderung der lebensbedrohenden Verhältnisse kann nur das Werk der Betroffenen selbst sein."

Das also zum Staat: zum starken Staat, guten Staat, besseren Staat. Und wenn wir gar von Gewalt reden wollen — dazu noch in Deutschland bzw. in beiden deutschen Reststaaten—, mein Gewalterlebnis beginnt mit dem Weltkrieg Nr. I. Und den habe ich vorgefunden, nicht erfunden, und den haben die Gewalthaber gemacht, die ökonomischen und politischen

Gewalttäter, ganz allein und in ihrem alleinigen Interesse. Da trägt kein Radikaler die Schuld daran, kein Linker, ganz im Gegenteil. Wollen wir doch bitte schön einmal zurückdenken, wie sie angefangen hat, unsere neue deutsche Zeit.

Meine Mobilmachung gegen die Gewalt begann mit fünf Jahren: genauer gesagt, auf den Tag genau, am 30. Juli 1914 — damals, als der rote Biesen-General an mir Knirps auf der Treppe vorbeilief, mir keuchend zurief, sinnlich-glücklich: *MOBILMACHUNG!* Sein Lebensziel war erreicht. Von da an war ich — meinen Eltern sei Dank — mobilgemacht auf eine andere, eine ganz andere Art. Es ist das Kriegserlebnis, das Erlebnis des durch Sonderinteressen organisierten ALLGEMEINEN IRRENHAUSES (Norbert Blüm), das mich geprägt hat — für alle Zeiten. Die Nachricht war Botschaft, wurde mein Schlüsselerslebnis.

In dem Sinne ist dieser Lebensroman auch ein Schlüsselroman: die Ähnlichkeit der auftretenden Personen mit namensgleichen, mich eingeschlossen, ist gegeben.

Wer mein Bautzen-Kapitel liest, kann nachvollziehen, warum ich auch hier in der BRD gegen Isolierungshaft bin (gegen wen immer sie angewandt wird und unter welchem Vorwand). Das Loch von Bautzen — von Wolf Biermann (der inzwischen zu uns hineingeschleudert wurde) schaudernd-frivol besungen — ist exemplarisch. Freund Robert Havemann sitzt dicht davor — vorerst im Hausarrest. Sei solidarisch begrüßt, unbeugsamer Zuchthauskumpel aus der Brandenburger Todeszelle!

Kybernetiker Kolman entkam nach Stockholm; wir stehen jetzt wieder in Kontakt. Der Humankommunist schrieb dem Monopolbürokraten Breschnew einen sehr offenen Abschiedsbrief. Siehe da: ein 84jähriger Springinsfeld, der ein neues Leben beginnt; Entdeckermut, Lernlust, Veränderungsdrang treiben ihn um. Davon könnte sich so mancher 20jährige dogmenverkalkte Greis eine Scheibe abschneiden.

Dagegen ist Walter Ulbricht nun ganz und gar tot, war es politisch schon, bevor er noch starb. Niemand weinte um ihn, kaum einer erinnert sich noch. Versunken und vergessen, welch klassisches Schauspiel: Despoten enden zumeist als Unperson.

Was nun den eigentlichen thriller anlangt in meinem Buch, den harten Krimikern, das kidnapping, so muß ich euch eingestehen: Der Fall ist immer noch ungelöst. Es gibt ausschließlich meine Aussage, die des Opfers mithin, aber keinen, absolut keinen Zeugen der Anklage. So fand die gezielte Desinformation der STASI (Staatssicherheitsdienst der DDR-Bürokratie), die Entführung habe es überhaupt nicht gegeben, selbst hier im Westen gelegentlich offene Ohren.

Zu meinem Glück ließ sich Annelie, meine Frau, keinen Augenblick durch all die Tintenfisch-Trübung, die Täuschungsmanöver verwirren: sie war der ruhende Pol, der stetige Initiator im Kampf der Linken für meine Befreiung.

Solange aber keinen der pflichteifrigen Täter die Reue packt (spät, doch nie zu spät), solange kein mitwissender STASI-Offizier die Koffer packt — und auspackt, bleibt das Kapitalverbrechen unaufgeklärt. Wie heißt es in alten Balladen? Die Sonne bringt es an den Tag ...

In unserer westöstlichen Haben-Gesellschaft wird das Individuum bürokratisch taxiert, abgestempelt und ins Datenschubfach zu den Akten gelegt; auf dem Etikett steht das Gütesiegel: Getreuer Staatsdiener bzw. Approbierter Marxist — oder aber der Giftvermerk: Störer, Agent des Gegensystems. Es entspricht dem geschrumpften, entfremdeten, dem unmenschlichen Menschenbild, uns festzulegen. Doch sind wir Werdende. Ein jeder ist lernfähig. Die Welt ist veränderbar, weil es die Menschen sind.

So warne ich davor, Euch an dieses Buch festzuheften oder mich an ihm festzumachen, beinahe möchte ich es ein "Jugendwerk" nennen. Wie diese Zeilen zeigen, sehe ich heute manches anders als damals vor 10 Jahren, so schnellebigen Jahren. Trotzdem habe ich den Inhalt unverändert gelassen. Nachträglich am einstmaligen Text herumzubasteln, halte ich für unstatthaft, obwohl solche Mogelei ziemlich üblich geworden ist.

Die wesentlichste Korrektur, die ich heute an meiner damaligen Sicht vorzunehmen habe, betrifft den russisch-chinesischen Konflikt: Er erscheint mir nun als der primäre, der bedrohlichste Gefahrenherd auf unserem Planeten — ein antagonistischer Gegensatz, dessen Urheber eindeutig das Sowjetimperium ist.

Was den Stellenwert des 17. Juni im Geschichtskalender anlangt, so verweise ich auf den Anhang. Auch hier habe ich mich — wie mein Beitrag in "Die Neue Gesellschaft" zeigt — korrigiert: Heute sehe ich diese 5 Tage im Juni mehr als ostwesteuropäisches Fanal denn als deutsche Tragödie. "5 Tage im Juni" lautet übrigens der endgültige Titel des Stefan-Heym-Romans, dessen Entstehungsgeschichte ich schilderte. Das vielfach umgeschriebene Manuskript ist nun nach romanhaftem Schicksal erschienen.

Damals im Sommer 1914 — der Kaiser hatte markig verkündet: wenn die Blätter fallen, im Herbst schon, führe ich meine siegreichen Truppen heim aus dem Feld — damals, als ich in der überfüllten Straßenbahn krächte: der Kaiser kann doch gar nicht, wenn die Russen nicht wollen, spürte ich zum erstenmal, daß der aufrechte Gang in düsteren Zeiten einsamer Gang

ist. Natürlich hatte ich meine Kinderweisheit altklug von meiner Mutter bezogen, und gegen sie richtete sich nun das gesunde Volksempfinden der aufgebrachten, der besseren Bürger, Kleinbürger und Arbeiter; gerade die Lohnabhängigen wollten nun zeigen, daß sie dazugehören. Sturm in der Straßenbahn. Meine Mutter stieg aus mit mir, seelenruhig: Du darfst nie darauf hören, was die Leute sagen, wenn du gegen den Wahnsinn bist, beruhigte sie mich. Da ging ich noch nicht einmal zur Schule — ein hoffnungsvoller Sprößling mit Straßenbahntrauma.

Mit Elf aber stand ich schon allein auf den Beinen, als rings um mich die Tausende niederknieten bei der Fronleichnamsprozession, um Bilder anzubeten, was mir abscheulich erschien. Dann am 30. Januar 1933 — jenem denkwürdigen Berliner Fackelzugabend vor Reichspräsident Hindenburg und seinem Kanzler Hitler — inmitten der tosenden, taumelnden, mit Deutschem Gruß emporgerockten Untertanen, war ich bereits das bewußt alleinstehende, entgegenstehende Individuum — der vereinzelte Einzelne im Phantasieverbund mit dem heute verlorenen, morgen auferstehenden Haufen.

So ein Kleinkindtrauma in der Straßenbahn hat manches für sich — von wegen des Ablösens, Loslösens aus schlechter Gesellschaft.

Der Entschluß, sich nicht vereinnahmen zu lassen — nicht einmal unter der Folter —, bedeutet auch den Vorsatz, unbestechlich zu bleiben. Meine Vorfahren ließen sich lieber mit einem Mühlstein um den Hals im Rhein versenken, als sich zur DREIFALTIGKEIT zu bekehren, was für sie Vielgötterei bedeutete, so erzählte mir meine Mutter.

Neulich in Büdingen, als ich mit Annelie die idyllische Altstadt besichtigte, erfuhren wir vom männerwitzelnden, entfremdeten Fremdenführer Aufregendes: von 198 im fürstlichen Hexenturm, Folterturm peinlich befragten Frauen, widerstanden zwölf der Unglücklichen der grausamen Tortur. Sie legten kein Geständnis ab — und wurden des Landes verwiesen. Die übrigen 186 Gemarterten landeten auf dem Scheiterhaufen — oder wurden entgegenkommenderweise geköpft (falls sie nämlich zur vornehmen Welt gehörten und sich die hohe Köpfgebühr leisten konnten). Es ging also schon damals streng rechtsstaatlich zu: ohne Geständnis keine Hinrichtung. Im übrigen fiel das Vermögen der Ermordeten und Ausgebürgerten den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, sprich Folterknechten zu. Die Prozeßakten sind im fürstlichen Schloßarchiv einzusehen. Ein Stück christlich-deutscher Feudalgeschichte, Kriminalgeschichte, das nicht nur Feministinnen interessieren dürfte.

Was nun die Unbestechlichkeit anlangt: Mandatsträger, die ihr Lebensziel in einem 10000-DM-Monatssalär erblicken, sind möglicherweise zu jeder Gesetzesschandtat bereit, um sich nur ja ihren hochdotierten Job zu erhalten. Böser Lobbydienst war schon immer guten Lohnes wert. Das große Geld braucht gute Worte, kauft sich seine Wortmacher, Gesetzmacher. Nicht immer müssen es gleich die groben Lockheed-Methoden sein, mit denen die Multis arbeiten. Es geht auch mit subtileren Mitteln. Und was sollen wir zu jenen "Arbeitnehmer-Vertretern" sagen, die sich der Lohnabhängigen nicht unter einem Managereinkommen annehmen können? Was zu jenen Arbeitsdirektoren etwa, die für den bescheidenen Jahresbetrag von 300000 DM im Konzernvorstand mitwirken? Und was zu den mehrfachen Aufsichtsratsmitgliedern, die für attraktive "Aufwandsentschädigungen" (nur ein Teil davon wird an Gewerkschafts-Stiftungen abgeführt) am Ende gar Konzerninteressen vertreten? Oder zu den Monopolbürokraten, die sich in die Anreicherungsanlage für Privilegien empor-schmarotzt haben, das Zentralkomitee, das Pol-Büro der Staatspartei? Nun stehen sie dank ihres Kadavergehorsams im Kaderverzeichnis, eingetragen als Nomenklatura-Mitglied der herrschenden Ausbeuterklasse. Nun leben sie — leben für gutes Privileg gefährlich.

Damit sind wir wieder bei der neuen Chartistenbewegung. Für jeden, den es betrifft — und betroffen sind alle: Es ist an der Zeit, den Alltag zu revolutionieren, sich zu entschließen zu neuer Lebensweise. Jeder findet eine Haltestelle, um rechtzeitig aus der Straßenbahn zu steigen, ehe sie aus der Weiche springt, auf abschüssiger Fahrt. Eine ganze Menge schon sind umgestiegen auf Fahrt in menschliche Zukunft. Sie verkaufen sich nicht mehr, um MEHR, MEHR und MEHR, denn sie wollen ALLES. Unbegrenztes, unsinniges, sinnentleertes Konsumwachstum erscheint ihnen nicht mehr als höchster Lebenszweck.

Du wirst das Ziel der Klasse niemals erreichen, drohen die Weisen dem aufbegehrenden Status-quo-Schüler. Er will dies Klassenziel gar nicht erreichen.

Wer also möchte Revolutionär im Beruf werden, anstatt Berufsrevolutionär, gar Berufsbestochener? Ich begrüße sie, diese meine unverbesserlichen Leser, spurensichernde Geschichtsdetektive, indem ich ihnen gerade das empfehle, was Walter Ulbricht weiland schaudernd, hohnvoll verwarf, mit dem Großen Bann belegte. Weiche von mir, Satan, rief der Großinquisitor und schleuderte den Roten Stein der Weisen gegen den Vermaledeiten. Das magische Geschoß zerschmetterte den "verhängnisvollen Einfluß einiger revisionistischer *Theoretiker*, die im

Namen des Marxismus eine *Vereinigung des Sozialismus mit der Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit* verlangten".

Nicht zu glauben:

*"Einige Leute wollten in der ČSSR eine Freiheit einführen, wie es sie noch nie gab, eine Demokratie, die es noch nirgends gab und nirgends gibt."* (NEUES DEUTSCHLAND v. 16. 10. 1968)

Auf denn!  
Euer Heinz Brandt  
Frankfurt, März 1977<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> An anderer Stelle steht im Original noch ein Hinweis: "Die in diesem Buche angeführten Tatsachen über den in der DDR lebenden Personenkreis stellen für die dortigen Machthaber keine Neuigkeit dar und können daher niemanden gefährden. (Der Verfasser)"



Ich bin in Gefahr gewesen durch die Mörder, in Gefahr unter den Juden,  
in Gefahr unter den Heiden... in Gefahr unter den falschen Brüdern...  
2. KORINTHER 11, 26

Es ist wesentlich, daß jeder einzelne Mensch die Freiheit hat,  
gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche und ethische Fragen frei zu diskutieren.  
Jedes Land, in dem diese Freiheit der Diskussion nicht erlaubt wird,  
muß als bedrückende Diktatur bezeichnet werden,  
ungeeignet für die neue Welt der Moralität und der Demokratie,  
die wir zu bauen versuchen.  
LINUS PAULING  
(aus dem Brief an den Ostberliner Akademiepräsidenten Hartke  
in Sachen Havemann)

Ich glaube an den Menschen, und das heißt, ich glaube an seine Vernunft ...  
Ja, ich glaube an die sanfte Gewalt der Vernunft über die Menschen ...  
Das Denken gehört zu den größten Vergnügungen  
der menschlichen Rasse.  
BERT BRECHT, Galileo Galilei

Der Standpunkt des alten Materialismus ist die "bürgerliche" Gesellschaft;  
der Standpunkt des neuen die *menschliche* Gesellschaft  
oder die vergesellschaftete Menschheit.  
Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*,  
es kommt aber darauf an, sie zu *verändern*.  
(Nr. 10 und 11 der "Thesen über Feuerbach")  
KARL MARX

## Vorwort von Erich Fromm

Geschichte wird von den jeweiligen Siegern geschrieben. Manchmal geschieht es, daß man sich der Besiegten erinnert und daß ihnen gestattet wird, ihren historischen Platz einzunehmen. Das ereignet sich gewöhnlich, wenn sich zu einem späteren Zeitpunkt der Geschichte ihre Ideen schließlich doch durchgesetzt haben. Dies kann eine Generation, vielleicht aber auch Jahrhunderte dauern. Häufig werden die Beteiligten, ihre Ideen und ihre Überzeugungen von den siegreichen Ideen totgetrampelt oder, schlimmer noch, entstellt und der Geschichtsschreibung des Siegers angepaßt.

Die ungewöhnliche Bedeutung dieses Buches liegt darin, daß es von einem der Besiegten geschrieben wurde, doch von einem, dessen Niederlagen seinen Glauben nicht erschüttern konnten, der sich in seinen Überzeugungen keinem Zweifel hingegen hat, der die Darstellung des Siegers nicht akzeptiert und sich auch nicht in einen Zyniker verwandelt hat.

Im Juni 1961 hielt sich Heinz Brandt, Sozialist und Redakteur der westdeutschen Industrie-Gewerkschafts-Zeitung "METALL", in Berlin auf, um seine Zeitung bei einer Gewerkschaftstagung zu vertreten. Plötzlich war er verschwunden. Am nächsten Tag meldete die SED-Presse, er sei bei der Ausführung eines Spionageauftrags für die Westmächte verhaftet worden. Dann folgten noch andere Erklärungen, wie, daß man ihn im Ostsektor in der S-Bahn schlafend angetroffen habe, die damals West- mit Ostberlin verband. Doch nicht nur diese sich widersprechenden Erklärungen, sondern vor allem die Persönlichkeit Brandts ließen in seinem Bekanntenkreis keinen Zweifel aufkommen, daß ihn Agenten von Ulbrichts SSD<sup>5</sup> verschleppt und nach Ostberlin gebracht haben mußten. (Dies ereignete sich in den Tagen vor der "Mauer", als nicht nur Verwandtenbesuche, sondern auch Entführungen keine Schwierigkeit machten.) Nachdem man ihn ein Jahr lang ohne jede Verbindung mit der Außenwelt gelassen hatte, wurde Brandt in einem Geheimverfahren zu dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

---

<sup>5</sup> Westdeutsche Bezeichnung für MfS (Ministerium für Staatssicherheit), – wohl um DDR-Behörden nicht als Behörden eines Staates legitimieren zu müssen. Der Ausdruck wird hier bedauerlicherweise auch von Heinz Brandt benutzt (oder war das der Verlagslektor?).

Im Mai 1964 wurde Brandt entlassen und kehrte in die Bundesrepublik zurück, um seine Geschichte zu berichten. Er war tatsächlich in die Hände der östlichen Sicherheitspolizei geraten, die ihm das Anerbieten machte, ihn freizulassen, wenn er erklären würde, daß er aus Enttäuschung über die Bundesrepublik freiwillig zurückgekehrt sei. Brandt zögerte keinen Augenblick, dieses Angebot abzulehnen. Während der Untersuchung vor der Verhandlung und während der Verhandlung selbst weigerte er sich, das Spiel mitzumachen und dadurch eine leichtere Strafe zu bekommen, indem er seinen Grundsätzen untreu wurde. Seine Entführung und seine Freilassung machten ihn zu einer Cause célèbre — einem aufsehenerregenden Fall, über den die gesamte Weltpresse berichtete. Aber diese sensationellen Ereignisse beantworten nicht die entscheidenden Fragen: Warum wurde er entführt? Und warum wurde er wieder freigelassen?

Das vorliegende Buch beantwortet diese Fragen, aber es tut mehr als das: Es enthüllt uns die Persönlichkeit eines Mannes mit unerschütterlichem Glauben und voll Hoffnung — eines Mannes, der von seinen Überzeugungen durchdrungen ist. Aber indem es Brandts Schicksal aufrollt, geht das Buch über den persönlichen Bereich hinaus: Es vermittelt uns ein Bild von einer Gruppe von Sozialisten und Kommunisten, die vor dem ersten Weltkrieg geboren sind, die russische Revolution und die Machtergreifung Stalins und Hitlers erlebt haben, die nie den verfälschten Sozialismus akzeptiert haben, den die rechten Sozialdemokraten oder Stalin anzubieten hatten, und die daher in Opposition zu ihrer Führung standen, gleichgültig, ob sie nun Sozialisten oder Kommunisten waren.

Diese Generation authentischer Revolutionäre ist nahezu in Vergessenheit geraten. Einesteils weil die meisten von ihnen von Hitler oder Stalin liquidiert wurden, andernteils weil Stalins Sieg die Welt in dem Glauben bestärkte, sein terroristischer Staatskapitalismus stelle die Glaubenssätze des marxistischen Sozialismus dar. Es gibt vielleicht noch einen dritten Grund. Die Ereignisse seit dem ersten Weltkrieg haben in immer stärkerem Maße die Illusionen über Ideen und Grundsätze erschüttert. Eine zynische Einstellung des Unglaubens, der als Realismus figuriert, hat die Oberhand gewonnen. Daher werden Menschen, die kompromißlos an ihrem Glauben und an ihren Grundsätzen festhalten, häufig als Neurotiker, Narren oder noch Schlimmeres angesehen.

Als Oberschüler der höheren Klassen und später als Universitätsstudent war der Verfasser dieses Buches Kommunist. Aber während er an die Revolution glaubte, die eine bessere und menschlichere Welt mit sich bringen sollte, begann er schon bald Stalins Ziele und Methoden anzuzweifeln und sie gemeinsam mit kleinen Gruppen oppositioneller

Freunde zu bekämpfen. Als Hitler Diktator in Deutschland wurde, kämpfte Brandt gegen die nazistische Doktrin, wurde verhaftet und mißhandelt. Nach seiner Freilassung aus der berüchtigten Nazi-Kaserne in der Hedemannstraße in Berlin widmete er sich wieder dem Kampf, obschon er als Jude hätte emigrieren können, ohne sich deshalb als Abtrünniger zu fühlen. Aber er kämpfte weiter in den antinazistischen Reihen bis zu seiner erneuten Verhaftung. Er überlebte sechs Jahre Zuchthaus und vier Jahre Konzentrationslager, bis er schließlich von den alliierten Truppen befreit wurde. In diesen ganzen Jahren war er nie bereit, den Kampf aufzugeben oder die Hoffnung zu verlieren. Keine der sadistischen Demütigungen, in denen seine Kerkermeister schwelgten, vermochte seinen Geist zu zerstören oder seine geistige Unabhängigkeit zu schmälern. Diese Unabhängigkeit zeigte sich in der Tatsache, daß seine Kritik an Stalin und dessen Politik sogar noch schärfer wurde. Er wandte sich gegen die selbstmörderische und unverantwortliche Politik, derzu-folge die Sozialdemokraten als "Sozialfaschisten" gebrandmarkt wurden. Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß die Schauprozesse der Ausdruck einer wahnsinnigen Entmenschlichung waren. Nie ließ er sich von der angeblichen "guten Sache" des "Nichtangriffspakts" zwischen Hitler und Stalin irreführen. Aber als Rußland in den Krieg gegen Hitler eintrat, schöpfte er neue Hoffnung. Vielleicht würde der Krieg gegen den Faschismus und das Bündnis mit den westlichen Demokratien zu der Entwicklung eines "humanistischen Sozialismus" in der Sowjetunion führen — trotz allem, was dort früher geschehen war (eine Hoffnung, die viele Antistalinen in Rußland und viele Amerikaner hegten). Nach dem Krieg erhielt diese Hoffnung noch neuen Auftrieb, als die sozialdemokratische und die kommunistische Partei in der Ostzone vereinigt wurden. War dies nicht eine Umkehrung der alten stalinistischen Politik? War Deutschland mit seiner kulturellen und zivilisatorischen Tradition nicht das Land, in dem ein humanistischer Sozialismus eine Chance hatte? Brandt glaubte es eine Zeitlang. Aber schon bald erkannte er deutlich, daß das Ulbricht-Regime versagte — in moralischer, menschlicher und politischer Beziehung. Wieder schwamm er gegen den Strom und fand sich in zunehmendem Maße in Opposition zu dem Regime, dem er diente. Schließlich, da er fürchtete, verhaftet zu werden, flüchtete er mit seiner Frau und drei Kindern in die Bundesrepublik und bekam dort eine Stellung als Redakteur bei der Zeitung der Industrie-Gewerkschaft Metall. Viele andere in seiner Lage hätten versucht, aus ihrem Bruch mit den Kommunisten Kapital zu schlagen, indem sie sich in berufsmäßige Antikommunisten und Befürworter des kalten Krieges verwandelt hätten. Brandt gehörte nicht zu ihnen. Alle die Verfolgungen,

die er durch die Nationalsozialisten und das Ulbricht-Regime erlitten hatte, machten ihn nicht zum Fanatiker, konnten seinen Glauben an Vernunft und Frieden nicht schmälern. Durch diese Haltung hat er sich bei den ostdeutschen Kommunisten verhaßter gemacht, als wenn er ein Befürworter des kalten Krieges geworden wäre. Er war ein lebender Beweis für den humanistischen Sozialismus, den Stalin und die kommunistische Partei durch die verheerendste aller Methoden vernichtet hatten: die absolute Entartung.

Seit seiner Verschleppung und während seiner drei Gefängnisjahre war es Brandt nicht erlaubt worden, mit jemandem zu sprechen, noch wußte er irgend etwas von den Bemühungen um seine Befreiung, die schon einige Tage nach seiner Entführung einsetzten. Liberale, Sozialisten, Pazifisten und Gewerkschaftler sowie Organisationen wie "Amnestie" verlangten unentwegt Brandts Befreiung. Als Bertrand Russell dieser Kampagne ihren größten Auftrieb gab, indem er einen Orden, den die ostdeutschen Kommunisten ihm verliehen hatten, zurücksandte, geschah das Wunder. Die Ulbricht-Regierung gab dem Druck der nichtkommunistischen "Linken" nach, begnadigte Brandt und erlaubte ihm die Rückkehr in die Bundesrepublik.

Dort sah sich Brandt jetzt dem gegenüber, was vielleicht die größte Versuchung seines Lebens war. Vermochten der Wunsch nach Popularität und der Groll gegen die Leute Ulbrichts den Glauben dieses Mannes an Frieden und Koexistenz und seine Ablehnung des Fanatismus zu erschüttern? Das vermochten sie nicht. Mit fester Zuversicht blieb er bei seinen Glaubenssätzen und seinen Überzeugungen, obwohl er damit, daß er sich selbst treu blieb, der Zahl seiner alten Feinde nur noch neue hinzufügte.

Indem ich dies zu Papier bringe, werde ich mir bewußt, daß meine Bemerkungen für viele Leser verwirrend und verblüffend, ja sogar widersinnig klingen müssen. Ich schreibe über Brandt als einen Mann des Glaubens, als einen humanistischen Sozialisten, der gleichzeitig Kommunist gewesen ist. Wie geht das zusammen? Hat nicht Stalin gezeigt, daß der Kommunismus das Gegenteil ist von allem Geistigen und von allem, was nur im entferntesten mit Humanität zu tun hat? Eine Leistung Stalins aber bleibt unbestreitbar: Es ist ihm gelungen, viele Menschen seines eigenen Volkes und die meisten der übrigen Welt davon zu überzeugen, daß seine Ideen und Programme den "Marxismus" und den marxistischen Grundsatz vom Sozialismus darstellen. Stalin brauchte den Mythos des (stalinistischen) Marxismus, um die Rolle des Nachfolgers von Marx — und Lenin — spielen zu können, und indem der Westen

diesen Mythos akzeptierte, half er Stalin, sein Ziel zu erreichen. Aber zu glauben, der Stalinismus und seine Prägung des Kommunismus seien die Verwirklichung des marxistischen Sozialismus, ist — wie Schumpeter bereits gesagt hat — nicht viel anders, als würde man in dem Großinquisitor einen Nachfolger Christi sehen. Es gibt viele historische Beispiele, die zeigen, wie Männer, wenn sie an die Macht gelangten, eine Idee verfälschten und ins Gegenteil verkehrten, und doch vorgaben, daß sie die ursprünglichen Glaubenssätze vertreten, indem sie sich der Worte des Gründers bedienten. Es gibt kein augenfälligeres Beispiel dieses Phänomens als den stalinistischen Kommunismus, der sich als marxistischen Sozialismus ausgibt.

Marx war einer der großen Vertreter der westlichen Aufklärung und des Humanismus. Für ihn bestand die Aufgabe des Menschen darin, alle seine menschlichen Kräfte, seine Liebe, seine Vernunft und seine künstlerischen Fähigkeiten zu entwickeln. Der Mensch, um reich zu sein, mußte viel sein, nicht viel haben ... Er stand dem Kapitalismus aus zwei Gründen kritisch gegenüber: Der eine war sein Materialismus, der den Menschen gierig nach immer mehr Besitz- und neuen Verbrauchsgütern machte. Der andere war, daß die Art und Weise der Produktion und des Konsums beim Kapitalismus eine Weiterentwicklung der produktiven Kräfte verhinderte, die, von den Fesseln des Kapitalismus befreit, allen Menschen eine materielle Grundlage für ein menschenwürdiges Dasein gewähren konnte. Der Marxismus ist die bedeutendste religiöse Bewegung<sup>6</sup> des 19. Jahrhunderts, wenn wir nur begreifen können, daß eine religiöse Bewegung nicht notgedrungen mit einem theistischen Begriff verknüpft sein muß. (Der Taoismus und der Buddhismus sind klassische Beispiele für nicht theistische Religionen.) Was Marx von allen anderen großen humanistischen Idealisten unterscheidet — von den Propheten bis zu Spinoza, Goethe und Herder —, waren nicht seine Ziele für die menschliche Existenz, sondern die Einsicht, daß Bildung allein nicht ausreichte, um den neuen Menschen oder das irdische Himmelreich zu schaffen. Er sah, daß der Durchschnittsmensch im täglichen Leben aus seiner Gesellschaftsklasse nicht hinauskommen konnte, und daher mußte man die Gesellschaft ändern, besonders ihre Produktionsweise und ihre Klassenstruktur — und zwar derart, daß sie die Grundlage für eine volle Entfaltung des einzelnen wurde. Gegen Ende ihres Lebens erkannten Marx und Engels, daß sie sich in ihrer Annahme geirrt hatten, diese große Umwälzung, die den neuen Menschen im Gefolge haben würde, stehe vor der Tür. Sie irrten sich auch in anderen Annahmen. Marx sah nicht, wie

---

<sup>6</sup> Eine steile These! "Humanistisch" ist nicht gleichzusetzen mit "religiös".

tief und nachhaltig die Vernunftwidrigkeit und das Böse sich in der menschlichen Natur eingenistet hatten, und — im Stil der Aufklärung — glaubte er, der Mensch würde, wenn er einmal von den äußeren Ketten befreit war, bereitwillig zu dem "neuen Menschen" werden. Er irrte sich auch hinsichtlich der Lebensdauer und Elastizität des Kapitalismus. Er erkannte nicht die Möglichkeiten eines Hitler oder Stalin. Marx, wie viele andere von ihrer Ideenwelt durchdrungene Männer, beurteilte die Zeit falsch, die es dauern würde, bis das "himmlische Königreich" auf Erden kam. Aber er wurde niemals schwankend — weder der junge noch der alte Marx — in seiner humanistischen Vorstellung von dem Menschen und seiner Zukunft. Noch wurden das seine Jünger der ersten Generation. Dann begann die sozialistische Bewegung zu entarten. Der Sozialismus wurde als eine rein wirtschaftliche Bewegung ausgelegt: Die Sozialisierung der Produktionsmittel unter der Führung der Arbeiterklasse wurde immer mehr zur Definition des Sozialismus und des Kommunismus. Der Mensch — laut Marx Wurzel und Ziel aller sozialen Umwandlungen — wurde wieder der ökonomischen Ordnung untergeordnet.

Der humanistische Sozialismus hat sowohl vom rechten Flügel wie auch von der kommunistischen Auslegung her den Todesstoß erhalten. Aber das bedeutet nicht, daß es nicht noch einzelne humanistische Marxisten gibt, die sich den tiefen Glauben an die marxistische Idee einer besseren Zukunft bewahrt haben. Tatsächlich gab es nur noch wenige, und die meisten von ihnen wurden von Hitler oder Stalin ausgelöscht. Heinz Brandt ist einer der wenigen überlebenden humanistischen Sozialisten in Deutschland, dem die Kraft geblieben ist, seine Geschichte zu erzählen. Diese Geschichte ist nicht nur ein erschütterndes menschliches Dokument des Glaubens, des Mutes und der Unabhängigkeit. Sie ist auch ein bedeutsames historisches Dokument, vor allem weil nur wenige Augenzeugen überlebt haben, deren Blick nicht durch Hilflosigkeit, Zynismus oder Enttäuschung getrübt war. Dieses Buch ist die ergreifende Geschichte eines Mannes, der fünf Jahre vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges geboren ist und der ein harter Kämpfer gegen den Nationalsozialismus und die stalinistische Verdrehung des Marxismus wurde. Vierzehn Jahre verbrachte er insgesamt in nazistischen und kommunistischen Gefängnissen und verlor nie den Glauben an seine Lebensanschauung von einer Gesellschaft freier und produktiver Menschen — einer Gesellschaft, für welche die Entwicklung des Menschen das allumfassende Ziel ist. Seine Autobiographie zeigt, wie der Einfluß seines Großvaters, eines Rabbiners und bedeutenden Talmudlehrers, sich mit

dem Einfluß seiner liberal-antinationalistischen Eltern und schließlich mit der deutschen philosophischen Tradition von Goethe, Hegel und Marx vermischt. Aber abgesehen davon, daß es sich hier um die Biographie einer ungewöhnlichen Persönlichkeit handelt, stellt dieses Buch eine wichtige historische Quelle dar für die Geschichte der deutschen Sozialisten und Kommunisten unter Hitler und für ihren Kampf gegen den Diktator. Es schildert die verschiedenen politischen und menschlichen Strömungen unter den Widerstandskämpfern sowohl außerhalb wie innerhalb ihrer Gefängniszellen und Konzentrationslager. Es zeigt ihre politischen Konflikte, Spaltungen und Kämpfe. Es ist das erste Mal, daß wir ein Bild der Widerstandskämpfer gegen Hitler von einem Mann erhalten, der außerordentlichen Mut und geistige Unabhängigkeit mit einer klaren und klugen Beurteilung der sozialen und politischen Ereignisse verbindet.



**TEIL I:**

**POLITISCHE LEBENSGESCHICHTE**

## Brüder, zur Sonne, zur Freiheit?

Nun bist du mit dem Kopf durch die Wand. Und was wirst du in der Nachbarzelle tun?

Stanislaw J. Lec

Ich habe meinen Amselbrief geschrieben.

Ich habe "Euer Ibykus" unterschrieben, und ich habe die Umgebung des Schloßpark-Theaters (wo ich gekidnappt wurde) als "Poseidons Fichtenhain" bezeichnet. Wurde doch dort (gemäß Schillers Ballade) Ibykus von den Räufern angefallen. Die "Aktion Kraniche" ist abgeschlossen. So oder so — der Brief mag durchgehen oder nicht.

Er geht nicht durch. Bald werde ich wissen, daß er nie angekommen ist.

Ich sitze in der Ein-Mann-Zelle, dem "Kammkasten" im Dauerdämmerlicht und bin sehr froh: Dieses Examen wäre bestanden. Durchaus gut bestanden. Jetzt sind die da am Zuge. Heute ist der I. Mai 1964. Erster Mai — "Traumfeiertag". Ich bin nun zwei Jahre bald in Einzelhaft: Einzelarbeit, Einzelfreistunde, Station II, Haus II. Das ist der schwere Bau von Bautzen. Zuchthaus! Einst saß "Teddy" (Ernst Thälmann) in diesem schmutzig-verkommenen, abbruchreifen Stall — am Ende gar in dieser Zelle. Verrückter Gedanke! Damals im August 1944 erfuhr ich von dem viehischen Buchenwalder Mord, auch an Rudi Breitscheid. Da war ich in Budy-Auschwitz. KZ! Mit dem Attentat auf Hitler war es schiefgegangen. Aber uns war klar, bald kommt die Freiheit — oder das Ende.

Nun bin ich Kosmonaut, gewissermaßen, im schweigenden Weltall. Absolutes Schweigen. Bleibt mir das als Rest? Aber ich muß doch alles sagen, alles schreiben, hinausschreien. In meinem Kopf tanzen die seligen Dämonen; er ist mein "Großes Schauspielhaus"; immer ausverkauftes Haus natürlich. Ich bin Intendant, Ensemble und Publikum in einem. Eben spiele ich aus Goethes "Maximen und Reflexionen" den bitteren Tod der Madame Roland, die ganz besonderen Gedanken:

*Madame Roland auf dem Blutgerüste verlangte Schreibzeug, um die ganz besonderen Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar: sie sind wie*

*selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.*

Ja, der gefaßte Geist. Wie oft habe ich damals in Nazihaft und nun im SSD-Verlies meine Hinrichtung trainiert — völlig fiktiv, sie drohte mir nie. Aber falls sie mir drohte, wie würde ich das bestehen? Im Training kam ich mit knapper Not durch; aber die Wirklichkeit mußte unvorstellbar, unausdenkbar grausig sein.

Selige Dämonen ... Ich las (im Sammelband "Letzte Briefe von Widerstandskämpfern") den letzten Brief an die Mutter, den jenes blutjunge Geschöpf schrieb, Hitlers Schafott im Blick: Nie, niemals in ihrem Dasein hätte sie so intensiv gelebt, geliebt, gedacht, als in diesen ihren letzten Tagen ...

Ich arbeite allein. Bohre elektrisch. Der feine Bohrer bricht so leicht ab. Die winzigen Stifte haben unzulässig große Toleranzen, sie krümmen sich beim Einschlagen, wenn sie auch nur minimal zu dick sind. Ich muß nach Augenmaß aussuchen, je nachdem auch, wie sich das Bohrloch ändert — der Bohrer nutzt sich zu schnell ab, und ich muß ständig nachschleifen — . Es ist immer das gleiche Problem, auch bei diesen Paketschaltern für das volkseigene Elektro-Schaltgeräthewerk, für das hier im Zuchthaus produziert wird: mangelnde Qualitätsarbeit.

Andererseits habe ich mein "Soll" zu schaffen — ich stehe im Häftlingsleistungslohn. Bei allem aber arbeite ich im Tagtraum. Meine Hände vibrieren im Rhythmus des Motors, aber in meinen Gehirnzellen setzt sich das Summen des Motors in den Dialog meiner Helden, in die Handlung auf meiner Bühne um: Denken über das Erlebte, Denken über das Erfahrene, Erkannte; das ständige theoretische Bemühen, das unablässige Vergleichen mit der Praxis. Sie soll ja der Prüfstein jeglicher Theorie sein. Und ich lese, lese in der Freizeit. Das gibt mir die geistige Substanz für die Arbeitszeit, die bei aller Mühsal verfliegt, so daß ich immer wieder überrascht bin, wenn der Obergefangene, der "Brigadier", zur Mittagszeit oder zum Feierabend an die Zellentür klopft. Und es ist ein ständiger Zwang: Alles, was immer ich auch lese — ich sehe es vor mir, setze es in Beziehung zu meinem Leben, meinem Erlebnis, meiner Erfahrung. Das Abenteuer des Lebens wird zum Abenteuer des Denkens, wird durchdachtes Abenteuer.

Das Amselmännchen sitzt auf der Zuchthausmauer — lackschwarz mit goldgelbem Pfriemschnabel — und flötet in den Frühling. Nein, es hat nichts Neues gelernt, es ist die wehmütig-süße Melodie, mit der es sein

Revier absteckt nach überstandener Winternacht: werbewirksame Frühjahrsreklame, jauchzende Tontropfen, glitzerndes Schmelzwasser, Tauwetter-Illumination.

Der Himmel ist eine "rhapsody in blue". Ein Rausch von Frühlingsgrün (ich muß den Hals verrenken, dann sehe ich gerade noch die Baumkronen hinter der Mauer) ist hineingeklatscht in dieses Maiblaue. Meine Augen stellen sich nur mühsam auf die weite Sicht ein. Ich habe schon den Zellenblick, die Käfigperspektive. So schwimmt es vor mir in allen Tönungen von Grün, vom satten, dunklen Grün der Tannen, zum Froschgrün der Kastanien, bis zum lichten Lindgrün der Birken.

Wie tröstlich, zärtlich, erregend und geheimnisvoll — diese ewige Amselmelodie. Ihr Lockruf begleitet mich von Kindheit an: Ich hörte sie vor der Laubhütte meines Großvaters, das Jahr im Forsthaus als Dreizehnjähriger. Ich hörte sie im Winter durch das Zellenfenster — ein Versprechen auf den Mai und künftige Zärtlichkeit und die leuchtenden Früchte im Herbst. Der Mai ist jetzt da, und Zärtlichkeit liegt in der Luft — ungreifbar, weltenfern und allgegenwärtig. Das Amselpaar hat sein Nest gebaut, vier Junge sind schon geschlüpft, das Männchen flötet, und beide füttern sie um die Wette die junge Brut.

Ich habe das alles genau beobachtet und genau beschrieben in meinem Amselbrief. Und unversehens kam ich von den Amseln auf die Kybernetik, von da natürlich auf die Politik. Sie drängt sich in den schönsten Frühling, die lieblichste Melodie (wie kann es schon anders sein bei mir). Und außerdem ist ja auch nur Knast-Frühling, Zucht-haus-Frühling.

Süße, bittere Amselmelodie!

Es ist ein kleines Rechteck (kaum größer als mein schönes Wohnzimmer daheim in Frankfurt), dieser Freistunde-Käfig, in dem ich dreißig Minuten — tönend "Freistunde" genannt — pilgere. Die Wachmannschaft ist ängstlich darauf bedacht, daß ich keinem anderen Strafgefangenen begegne oder gar mit ihm spreche, wenn im Trappisten-Deutsch das Kommando "Ablaufen" und "Einlaufen" erschallt. Das sinnige "Ablaufen" bedeutet dabei "Raus aus der Zelle — rein in den Käfig", und beim "Einlaufen" ist es umgekehrt. Ein Wort gilt hier immer — wie in der Babysprache — für den ganzen Satz, den gesamten Vorgang. Das Isolier- und Schweigesystem funktioniert mit preußisch-seelenloser Perfektion. Ach, wie sie das verstehen, meine vortrefflichen, uniformierten Deutschen. Rote Preußen, braune Preußen, schwarze Preußen — Kasernenpreußen wie auch immer.

Sie tun brav ihre Pflicht, all die Soldaten (Soldat und brav!). Gehorchen wollüstig oder gelangweilt-mürrisch, auf jeden Fall pedantisch jedem Befehl. Ihre Ehre heißt allzumal Treue.

Dieses Mal bin ich nicht der jüdisch-bolschewistische Untermensch, sondern ein Staatsfeind, Agent des Klassenfeindes. Was tut es? Sie spielen hingegeben, stumpfsinnig-dumpf, ja mit Raffinesse, das lebenswichtige, staatserhaltende Spiel: Isoliert den "Strafgefangenen" in jeglicher Hinsicht von der Gesellschaft, entfremdet dieses menschliche Wesen gänzlich seinem Urgrund als Homo sapiens, als zoon politikon. Das Spiel erstarrt im Schema, wird Selbstzweck, Wahnsinn als Methode und System.

"Ein Strafgefangener meldet sich zur Freistunde. Es meldet Strafgefangener 558", und: "Ein Strafgefangener meldet sich von der Freistunde ab. Es meldet sich Strafgefangener 558." Das ist meine tägliche Litanei.

Diese Ritualformel melde ich, ein Kleiner von unten, wehrlos und im Zuchthausrock, hinauf zum Großen, MP- und Waffenrockträger — aufgebaut so hoch da droben. Und von oben herab, einer Balkonplattform der Wachstube, erfüllt er, der Uniformierte, mit einem mürrischen Kopfnicken oder auch mit einem trockenen "geht in Ordnung" — was in dieser Situation schon beinahe persönlich wirkt — seinerseits das Zeremoniell.

Der Wachposten überblickt die vielen Käfige, in denen die Einzelgefangenen oder aber Gruppen bevorzugter Gefangener ihre Kreise laufen. Bei den Gruppen wird streng darauf geachtet, daß Gleichschritt und Abstände eingehalten und kein Wort gesprochen wird. Dafür sorgt nicht nur der MP-Träger da oben, sondern immer auch ein Obergefangener im Gruppenkäfig, der kasernenmäßig kommandiert, eifrig kontrolliert und in sechzehn sehr schnellen Zeiten eine Art chinesisches Freiübungsschema absolvieren läßt. Nur Zahlen, Nummern, Codes hört man von ihm: "565, halten Sie den Schritt. 284, Ihr Abstand ist zu kurz. 518, drehen Sie sich nicht um, sprechen Sie nicht. 1, 2, 3, 4, 5,.... 16."

Beflissen brüllt der Obergefangene, daß es der MP-Träger auf der Plattform ja höre, wie ordnungsgewillt und staatsbewußt er ist. Er hofft, auf diese Weise Strafaussetzung zu erhalten, vielleicht sogar ein Drittel seiner Strafe "geschenkt" zu bekommen. Jede Gruppe hier ist "belauscht in Wort und Blick" (wie es der Chor in "Fidelio" singt). Der "Große Bruder" weiß alles, erfährt alles, ahndet alles. Das Uhrwerk funktioniert.

Mit Menschen in einem Käfig zu weilen und sie als isolierte Rädchen, bloße Nummern funktionieren zu sehen, nie mit ihnen sprechen, kaum einen Blick mit ihnen tauschen zu dürfen, das ist noch grausiger als der Einzelgang.

Und so genieße ich auch — und erleide nicht nur — mein Alleinsein. Niemand schreibt mir Tempo oder Länge meiner Schritte vor, die dem schmalen, rechteckigen Steinplattenweg "immer an der Wand lang" folgen. Unbemerkt pflücke ich Löwenzahn- und Kresseblätter — meine Rohkost, meine Vitamine. Sie wachsen völlig "pflichtvergessen" in dem Miniaturgarten, der das Zentrum meines Käfigs bildet. Mit dieser Anpflanzung ist das Soll erfüllt, das dem Strafgefangenen an Natur zusteht. Mein Blick folgt den Stiefmütterchen im Beet mit ihren rätselhaften Farbaugen, und ich hole mir die optische Vision, als folgten sie mir mit geheimnisvollem Blick, als wendeten sich ihre Kelche mir nach.

Wenn ich an klaren Tagen in die Sonne blinzele und dann die Augen schließe, das Gesicht dem Licht, dem Himmel zugewandt, erscheinen die farbenprächtigsten abstrakten Bilder: Symphonien in Rot, Gelb und Schwarz; Kreise, Bälle, Stäbe, die still und zielbewußt durch ein Meer von Orange, Blau und Grün ziehen, sich verschleiern, verdunkeln.

Ulbrichts Ignoranten, all den dogmatisch-erstarrten Kunstbanausen zum Trotz besichtige ich meine private Galerie abstrakter Kunst.

Täglich übe ich mich darin, die ekelerregenden, großen Kothaufen zu übersehen und zu überriechen, welche die nächtlich im Hofe streunenden, ewig wachenden Polizeihunde regelmäßig hinterlassen.

Überhaupt ist meine Beziehung zur Gattung Hund denkbar getrübt. Wachhunde sind nicht mein Fall. Der biedere Schäferhund verwandelte sich unter der Hand, der Herrenhand, in den stramm dressierten Polizeihund von Brandenburg, Auschwitz und Bautzen. Und der sozialistische Polizeihund beißt für den Sozialismus.

In Berlin-Dahlem las ich einstmals an einer Millionärsvilla das Warnschild: "Vorsicht! Pflichtbewußter Hund!"

Ihn "bissig" zu nennen wäre tierbeleidigend, nahezu Tierquälerei gewesen. Und wir Deutsche sind tierlieb.

Manch einer von uns, der empört aufschrie, wenn ein Hund getreten wurde, sah unberührt weg, wenn das getretene Wesen den Judenstern trug.

Es sind immer die Letzten, die von den Hunden gebissen werden — die Unprivilegierten. Von jeher war es die Pflicht der Hunde, die Privilegien ihrer Herren wachsam zu beschützen.

Viele von uns schreien auf, wenn auf streunende Hunde scharf geschossen wird. Viele von uns sehen weg, wenn die Scharfschützen auf menschliche Zielscheiben anlegen.

Würde ich fliehen — die Bautzener Polizeihunde würden mich zerfleischen, die Bautzener Uniformierten mich niederschließen. Pflichtbewußt ..

Einmal stand in weißem Neuschnee die Aufforderung: "Name!" — Der Hunger eines Häftlings nach Personalität, Kommunikation sprach mich an, schrie zu mir. Doch es konnte auch eine Provokation sein, oder mein Nachfolger schon im Freihof konnte es anzeigen. So unterließ ich es, dieser lockenden Aufforderung zu folgen und das "Heinz Brandt" in den Schnee zu kritzeln. Als "Zugang" schon (im Juli 1962) erfuhr ich, daß es jedem Gefangenen streng verboten ist, statt der Nummer seinen Namen zu nennen.

Ein andermal fand ich einen Gruß vor; ich vergesse ihn nie. Eine leuchtend-rote Aster steckte im rostigen, wirren Stacheldraht, der sich oben an der Backsteinmauer hinzieht. Da sehe ich die Asten in den Vorgärten der heimatlichen Bauernhäuser, slawisch-germanisches Symbol des traulich-geborgenen, heimeligen Zusammenklangs von Mensch und Natur. Der Häftlingsgärtner hatte das Astenbeet abgeerntet für die Zuchthausbürokratie, aber die schönste Blume für uns aufgespießt, als Liebeszeichen auf diese Todeszacken, die Drahtstacheln, die uns seit 1914 Terror, Tod und Krieg verkörpern.



Vier Mauern hat mein Käfig, aber oben den offenen Himmel. (Im SSD-Zentralgefängnis Berlin-Hohenschönhausen war auch der mit einem dichten Netz aus Tauwerk verhängen.) Eine der beiden kurzen Rechteckseiten ist die vier Meter hohe Zuchthausmauer, die drei anderen sind nur zwei Meter hoch, dafür aber oben mit Glasscherben belegt und kreuz und quer mit Stacheldraht überzogen. An der kurzen Seite gegenüber der Zuchthauswand ist der Einlaß zum Käfig mit der

verschießbaren Holztür. Nur auf dieser knappen Strecke kann ich mit genauer Not über die hohe Mauer hinweg die höchsten Zweige, Baumwipfel erspähen — da draußen in der Freiheit. Doch von dort hätte ich noch einen weiten Weg zu den Todesstreifen, den Minenfeldern, dem Drahtverhau, der Isoliermauer, die den festen Bau DDR umziehen. Für uns aber, im Zuchthauskäfig, ist der große Käfig da draußen schon etwas, das beinahe der Freiheit gleichkommt.

Frei-Stunde, Frei-Hof, Frei-Zeit — die Silbe "frei" ist hier gänzlich sinnentleert, ihres Inhalts entkleidet, rein verbal, Schale ohne Kern.

Wieder flötet das schwarze Amselmännchen; das dunkelbraun-rotbraune Weibchen sitzt im Nest und brütet. Über Nacht ist das Nest da, kunstvoll eingebaut in die Ziertraillen im Eck oberhalb des Wachstubenfensters. Das Männchen muß ihn gestern nach meiner Morgenfreistunde gebaut haben — den schleimverklebten, reiserwobenen Napf.

Wochenlang ist das Amselpaar mir Lichtblick, Beobachtungsobjekt, Gedanken-Experimentierfeld.

Interessant ist vor allem die Variationsbreite seines Verhaltens. Kein starres Schema: Die Flötenmelodie wird vom Männchen ständig abgewandelt — in Takt, Rhythmus, Ton und Lautstärke — ebenso der Anflugsruf auf der Mauer, das hackende "tack, tack, tack — ich bin da ... komme dich ablösen ... bringe Futter". Manchmal wartet er auf der Mauer ihr "du-kannst-kommen"-Knarren ab. Oder er streicht heran, stellt sich mit den langen, kräftigen Beinen auf den Nestrand oder eine Traillenverzweigung, schnäbelt mit ihr oder wartet geduldig auf ihren Abflug, die Futtererlaubnis.

Hat sie kurz vorher die vier geschlüpften, hell-piepsenden Bälge versorgt, dann läßt sie ihn noch minutenlang auf der Mauer warten, ehe sie sein Rufen erhört und ihn anlockt. Sie wacht, daß die unersättlichen Nestlinge kurze Pausen einlegen, ehe sie wieder Regenwürmer, Insekten, Larven und Beeren verschlingen.

Oft aber wartet das Weibchen gar nicht ab, bis es abgelöst wird. Es fliegt mit sirrendem Warnruf davon; das Männchen hört das — oder es wird da draußen hinter der Mauer (für mich nicht wahrnehmbar) verständigt. Gleich fliegt es heran, füttert eifrig, und die Jungen verrenken die langen, nackten Häuse, drängen sich mit weit aufgesperrten Schnäbeln heran, um nur ja etwas zu ergattern. Dann stürzt er sich mit ähnlich sirrendem, stets variierendem Abflugruf erneut auf Futtersuche.

Die Kommunikation zwischen diesem Amselpaar erweist sich als hochdifferenziertes, flexibles System — unendlich höherstehend als etwa



das starre Funktionsschema bei Instinkthandlungen niederer Tiere wie Käfer, Raupen, Insektenlarven.

Gerade solch starres Schema aber haben die Menschen den Tieren abgelauscht und für ihr uniform-soldatisches Zeremoniell übernommen.

In krasser Form erlebte ich das einmal in Köln. 1928 war es, auf einer Rheinwanderung nach glücklich bestandem Abitur. Köln war dazumal von den Engländern besetzt, und da sah ich so einen bedauernswerten Besatzer vor einem Ehrenmal oder Generalssitz das Wachparade-Ritual zelebrieren: ein grausiger menschlicher Spieluhrenautomat, ganz allein auf der Welt, in ständig wiederholten Zirkelfiguren, Wendungen und Paradeschritten.

Ich habe mich damals sehr beherrschen müssen, daß ich ihm nicht ins Gesicht schrie: So empörte mich, wie er sich hier degradieren ließ, dieser junge Mensch, in der vormenschlich bunten Uniform, mit den atavistisch-blanken Knöpfen, Litzen und all dem infantilen Lametta. Was für ein schrecklicher Verfall! Eben noch in seiner Freizeit mochte dieser Junge, nicht älter als ich, unbekümmert und froh seinen Weg gegangen sein, und schon war er verdammt in alle Ewigkeit zum Instinktritual einer Käferlarve, im Hohlspiegel verzerrt, eingepfercht in das System des Kadavergehorsams und sich selbst völlig entfremdet.

Eigentlich war das ja ein Stück perfekten Preußentums, und sicher hatten es die lieben, traditionsfreudigen Engländer den Welfen abgesehen, ihrem früheren hannoverschen Königshaus. Die aber hatten es sicherlich wieder den glorreichen Preußen entlehnt.

Von den Amseln also und der englischen Käferlarve in Köln hatte ich meiner Frau Annelie in meinem Mai-Brief geschrieben. Mag sein, daß dies der zensurierenden Bautzener Larve nicht gefiel. Der Analogieschluß lag schließlich nahe. Mag sein auch, daß der Satz Anstoß erregte, ich hätte meinem Ostberliner Anwalt, der mich auf Annelies Bitte am 28. April besucht hatte, ALLES erzählt (das *alles* in Druckbuchstaben geschrieben). Oder aber man ist über das "Euer Ibykus" gestolpert. In diesem Falle müßte der Anwalt sehr rasch reagiert, meinen Bericht sofort an eine SED-Behörde weitergeleitet haben und Bautzen angewiesen worden sein, jede weitere Briefinformation an meine Familie und damit an die IG Metall zu stoppen.

Damals hoffte ich jedenfalls, der Brief würde noch durchgehen, als Schlußstein meiner Informationsserie. Ich ahnte ja nicht an diesem 1. Mai der Sehnsucht und gespannten Erwartung, wie dicht ich schon am Tor der Freiheit stand.

Heute aber möchte ich die Leitung der Strafanstalt Bautzen bitten, oder auch die ihr vorgesetzten Behörden: Schickt mir meinen von euch einbehaltenen Amselbrief, meinen Mai-Brief, den letzten Zuchthaus-Brief! Befreit die Amseln aus den Akten. Oder sollten sie auch heute noch eure Staatssicherheit gefährden? Sendet den Brief endlich an seine Adresse: an meine Frau, an unsere Wohnung in Frankfurt am Main. Wenn auch der Absender nicht mehr bei euch einsitzt. Ich bin "begnadigt", nun wohlan, begnadigt auch meine Amseln. Laßt die armen Zugvögel in ihre südliche Heimat fliegen. Das hieße amselhaft gehandelt, nicht käferlarvenmäßig.

Doch ich fürchte — eine derartige Metamorphose gibt es nicht.

Die Tür ist hinter mir zugeknallt, die Schlüssel klappern, das Schloß schnappt ein, dann töpbert der Riegel — die ewigen Knastgeräusche. Wie kurz die "Freistunde" war — ich bin wieder in der Zelle und habe die Wahl zwischen künstlichem Licht oder gebrochenem Dämmerlicht. Der blaue, klare Frühlingshimmel ist durch das Milchglas verdeckt. "Klarer Himmel": Das war der russische Film, über den ich in "METALL" geschrieben hatte, gerade bevor *das* passierte.<sup>7</sup> Es war einer der ersten Streifen da drüben in Moskau, der den Anschluß an den modernen Film suchte, der sich offen mit dem todgrauen Alltag der Stalin-Ara auseinandersetzte, klaren Himmel forderte und — völlig illusionär — ihn im wesentlichen schon als errungen ansah, inmitten eines penetrant sowjet-"patriotischen" Milieus. Blieb der Film auch in den Ansätzen stecken, so war es doch eine der ersten Schwalben, wenn nicht des Sommers, so doch des Tauwetters.

Damals war ich hinaufgegangen zum Nachbar über uns mit meinem Manuskript, um mir seine Meinung anzuhören. Er war ja literarisch so beschlagen, und vielleicht konnte ich noch das eine oder andere verbessern.

Hans Beyerlein<sup>8</sup> zeigte sich sehr angetan — oh, er war durchaus für klaren Himmel, daß es endlich menschlich zuginge überall in der Welt. Er war gescheit und witzig und gastlich wie immer, lachte fröhlich-unbekümmert, begrüßte die gute Gelegenheit, mit mir ein Glas Wein zu trinken. Seine "Mizzi" war rasch bei der Hand mit den Gläsern, der Flasche und dem Gebäck. Es war immer so gemütlich bei ihnen — ein guter Nachbar und hilfreicher Kollege ...

---

<sup>7</sup> Klarer Himmel (russisch: Tschistoje njebo) ist ein sowjetischer Spielfilm von 1961 (Regie: Grigori Tschuchrai) und gilt als der bedeutendste Tauwetterfilm im Rahmen der Entstalinisierung. Die Handlungszeit umfasst den Zeitraum von Silvester 1940 bis zur Gegenwart ca. 1959/60. Er gewann den Grand Prix der 2. Moskauer Internationalen Filmfestspiele. In der DDR wurde der Filmroman noch vor der deutschen Uraufführung im Film Spiegel abgedruckt, 1962 kam die Produktion auch in Westdeutschland zur Aufführung, 1963 in den USA. (Wikipedia)

<sup>8</sup> IG Metall-Funktionär (und Mitarbeiter des MfS), der beteiligt war an der Entführung Heinz Brandts in die DDR.

Nein, ich habe keinen Zugang dazu, keine Erklärung. Die Beweise sind eindeutig, aber sie stoßen schroff gegen das Menschenbild von ihm. Da steht sie vor mir, seine Erscheinung; hier sind die Tatsachen, und es führt kein Weg von einem zum anderen. Meine Niederlage ist bestürzend, total. Instinkt, Gefühl, Menschenkenntnis — alles versagte. Auch nachträglich ist die Identität von Mensch und Tat für mich nicht vollziehbar; unvermittelt, unvereinbar stehen sie gegeneinander.

Als die ersten vagen Warnstimmen aufstiegen, habe ich sie verdrängt. Das konnte doch einfach nicht sein! Sah ich denn weiße Mäuse? Beginnt so der Verfolgungswahn? Und ich lachte über mich selbst, dachte an den Glas-Wasser-Trick, das Suggestivbeispiel, von dem mir mein Erich Fromm erzählt hatte.

Ja, da ist also Erich Fromm und meine Familie, und im Dämmerlicht der Zelle werden die uniformierten Wachmannschaften, die schlüsselklappernd, hallenden Schrittes den Stationsflur, die Eisentreppe passieren, werden mir diese knast-realen Personen zu Schatten, Schemen, Lemuren. Meine lieben Menschen aber, Lichtjahre von mir entfernt, erscheinen körperlich vor mir wie jene Venus dem armen Mönch bei Heinrich Heine. Immerdar stehe ich in lebendigem Zwiegespräch mit ihnen, sie trösten mich, sprechen mir Mut zu, verheißen mir Rettung, diskutieren mit mir über Gott und die Welt, und wie immer streite ich mich mit ihnen über alles, und wie immer bin ich mit ihnen über alles einig.

Meine Frau Annelie erscheint, meine Leonore; "Fidelio" wird mir zum Symbol meines eigenen Schicksals. Schon dröhnt draußen der Trompetenstoß.

Meine Söhne Jürgen und Stefan unterhalten sich mit mir über ihre Jünglingskonflikte; meine kleine Regina, die so manche Nacht um mich weint, läßt sich von mir trösten, und ich schreibe ihr das Märchengedicht von der Forelle Silberhell.

Meine Freunde von der Gewerkschaft, den Jungsozialisten, dem Studentenbund diskutieren mit mir über den Metallarbeiterstreik, über die erfreuliche Haltung von Willy Brandt, Heinrich Albertz, Egon Bahr und vielen anderen in der Passierscheinfrage. All das sind Stimmen und leibhaftige Erscheinungen, die mich im Tagtraum und Nachttraum in meinem schmalen Kammkasten aufsuchen.

Heute ist auch feiertägliche Zwiesprache mit meinen Büchern, die ich mir aus der Bibliothek und der Sonderbibliothek (für wissenschaftliche Literatur) ausgeliehen, zum Teil aber auch für mein Arbeitsentgelt gekauft habe. Ich bin wieder einmal bei Büchner. Büchner und kein Ende.

Der kommt bei mir gleich nach Grimmelshausen. Seit eh und je. Mit vierundzwanzig Jahren mußte Georg Büchner hinweg, dieser geniale Dichter und Naturwissenschaftler. Unausdenkbar, was wir verloren. Wie schwer, sich vorzustellen, welchen Lauf sein Leben hätte nehmen können. Weg und Werk erloschen im strahlenden Beginn. Ich blättere in *meinem* Drama, "Dantons Tod" ...

... DANTON: Ich weiß wohl — die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder ...

MERCIER:... Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Eure Systeme, wie Bajazet seine Pyramiden aus Menschenköpfen .. .

... DANTON (vor dem Revolutionstribunal): ... Ihr wollt Brot, und sie werfen Euch Köpfe hin! Ihr dürstet, und sie lassen Euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken! ...

ZWEITES WEIB: ... Wie er beim Konstitutionsfeste so am Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so 'ne Ahnung .. .

Und dann der Schluß! Drei Paukenschläge: Sie ziehen das tragische, fürchterliche, das historische Fazit der großen, berausenden, so unerhört entarteten Französischen Revolution, verdichten es zu höchster Poesie:

Die Patrouille tritt auf.

EIN BÜRGER: He, wer da?

LUCILE (sinnend und wie einen Entschluß fassend, plötzlich): Es lebe der König!

BÜRGER: Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Das ist wohl der gewaltigste Ausklang, der je einem Dramatiker gelang. Die verzweifelte, durch den Terror Wahnsinnig gewordene Revolutionärin, Desmoulins' Frau, die mit dem Selbstmordruf "Es lebe der König!" den Sinn der erkämpften Republik in Frage stellt.

Ich habe "Dantons Tod" gemeinsam mit Annelie im Westberliner Schiller-Theater gesehen. Kurz vor unserer Flucht aus Pankow. Piscator inszenierte das in einem Wurf. Und ich identifizierte mich mit Piscator und Büchner und Danton. So wie sich Piscator mit Büchner und Danton identifizierte, die Summe seines Lebens zog, die Bilanz seines großen geistigen Abenteuers.

**Piscator** war es, der meinen Jugendtraum deutete und mir den Weg wies in dem Rausch, die Erhebung des revolutionären Handelns. Piscator war es nun, der mir in seiner bekennenden "Danton"-Inszenierung all das

deutete, was an Entsetzen, Schauder und Enttäuschung für ihn, für mich und die Millionen der uns Gleichgesinnten danach kam.

In den Büchern, den Gestalten hier in der Zelle begegne ich mir selbst, meiner Generation, die nach Weltkrieg, Inflation, inneren Wirren inmitten der großen materiellen und geistigen Krise der zwanziger und dreißiger Jahre sich die Bücher vom Munde absparte — getreu der Losung: "Hungere um deine Bücher, sie werden dein Wanderstab, der nie zerbricht ..."

Was alles wurde uns zerbrochen — uns blieb die große humane Idee. Wir hatten den geistigen Zugang gefunden zum Abenteuer des Denkens, zum Handeln für eine bessere, eine menschliche Welt.

Bücher voll guten Geistes ... Dazu gehört auch dieses eigenartige, höchst aufschlußreiche Werk von Walther Victor: "Dasein und Wirken. Goethe 1809" aus der Zuchthausbibliothek.<sup>9</sup>

Seinen 60. Geburtstag hatte er erlebt, der Herr "Geheimde Rat", den Kopf voll neuer gewaltiger Vorhaben. Das alles wollte noch geschrieben sein, und das hieß sich immer mehr auf sich selbst zurückziehen, haushalten mit der Zeit, mit der Kraft. Er machte sich keine Illusionen (so wohl ihm der Glanz tat des spießigen Exzellenz-Daseins), versicherte, "das durchaus Scheißige dieser Herrlichkeit zu erkennen", nahm "des Handelns ewige Unschuld" für sich in Anspruch ("Der Teufel, wißt Ihr, wurde alt, so werdet alt, ihn zu verstehen").

Man war seiner in der Schulzeit ein wenig überdrüssig geworden. Nun hatte er einem doch viel zu sagen, der alte Herr und Teufel, der die Tat immer an den Anfang gestellt hatte, auch der Meinung war, daß Selbsterkenntnis "durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln" erwerbbar sei.

So kommt meine denkwürdige 1.-Mai-Entdeckung — die ich Walther Victor danke. Victors lakonische Anmerkung:

Dem "Schema einer Biographie", das Goethe 1809 verfaßte, lag ein Blatt bei, das folgende, von der Hand Goethes geschriebene Zeilen enthielt:

Mein Leben — ein einzig Abenteuer.  
Keine Abenteuer durch Streben nach Ausbildung dessen, was  
die Natur in mich gelegt hatte.  
Streben nach Erwerb dessen, was sie nicht in mich gelegt hat.  
Ebenso viel wahre als falsche Tendenz.  
Deshalb ewige Marter ohne eigentlichen Genuß.  
Niederträchtige Nekrologen.

---

<sup>9</sup> Walther Victor: Dasein und Wirken. Goethe 1809 (Weimar 1955: Volksverlag)

Halbverschollen ist das, was Victor hier ausgegraben hat. Und Goethes Worte erscheinen mir wie eine an mich persönlich gerichtete Botschaft. Sah ich doch mein Leben selbst so.

Zwei Texte, die ich in "Victors Goethe-Lesebuch" finde, erhellen manches, was vorerst noch dunkel-vieldeutig bleibt.

So die "Reflexion":

"Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch gelernt begreifen."

Sein bestürzendes faustisches Alterswissen:

"... in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentlich Behagen hatte. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte ..."

Ganz gewiß, das ist es: das ewige Wälzen des Steins, der wollte, wollte immer von neuem gehoben sein. Welch ein Geheimnis in diesem "wollte" steckt! Das Wollen kam aus dem Stein. So konnte Goethe nicht anders. (Ein "sollte" hätte den Sinn zerstört.)

Immer wollte es in mir — nie wird es anders sein, nie soll es anders werden. Der schreckliche, unverlierbare, beseligende Drang, der Zwang, zu deuten, zu erkennen, zu verändern, einzugreifen und kritisch zu überprüfen, anzuzweifeln und sich selbst zu korrigieren, das Leben zu genießen, sich des Lebens zu freuen. Die Welt zu interpretieren, um sie zu verändern, meint Karl Marx und empfiehlt das *de omnibus dubitandum* als Ausgangshaltung.

"Die Notwendigkeit zu handeln ist eher da, als die Möglichkeit zu erkennen", gibt Immanuel Kant zu bedenken.

"Um zu handeln, muß man vieles nicht wissen", transformiert Paul Valéry das ins Gallisch-Skeptische.

Nein, die Einzelzelle hat mich nicht ausgelöscht: *cogito, ergo sum!*

Übrigens hat Goethe es sich schwerer gemacht (mit seinem Streben nach dem, was nicht in ihn gelegt war), als es Petrus (1. Petrus 4, 10) den Erwählten ans Herz legt: "Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat ..."

Conan Doyle, hilf: Ich brauche deinen Sherlock Holmes, deinen Watson, um den Kriminalfall aufzudecken bis in die letzte Verzweigung: Ich brauche deine spiritistische Gabe, um den Alten aus Weimar in die Zelle zu zitieren .. .

Wie soll ich es jemals schreiben, das "einzig Abenteuer"?

Hier gibt es nicht einmal einen Gänsekiel .. .

## Ein Besucher im Gefängnis

Wie verhält man sich, wenn der Polizeihund  
mit dem Schwanz wedelt?  
St. Lec

Mein Anwalt **Dr. Friedrich Wolff**<sup>10</sup> hat ein gutartiges Fuchsgesicht. Nun sitzt er mir gegenüber. Die Lippen sind listig verkniffen, und er blinzelt ironisch. Sein kahler Schädel schwimmt wie ein Lampion im dämmerigen Besuchszimmer des Zuchthauses und neutralisiert wohlthuend das blinkende Parteiabzeichen am Rockaufschlag.

In meiner Not hatte ich meiner Frau Annelie von der Sehnenkontraktur an der Hand geschrieben. Sie hatte sofort richtig reagiert und mir den Anwalt geschickt. Alles hatte sich lückenlos ineinandergefügt, und es war ein doppeltes Wunder: Da saß er nun bei mir, an diesem 28. April 1964 — der einzige Mensch, der mir unter diesen Schemen begegnet war. Und wir waren allein. Zum ersten Male hier in Bautzen sprachen wir ohne Zeugen, ohne den Wachbeamten vom Dienst.

Es hatte schon eines handfesten Vorwandes bedurft, um diese eiskalte Bürokratie zu überspielen. In der Kaserne und im Knast kann man nur mit einer Krankheit etwas anfangen, die offen zutage liegt — die jedermann sofort feststellen kann. Diese Dupuytrensche Kontraktur — eine Spätfolge meiner KZ-Zeit — erwies sich nun als wahres Göttergeschenk. Der vierte und fünfte Finger der rechten Hand krümmten sich ungemein anschaulich nach innen, so stellte der Häftlingsarzt sofort die Diagnose.

Das Spiel forderte Geduld — asiatische Geduld.

Es war ein zäher, lautloser Kampf gewesen, und er hatte vor einem Vierteljahr begonnen — damals, am 27. Januar 1964, als ich (mit Handschellen gefesselt und in der "Grünen Minna" von Ostberlin nach Bautzen transportiert) zum zweitenmal im gleichen Zuchthaus eingeliefert und als "Zugang" neu eingetragen wurde, diesmal als Nummer 558.

Meine Lage erschien mir an dem kalten Wintertage mehr als bedroht. Ich hatte soeben im Berliner SSD-Gefängnis wieder einmal das "großzügige" Angebot abgelehnt, mich vorfristig freizulassen, falls ich ein öffentliches Reuebekenntnis abgeben und meine "republikflüchtige" Familie in die

---

<sup>10</sup> Friedrich Wolff (geb. 1922) war einer der einflußreichsten DDR-Rechtsanwälte. Er war über 20 Jahre Vorsitzender des Berliner Anwaltskollegiums in der DDR.

DDR zurückrufen würde. Nun war ich also strafweise zurückgestufter Zuchthaus-Gefangener. Was mochte mich wohl noch erwarten, da ich doch ihren Interessen so offenbar im Wege stand? Wie kärglich waren meine Mittel! Nur meiner Frau durfte ich schreiben — und auch ihr nur kümmerliche zwanzig Zeilen im Monat (selten gab es einen Sonderbrief). Wie begrenzt auch waren diese zwanzig Zeilen! Nichts über die Verhältnisse im Zuchthaus, nichts über meinen Prozeß, geschweige denn über die Untat durfte ich mitteilen, mit der sie mich in ihre Gewalt gebracht hatten.

Meine Briefe standen unter doppelter Zensur. Hatten sie den SSD-Verbindungsoffizier des Bautzener Zuchthauses passiert, ging offenbar eine Fotokopie zur SSD-Zentrale<sup>11</sup> in Berlin. So erreichten sie meine Frau manchmal erst nach drei Wochen.

Indes war es mir doch gelungen, nach und nach wichtige Informationen unauffällig in meine Briefe einzubauen, und ich hoffte heiß, daß meine Frau und vor allem meine Freunde in der IG Metall all diese Hinweise verstanden und genutzt hätten.

Meine Neueinlieferung in Bautzen bedeutete auch, daß ich routinemäßig wieder zur ärztlichen Zugangsuntersuchung kam. Unser Häftlingsarzt war — wie ich — wegen angeblicher Spionage zu langjähriger Haft verurteilt und bemühte sich, so gut es ging, die vielen Häftlinge, die hier im Bau vegetierten, mit unzureichenden Mitteln und kümmerlichen Medikamenten ambulant zu versorgen.

"Was ist denn mit dir los?" fragt er interessiert, "ich hatte dich doch schon aus meiner Kartei ausgetragen, auch die Kasse. Wir dachten hier alle, man hat dich entlassen. Drüben im Westen muß deinetwegen viel Tamtam sein. Auch die Wachmannschaften rätseln herum, was geschehen ist."

"Ich bin zurück", sage ich lakonisch, "weil ich ihre süße Tour abgelehnt habe: Reueerklärung und Familie zurückbeordern, dann wäre alles in Butter. Aber ich spiele nicht in ihrem Verein."

"Wenn du dich stur stellst", sagt der Häftlingsarzt, "kann es für dich noch bitter werden. In deiner Lage solltest du vielleicht die Chance nutzen, zumindest deine Frau fragen, was sie darüber denkt."

"Ich will ihr auch schreiben, aber etwas anderes." Ich zeige ihm meine Hand. "Du kannst mir helfen, wenn du mir sagst, was damit los ist."

Er untersucht sehr gründlich, stellt dann die eindeutige Diagnose, hat mich aber nicht verstanden.

"Damit könntest du für eine Weile in den Krankenbau kommen, das erfordert eine Operation."

---

<sup>11</sup> Zur Erinnerung: "SSD" ist die westdeutsche Kalter Krieg-Umschreibung für MfS.



"Lokale Anästhesie", frage ich, "oder Vollnarkose? Auf das letzte kann ich mich nicht einlassen."

"Das liegt ganz in der Auffassung des jeweiligen Arztes."

"Ich habe so meine Erfahrungen gemacht", sage ich. "Sie haben mich betäubt und entführt, aus Westberlin", sage ich, "und diesmal wache ich aus der Betäubung vielleicht gar nicht mehr auf. Warum soll ich diese Kerle noch in Versuchung führen? Der Gedanke liegt ihnen doch zu nahe, meine Asche als die eines am Operationskollaps Verschiedenen nach Hause zu schicken. Das wäre doch für sie die bequemste Art meiner Rückkehr."

Der Häftlingsarzt meint dazu, meine Lage sei allerdings komplizierter, als er sie sich vorgestellt habe.

Am nächsten Sonntag, dem 2. Februar, war Schreibtag. Am 23. Februar, als mein Brief in Frankfurt eintraf, wandte sich meine Frau an meinen Ost-Anwalt. Sie tat damit genau das, was ich erwartet und bezweckt hatte. Annelie schrieb:

"Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

In seinem Februar-Brief schreibt mein Mann Heinz Brandt zum ersten Male etwas über seinen Gesundheitszustand. Ich möchte Sie davon informieren. Es heißt in dem Brief: *>... ich bin sonst ganz gesund, nur entwickelt sich an meiner rechten Hand eine dumme Sehnenkontraktur (nach einem französischen Arzt benannt), die den 4. und 5. Finger fortschreitend nach innen krümmt. Es ist das wohl eine Spätfolge meiner Eisfischerei in Auschwitz, als mein Fischereikommando der fluchtbereiten SS im Januar 1945 die Karpfen mit dem Netz unter dem Eis herausfischen mußte ... Wahrscheinlich wird eine Operation nötig, da es sonst keine Therapie gibt ...<* Nach der Beschreibung meines Mannes scheint es sich um die sogenannte Dupuytren'sche Kontraktur zu handeln. Sie werden verstehen, daß ich damit wieder eine erneute Sorge habe.

Ich möchte Sie nun höflich ersuchen, nach Möglichkeit wieder einmal meinen Mann zu besuchen und vor allem mit der Anstaltsleitung zu sprechen, ob ich meinem Mann in irgendeiner Weise helfen kann. Vielleicht ist es möglich, daß er — abgesehen von dem operativen Eingriff — zusätzliche Lebensmittel, Medikamente, Vitamine, Kalkpräparate oder dergl. bekommen darf. Ich bitte Sie darum, darüber Erkundigungen einzuziehen und mir das Ergebnis mitzuteilen ..."

Am 4. März bestätigte der Anwalt den Empfang des Briefes und versprach, Besuchserlaubnis zu beantragen. Er erhielt sie für den 28. April. Damit war etwas ganz Außerordentliches erreicht. Denn nach der unhumanen Strafvollzugsgesetzgebung der DDR sind sämtliche Aufgaben des Anwalts nach Beendigung des Prozesses erloschen — er kann seinen Klienten höchstens dann in der Strafhaft aufsuchen, wenn zivilrechtliche oder sonstige außerordentliche Umstände vorliegen.

Meine Frau, die mich nicht besuchen konnte, ohne selbst verhaftet und in Verhöre verwickelt zu werden, hoffte immer wieder aufs neue, durch den Anwalt Aufschluß über meine Lage zu erhalten.

Der ausführliche Brief, den Dr. Wolff schon am Tage nach seinem Besuch, am 29. April, an meine Frau sandte, war allerdings beziehungsweise genug, blieb aber gleichzeitig — aus verständlichen Gründen — rätselhaft. Da hieß es:

"Von Ihrem Mann, den ich wie angekündigt am 28. 4. in Bautzen besucht habe, soll ich Ihnen recht herzliche Grüße bestellen. Es geht ihm gesundheitlich gut. Was die Verkrümmung der Finger anbelangt, so handelt es sich, wie mir auch Ihr Mann bestätigte, tatsächlich um die Dupuytrensche Kontraktur. Ihr Mann möchte jedoch im Augenblick sich nicht operieren lassen. Erhebliche Beschwerden hat er vorläufig deswegen noch nicht. Von der Anstaltsleitung habe ich erfahren, daß Sie Fotos mit jedem Brief mitschicken können. Ihr Mann darf jedoch immer nur r Foto ständig auf der Zelle haben. Neue Fotos kann er entweder gegen die alten eintauschen, oder er muß sie, nachdem er sie 14 Tage gehabt hat, wieder abgeben. Medikamente können nicht geschickt werden, da ja bekanntlich die Versendung von Medikamenten aus Westdeutschland nach der DDR grundsätzlich untersagt ist.

Obst kann er jedoch erhalten. Allerdings ist es erforderlich, daß er einen Paketschein dafür beantragt, der voraussichtlich einmal im Vierteljahr erteilt wird.

Auf Grund dieses Paketscheines können Sie ihm dann ein Obstpaket schicken.

In der diesmal recht langen Unterredung, die ich mit Ihrem Mann hatte, hat Ihr Mann auf mich wiederum einen sehr lebendigen Eindruck gemacht. Er hat nach wie vor die Möglichkeit, Bücher zu kaufen, und liest deswegen auch sehr viel. Sie brauchen sich also insofern keine Sorgen zu machen ..."

Also — schloß Annelie — ging es Heinz "gut", also konnte die Sache mit der Hand — wie vorausgesehen — nur ein Vorwand gewesen sein. Lehnte er deswegen die Operation ab? Der Hinweis auf die lange Unterredung

erschien ihr recht bedeutungsvoll. Aufklärung konnte man nur erhalten, Näheres nur erfahren, wenn man mit Dr. Wolff selbst sprach. Also mußte jemand gefunden werden, der zu ihm nach Ostberlin fahren und ihn aufsuchen konnte. Am geeignetsten hierfür erschien der Essener Anwalt **Dr. Diether Posser**.<sup>12</sup> Er war unmittelbar nach meinem rätselhaften Verschwinden von meiner Frau und dem Vorstand der IG Metall beauftragt worden — gemeinsam mit Dr. Gustav W. Heinemann —, meine Verteidigung zu übernehmen. Die DDR-Behörden hatten beide abgelehnt. Weder durften sie mich im Prozeß verteidigen noch auch nur als Beobachter an ihm teilnehmen. Aber ein Gespräch mit Dr. Wolff war kaum zu unterbinden.

Am 5. Mai informierte meine Frau Dr. Posser über den Anwaltsbesuch vom 28. April. Sie schrieb:

"... mit diesem Brief erhalten Sie eine Abschrift von dem Bericht, den mir Herr Rechtsanwalt Wolff über seinen Besuch bei meinem Mann geschickt hat. Am meisten hat mich der letzte Abschnitt interessiert, weil er hervorhebt, daß das Gespräch lange gedauert hat. Sie werden sich denken können, daß ich nun die Bitte auf dem Herzen habe, ... bei Herrn Wolff vorzusprechen, damit wir vielleicht Einzelheiten über die Unterhaltung erfahren. Es ist ja erfreulich, daß die Handoperation wohl nicht akut notwendig ist ... Kürzlich erhielt ich wiederum einen außerordentlich freundlich gehaltenen Brief von Lord Russell, der mir versicherte, daß er nicht aufhören würde, sich für meinen Mann einzusetzen. Nachdem er ein weiteres Mal auf eine Intervention eine der üblichen stereotypen Antworten erhalten hatte, hat er beim ostdeutschen Friedensrat (ich nehme an, bei Heinz Willmann) gegen diese Art der Beantwortung protestiert ..."

Ja, Lord Russell! Der große Philosoph, Mathematiker und Atom-Pazifist<sup>13</sup> faßte den Weltprotest gegen Entführung und Terrorurteil außerordentlich wirksam zusammen und wurde durch seine beharrliche und entschiedene Aktion den DDR-Machthabern immer unbequemer.

Mit raschem Blick stelle ich fest, daß wir beide allein sind in dem kleinen Raum. Ich beherrsche meine gewaltige innere Spannung, gebe mich gelassen, so gut es geht. Seine freundlich-rücksichtsvolle Art erleichtert es mir, ihn ungezwungen und gelöst zu begrüßen. Er sitzt ja leibhaftig

---

<sup>12</sup> Posser gründete 1952 mit dem ehemaligen Bundesinnenminister Gustav Heinemann (zuvor CDU), dem späteren Bundespräsidenten Johannes Rau und anderen die Gesamtdeutsche Volkspartei. Nach deren Scheitern wurde er 1957 Mitglied der SPD, später Vorstandsmitglied.

<sup>13</sup> Lord Bertrand Russell (1872-1970) war ein bedeutender Philosoph und Mathematiker. 1950 Nobelpreis für Literatur. Er initiierte die Russell-Tribunale, zunächst zur Untersuchung und Dokumentation von US-Kriegsverbrechen während des Vietnamkrieges.

vor mir. Alles, was sich in mir angestaut hat, was nach Äußerung, Mitteilung, Weitergabe, Kommunikation drängt, kann sich nun freimachen, entladen. Und doch die immerwährende Angst, diese meine einzige Chance könnte entgleiten, Rechtsanwalt Wolff könnte mich als seelisch erkrankt ansehen, Einzelhaftpsychose vermuten oder — von den SSD-Diffamierungen infiziert — meine Anklagen für eine "partei-feindliche" Story ansehen.

Ich bin aufgeladen wie ein Akkumulator und fühle beglückt, mit welcher Intensität und geistiger Konzentration ich mich ihm verständlich mache. Ich habe die innere Logik der Wahrheit für mich, und als er gleich mit den ersten Worten versichert, daß er sich freue, mich so lebhaft und frisch, so "quicklebendig" zu finden, beginnt meine Angst zu schwinden, er könne mich für "übergesnapp" halten. Ich sage ihm lachend als Vorwarnung, ich sei übergücklich, daß ich ihm so gesund erscheine, wie ich es auch wirklich sei; denn er würde nun doch Dinge zu hören bekommen, die auch einem Anwalt, der allerhand Tobak gewohnt sei (hier und in der heutigen Zeit), so toll erscheinen dürften, daß er leicht in die Versuchung kommen könne, an meinem Verstande zu zweifeln oder gar an meiner Ehrlichkeit. All das aber, was ich ihm erzählen wolle, sei nicht ein Produkt einer kranken Phantasie, es sei die kranke Wirklichkeit, die vor ihm erstehe.

Er lacht ein gutes Lachen und meint, so, wie ich ihm gegenüber sitze und mich gebe, sei wirklich nicht an meiner geistigen Gesundheit zu zweifeln. Cberdies kenne er einerseits wohl die heutige Welt und habe andererseits längst den menschlichen Eindruck von mir gewonnen, daß jedes Wort von mir ernst zu nehmen und als wahr anzusehen sei. So werde ich immer sicherer und gelockerter.

In diesen Tagen, da ich das schreibe, erhielt ich einen Brief aus Israel. Eine alte Freundin meiner ermordeten Eltern schreibt mir: Erna Reiwit, eine Schülerin meiner Mutter. Bei ihr hatte ich zusammen mit meinem Bruder Richard und meiner Schwester Lili — wir drei standen damals allein in Berlin — meinen neunzehnten Geburtstag gefeiert. Wie oft hat sie uns eingeladen — immer fanden wir dort ein Heim. Seit über dreißig Jahren — sie war rechtzeitig nach Israel emigriert — hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Inzwischen waren meine Eltern und mein jüngster Bruder Wolfgang vergast und Richard in der Zeit der stalinistischen Schauprozesse in Moskau eingekerkert, gefoltert und ermordet worden. Dem Brief der Erna Reiwit nun war ein uralter Brief meiner Eltern aus dem Jahre 1928 beigefügt. Meine Mutter dankt darin ihrer jungen Freundin für die liebevolle Einladung ihrer Kinder. Und da stehen Worte,

die mich tief bewegen, gerade weil sie mir in diesen Tagen begegneten, da ich von dem Dr. Wolff schreibe:

"Wie mir zumute war, als ich alle drei an diesem Abend bei Dir wußte, bei Dir hörte am Telefon — das wirst Du erst wissen, wenn Du Deine kleinen Leute als große in der Ferne wissen wirst. Ich glaube ja fest daran, daß alle Güte, die in die Welt hineinströmt, weiter lebendig wirkt und so im tiefsten Sinne unsterblich ist. Ich bin im Innersten ergriffen, wo ich dieser wahren Güte gegenüberstehe. Ich freue mich so an Dir, Erna!"

Durch unsere Hände wandert der Ring, und ein Ring ist es, den wir bilden. In welcher Hölle auch immer wir weilen — wir finden Menschen dort, die uns hoffnungsfroh und zukunftsicher machen. Wie sehr auch das Böse neues Böses zeugen mag: Jede humane Tat, menschliche Güte leuchtet als Fackel über den blutbefleckten Steg hin, erhellt den schmutzigen Nebel über jener Landschaft, hinter der wir eine menschliche, menschenwürdige Gesellschaft ahnen. Nie verstummt die tröstliche Stimme, die innen tönende Melodie.

"Der echte Ring, vermutlich, ging verloren", meint skeptisch-vorsichtig der weise Nathan.

Wir aber sind geheißen, den Zauberring zu suchen, der eben erst entsteht.

Und ich enthülle dem Anwalt Wolff, warum ich mich nicht operieren lassen will: "Sie wissen, daß bei unserer ersten Begegnung unmittelbar vor meinem Prozeß keine Gelegenheit war, Ihnen mehr als die Tatsache meiner Entführung aus Westberlin mitzuteilen. Sie können mir aber nur helfen, wenn Sie auch die Einzelheiten kennen."

Das Erschütternde und Gefährliche ist, so sage ich ihm, daß der Hauptdrahtzieher Hans Beyerlein noch in der Vorstandsverwaltung der IG Metall sitzt. Er hatte von der DDR den Auftrag; er hat das Verbrechen organisiert. Nicht nur, daß er in meiner Arbeitsstelle tätig war, er wohnte überdies auch noch im selben Hause, sogar über mir. Und ihm hatte ich während eines Urlaubs Unterlagen zur Aufbewahrung anvertraut — aus denen eindeutig hervorging, daß ich schon mit der IG Metall und der SPD in Verbindung stand, als ich noch in Ostberlin wohnte. Er hat sie dem SSD in die Hände gespielt, denn sie wurden mir gleich bei meinem "Empfang" vom SSD vorgehalten. Er hat mich unter tausend Kniffen mit jener Frau, jener "literaturbeflissenen" Eva Walter zusammengebracht, die mir dann Monate später, am 16. Juni 1961, den Whisky mit dem Betäubungsmittel

kredenzte — in ihrem Zimmer bei der Familie Ast, unweit des Schloßpark-Theaters in Westberlin.

Ich schildere Wolff den genauen Hergang der Tat: Wie Eva mich um die Ecke des Hauses dirigierte, den Weg nach Dahlem wies (zu meinen Freunden, der Familie von Professor Flechtheim, bei denen ich übernachten wollte), wie ich unweit dieser Ecke zusammenbrach und eben noch, wie im Nebel, die Gestalten bemerken konnte, die hinter einem Eingang auf mich gelauert und denen sie das Zeichen gegeben hatte. Ehe ich das Bewußtsein verlor, hatte ich noch die Worte vernommen, mit denen sie mich empfingen: "Wir haben schon auf dich gewartet." Doch nahm ich ihren bedrohlichen Sinn nicht mehr auf.

Von dem Zimmer erzähle ich Wolff, in dem ich taumelnd und benommen zu mir kam; wie die Banditen sich als Samariter gaben, mir aber brutal ein Handtuch in den Mund preßten (der Unterkiefer trug dabei eine Kontraktur davon), um meine Hilferufe zu ersticken.

Den Anwalt verdrießt es nicht, daß ich fortan diese Gangster mit bösem Hohn mit "Friedenskämpfer" tituliere, "Friedenskämpfer" eigener Art.

Ich berichte, wie ich dann hilflos und nicht Herr meiner Glieder — im halben Dämmerzustand noch — mit dem Auto ins zentrale SSD-Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen verbracht und mit welch schurkischem Hohn ich dort empfangen wurde. Hier erst kam ich — und mir meine Lage — voll zu Bewußtsein.

Aber auch von dem "großartigen" Angebot erzähle ich, das man mir gleich zu Beginn machte. Ich würde alsbald frei sein und in Freuden leben können, wenn ich das Vorgefallene (also den Menschenraub) legitimieren und öffentlich erklären würde — reuig und "selbstkritisch" —, ich sei freiwillig zurückgekehrt, aus eigenen Stücken, enttäuscht vom "goldenen revanchistischen Westen", und fordere nun auch meine Familie in Frankfurt am Main auf, mir zu folgen, mitzuhelfen am Aufbau des Sozialismus in der DDR und so wieder gutzumachen, was ich durch meine "Republikflucht" im September 1958 und meine "Hetze gegen die DDR" verbochen hätte.

So erfährt Wolff also auch, daß man mir drei Tage Zeit ließ, in denen man mich auch des Nachts unablässig "ideologisch" bearbeitete. Erst als all ihre Drohungen, Erpressungen und Versprechen sich als unwirksam erwiesen hatten — inzwischen war es der 21. Juni 1961 geworden —, wurde die DDR-Nachrichtenagentur ADN angewiesen, jene beispiellos zynische Lügenmeldung zu verbreiten, ich sei beim "aktiven Spionageeinsatz" — illegal die Grenze überschreitend (mündliche Desinformationen sprachen darüber hinaus auch noch vom "falschen Paß") — im "Bezirk Potsdam" verhaftet worden.

Nicht das sei entscheidend, so sage ich zum Anwalt Wolff, daß ich ihm jetzt alles zur Kenntnis bringe, das Wesentliche sei etwas ganz anderes. Meine Frau Annelie — und damit der Vorstand der IG Metall — kenne diese Tatsache nunmehr. Es sei mir gelungen, nach und nach all diese Informationen in die mir monatlich zugestandenen Zwanzig-Zeilen-Briefe aus dem Zuchthaus einzuschmuggeln. Niemand solle glauben, daß ich aufschneide oder bluffe. Ich erläutere ihm meine Baukastenmethode beim Abfassen der Briefe, zitiere aus dem Gedächtnis die einschlägigen Stellen. "Was halten Sie zum Beispiel von folgendem Satz? Im Zusammenhang mit der berüchtigten Spiegelaffäre des Ministers und Vorsitzenden der bayrischen CSU Franz-Josef Strauß schrieb ich meiner Frau: *Es ist nicht gut, wenn man solch böse Bayerlein über sich hat.* Hans Beyerlein wohnt, wie Sie jetzt wissen, direkt über mir." Ich bedeute ihm, daß ich überzeugt sei, der SSD besitze Fotokopien all dieser Briefe und könne so jederzeit nachprüfen, ob meine Angaben stimmten. Ja, ich fürchte dies keineswegs, im Gegenteil. Ich ersuche ihn vielmehr darum, alles, was er vernommen habe, den Behörden auszurichten, verbände ich damit doch eine ganz bestimmte Absicht.

Ich wollte das SED-Regime davor warnen, die Dinge auf die Spitze zu treiben, und ihm auch eine Brücke bauen, um ohne noch größeren Schaden aus diesem ihren Verbrechen herauszukommen, das in ihren Augen als etwas viel Schlimmeres erscheinen müsse, nun nachdem sie die Folgen — den Protest in der ganzen Welt — hätten spüren können: nämlich als eine Dummheit. Welcher Franzose habe doch einmal so formuliert? Sei es nicht Voltaire gewesen oder Talleyrand? Wolff wußte es auch nicht mehr genau.

Natürlich, so steigerte ich den Fall ins Groteske, könnte formell die DDR — angesichts der beispiellosen Hypertrophie ihres Spionagebegriffes — mir nunmehr einen zweiten Spionageprozeß machen. Aber zu dreizehn Jahren Zuchthaus sei ich nun einmal schon verurteilt, und es sei ebenso lächerlich wie wirkungslos, mir nun noch etwas dazuzugeben.

Ich malte genüßlich aus, daß ich nunmehr ja Spionage als "fortgesetzte Handlung im Rückfall" betrieben habe, hätte ich doch fortlaufend eine "westliche Dienststelle", nämlich meine Frau (und damit auch den IG Metall-Vorstand) über ein höchstes Partei- und Staatsgeheimnis informiert, nämlich einen Menschenraub, und darüber hinaus sogar noch den "Friedenskämpfer" Hans Beyerlein, die Familie Ast und die famose Eva Walter als Täter bekanntgegeben.

Mit einem derartigen neuen Prozeß und einer derart selbstentlarvenden Anklage sei doch aber wohl schwerlich zu rechnen. Wie auch immer, ich hätte das Meine getan, ungeschehen sei es ohnehin nicht mehr zu

machen. Die IG Metall wisse nun, woran sie sei. Wenn es bisher noch zu keinem Menschenraub-Prozeß gegen Beyerlein gekommen sei, dann ohne Zweifel deshalb, weil die IG Metall ihr Wissen als Verhandlungsgrundlage für meine Freilassung ausnutzen wolle.

Was also wäre damit gewonnen, mich hier im Zuchthaus verfaulen zu lassen oder gar meinem Ende nachzuhelfen? Die DDR manövriere sich doch durch ihre Haltung in eine immer üblere Lage, auch gegenüber ihren weitaus koexistenzbereiteren und liberaleren Bundesgenossen.

Ich sehe wohl ein, daß es für die DDR außerordentlich peinlich sei, mich freizulassen und damit das Geheimnis ihres Verbrechens preiszugeben. Sicherlich sei sie sich darüber im klaren, daß ich niemals bereit sein könnte, das Geschehen zu verschweigen, ganz abgesehen davon, daß ich es ja bereits (wenn auch nur in groben Umrissen) enthüllt habe.

Ich hätte aber immerhin zwei Vorschläge zu machen, die es der DDR erheblich erleichtern könnten, aus ihrem Dilemma herauszukommen: Erstens stehe es ihr frei, Beyerlein schleunigst abuberufen, und dann könnte sie doch auch — ähnlich wie soeben die USA anlässlich eines unglückseligen Überfliegens der Zonengrenze — ihr Bedauern über den unerfreulichen Vorfall aussprechen und ihn auf einen unautorisierten Übergriff untergeordneter Instanzen zurückführen.

Ich sei durchaus bereit, eine solche DDR-Erklärung zu akzeptieren, und würde sie auch in Westdeutschland als einen wesentlichen, begrüßenswerten Fortschritt bezeichnen, der erkennen ließe, wie sehr sich nunmehr auch die DDR liberalisiere und rechtsstaatlichen Normen anzunähern beginne. Im gesetzten Falle sei ich sogar bereit, als Zeichen, daß ich diese Verfahrensweise anerkenne, eine Entschädigung anzunehmen, allerdings würde ich sie nicht für mich selbst verwenden.

Würde die DDR diese Brücke, die ich ihr baue, betreten, so wäre das die politisch und moralisch beste Lösung, die überhaupt (bei minimalstem Prestigeverlust) möglich sei, nachdem nun einmal die DDR eine so heillos verfahrenere Lage geschaffen habe.

Der Anwalt meinte, mein Vorschlag klinge zwar bestechend, sei durchaus vernünftig, doch könne er sich schwerlich vorstellen, daß man da oben schon so weit sei, um derart zu verfahren.

Bald sollte sich herausstellen, wie recht er damit hatte. Eines aber, so sagte mir Wolff, könne er mir versprechen. Er werde umgehend, ja am selben Tage noch, mit den in Frage kommenden Stellen sprechen und sehen, was sich erreichen lasse. Er hoffe, daß auch bei der Justiz die Einsicht dämmere, daß endlich eine Lösung gefunden werden müsse. Er sei sehr angetan davon, daß ich ihm vertraue. Er setze nicht den



geringsten Zweifel in all das Erstaunliche und für ihn so Erschütternde, was er heute vernommen habe. Wolff war mitgenommener als ich nach diesen zwei inhaltsreichen Stunden und ein wenig blaß, als er ging.

Wie ich später von ihm selbst erfuhr, hat Rechtsanwalt Wolff genau das getan, was er mir zugesagt hatte. Als er mir das mitteilte — genau einen Monat danach —, hatte ich bereits die erste Etappe meiner Freiheit erreicht. Ich war bei ihm zu Gast und kämpfte um meine Ausreise aus Ostberlin nach Frankfurt am Main, zu meiner Familie und meiner Arbeitsstelle, der IG Metall.

Ich hatte mich übrigens in grotesker Weise getäuscht. Verbohrt in meine Zellenatmosphäre, in das, was mir zugestoßen war und aus unmittelbarem Erleben überdeutlich vor mir stand, hatte ich fälschlicherweise vorausgesetzt, daß ein völlig unbefangener, ahnungsloser Leser wie meine Frau oder meine Freunde (in der IG Metall) meine konspirativ versteckten, sorgfältig verklausulierten Angaben bemerken und verstehen würden. Gerade darum aber, weil sie so kunstvoll in den normalen Teil des Briefes eingewoben waren, las auch ein jeder über sie hinweg.

Ich befinde mich — geht es auch nicht um Liebe — "in einem zwivelichen wân", wie weiland Walther von der Vogelweide. Der Minnesänger löste sein Problem auf ebenso einfache wie tröstliche Weise: Er zählte seine Chancen an einem Strohalm ab: "Si tuot, si entuot . . ."

Ich kann es ja an den Knöpfen meiner Zuchthausjacke abzählen: Sie tun es, sie tun es nicht ... Eben noch scheint es mir sicher: Sie werden sich dem wachsenden Druck beugen. Gleich darauf finde ich es undenkbar, daß ich jemals freikommen könnte.

Sie müssen mich entlassen — sie werden es nicht wagen, ihre Schandtät käme ans Licht. Ich darf nur jetzt nicht ins Grübeln verfallen, das zermürbende Knast-Grübeln.

Ich muß mich konzentrieren auf den neuen Lebensabschnitt, als ob er mir sicher bevorstünde. Ich will jetzt schon im Kopf schreiben, was ich mir dann von der Seele schreiben möchte. Ich werde das Geröll an Eindrücken, Erlebnissen, Erkenntnissen zu Erinnerungsblöcken ordnen, zu Kapiteln meines Lebens formen, mir die Gestalten einprägen, die handelnden Personen meines Kopf-Theaters.

Ich beginne mir mein Leben selbst zu erzählen: Es war einmal ...



## Kleines Welttheater

Wenn ich nicht für mich bin, wer bin ich?  
 Wenn ich nur für mich bin, was bin ich?  
 Wenn nicht jetzt, wann?  
 MISCHNAH, Sprüche der Väter

Mein bewußtes Leben beginnt mit Musik. Eine besänftigende, tröstende, dramatisch-kämpfende, sich in Harmonien lösende Musik. Es ist die Muttermelodie, die Frauenmelodie des Knaben, des Mannes: Mozarts e-moll-Sonate für Violine und Klavier.

Mein Vater, ein breitschultriger, athletisch-sensibler Typ, spielt den Violinpart. Sein starkes Kinn reckt sich vor auf dem Violinkissen, wenn er mit kräftig-freudigem Schwung den Bogen weit ausholt, das Thema in Forte aufnimmt.

Edith sitzt am Flügel, die große, breitstirnige **Edith Bodek**<sup>14</sup> mit dem rotglühenden Haar im Kerzenschein, den kühnen blaugrünen, weit auseinander und ein wenig schräg nach oben stehenden Augen. Edith ist eine Zauberin mit schmalen, langfingrigen Händen, und der Flügel klingt auf unter ihrem Anschlag, als sehnte er sich, zu tönen, zu spielen nach ihrer Finger Spiel. Ihre zärtlichen Finger, wie lieb sie streicheln können, wenn sie mir Märchen erzählt, unerhörte Märchen. Und ich sitze auf ihrem Schoß, und sie duftet so geheimnisvoll nach großer Frau und dem Leben der Erwachsenen. Edith ist die Geliebte meines Vaters (die Frau mit dem großen Herzen, das die Männer so liebt wie die Frauen), und sie ist meine Göttin, meine Zauberfee.

Bei meiner Mutter — der immer weichen, immer gütigen — bin ich geborgen, ganz ohne Spannung, ganz in Ruhe. Aber bei Edith bin ich in Sehnsucht, meine Kehle ist zugeschnürt. Edith ist ganz große Seligkeit, und ein starker, schmerzender, noch unbestimmter Wunsch nach ihrer warmen Nähe ist in mir: "Die Frauen werden dir gut sein einmal", sagt mein Vater.

Edith gibt mir wohlige Zuversicht, und ich möchte mich ihr ganz zeigen mit allen meinen Spielen und allen meinen Träumen, denn ich bin ein

---

<sup>14</sup> Edith Victoria Bodek wurde geboren am 29.6.1893 in Berlin. Sie wohnte in Berlin in der Bayreuther Str. 38. Am 29.11.1942 wurde sie nach Auschwitz transportiert. Vor ihrem Wohnhaus befindet sich ein Stolperstein. – In dem Buch AUF EINMAL SOLLST DU EIN FREMDER SEIN. EINE BERLINER FAMILIENGESCHICHTE, von Klaus Wilczynski erfahren wir, daß sie "bei der Gemeinde gearbeitet und immer den in Sammellagern zusammengetriebenen Menschen die letzten Liebesdienste erwiesen hat" und "eines Tages nicht mehr nachhause gekommen ist" (Berlin 1998, S.290).

Kapitän und werde sie gerade in dem Augenblick retten, da sie von einem Kraken mit scheußlichen Fangarmen, saugenden Näpfen in die wilde Brandung der einsamen Palmeninsel gezogen wird. Edith findet mich außerordentlich tapfer. "Frauen", so meint sie, "und ich besonders, lieben die kühnen Seefahrer und Entdecker und verabscheuen die dösigen Spießler und satten Koofmichs, die da glauben, sie könnten alles kaufen — auch die Menschen — und als Eigentum besitzen."

Ich lerne auch gleich Latein bei ihr, denn sie singt so hell und guttural — Zauberinnen singen so — das unternehmungslustige "Hinaus-in-die-Weite"-Lied aus Eichendorffs "Taugenichts".

Es klingt unerhört verächtlich — wie lachen wir gemeinsam über solch armselige Tröpfe —, dieses et habeat bonam pacem, qui sedet post fornacem.

Wir haben einander unser Wesen eröffnet, stimmen phantastisch überein, das bleibt aber unser Geheimnis, durch Schwur besiegelt. Edith hat mir das starke Herz auf den Weg gegeben, weil sie das wilde Herz in mir entdeckte und verstand. Meine Eltern wollten mich beschützen, ängstlich vor jedem Ungemach bewahren. Sie aber lehrte mich, mit der Gefahr zu leben, in der gefährlichen Welt zu leben, in die ich hineinwuchs aus dem Schoß friedlicher Harmonie.

Alles ist blank und bunt und fröhlich: die Knöpfe und Schulterstücke an den prächtigen Uniformen der Soldaten und Offiziere, die roten Biesen an den Generalshosen, die sattglänzenden Ledersättel, die soldatisch gepflegten, auf Hochglanz geputzten und gestriegelten Pferde.

Unser Kindermädchen, die Bronja, die immer so spitzbübisch lacht unter ihrem dunklen Ponyhaar, ist der Schwarm von Oberleutnant Günther. Deshalb nimmt er mich vorn aufs Pferd und verspricht mir, "einen Krieger aus mir zu machen". Vorerst reiten wir an der Jägerkaserne entlang. Es ist die "Sechser-Kaserne" in Posen, an der unser Mietshaus liegt. Den Hof entlang läuft die Kasernenmauer, und nur wir Kinder aus diesem Haus haben das unbestrittene, unerbittlich verteidigte Recht, auf dieser Mauer entlangzulaufen.

**Oberleutnant Günther** ist blond, groß, schlank und rank, wie es sich für einen preußischen Offizier gehört, aber kein bißchen eingebildet.

Er erkennt mich als gleichberechtigt an, meint aber, Schiffsjunge sei nicht das Richtige für mich, ich gehöre auf eine Kadettenschule, schon wegen der Uniform und der Pferde. "Wasser hat keine Balken", sagt er, "aber auf einem Pferderücken gehört dem Mann die Welt." Nach "schweren, inneren Kämpfen" entschieße ich mich, dem Meere, der christlichen Seefahrt treu zu bleiben, so geheimnisvoll und aufregend auch die Pferde riechen. Wir

haben Stühle im Wohnzimmer mit herausnehmbarem Sitz, die sich großartig zur Montage seetüchtiger Ozeandampfer eignen.

Nein, Oberleutnant Günther ist wirklich nicht blasiert. Erstens ist da die Sache mit Bronja, und dann stellt sich heraus, daß er für Kammermusik schwärmt. So gehört er zu unserer Musikrunde "Kater Murr", den "Serapionsbrüdern".

Das ist ein buntes, kosmopolitisches, ganz unbürgerliches Künstlervölkchen, unpräntiös und jedem gesellschaftlichem Zeremoniell abgeneigt. Man gibt sich, wie man ist, unbefangen und ungezwungen, "lebt seiner Natur". In Posen, dieser östlichen Preußenstadt, stoßen Polen und Deutsche und die drei Konfessionen: Katholiken, Protestanten und Juden entweder erbittert aufeinander oder sie haben es gelernt, miteinander zu leben. Bei uns bilden sie einen harmonischen Verband von Menschen, die sich zugute halten, längst die Eierschalen kindisch-spießiger Verengung abgestreift, sich "freigemacht" zu haben.

Es ist die Lessingsche Philosophie des "weisen Nathan".

Über konfessionellen und nationalen Streit lächeln sie nachsichtig. Das ist die Sache untergeordneter, armseliger Wesen.

Mein Vater hat gerade Martin Bubers "Chassidische Geschichten vom Raw"<sup>15</sup> gelesen und macht munter Propaganda für einen universalen, weltbürgerlichen Chassidismus: einen Kult der Freude, des Handelns aus spontanem Gefühl, der Versöhnung von Intellekt und Gemüt. "So wie der judenchristliche Gedanke", meint er, "den nationalen Rahmen sprengte und sich zur alle Völker umfassenden Weltidee wandelte und weitete, könnte die chassidische Idee sich über alle Länder und Meere ausdehnen, auf alle Völker übergreifen."

Meine Mutter erzählt die Geschichte von dem Raw, dem ein Dieb im schweren Winter den Pelz aus dem Korridor stahl. Kaum ist der Dieb hinaus, entdeckt der Raw den Verlust und reitet dem Dieb nach, jedoch nur, um ihm zuzurufen, daß der Pelz nunmehr sein eigen sei und er ihn behalten könne. Seine Frau sieht den Raw in der Kälte ohne Pelz zurückkommen. Sie hatte schon gehofft, daß sich ihr Mann endlich einmal um das Seine kümmerte. Aber wieder einmal war er nur bestrebt, von einem anderen die Last einer Verfehlung zu nehmen.

Am nächsten Abend schwärmt meine Mutter von Romain Rolland und der deutsch-französischen Gemeinschaft im Reiche der Musik. Soeben ist der

---

<sup>15</sup> "Der Raw" ist Schnëur Salman von Ladi; enthalten In: Martin Buber: DIE ERZÄHLUNGEN DER CHASSIDIM (Zürich 1949 und später: Manesse)

erste Band des "Jean-Christophe" erschienen, und Romain Rolland wird zum Haus-Genius proklamiert.

Maria Janoska, Sängerin an der Posener Oper, eine polnische Germaniafigur mit slawisch-breiten Jochbogen, singt aus Moniuszkos "Halka", der polnischen Nationaloper, und dann den beseligenden Segen aus der "Zauberflöte": "Drei Wünsche, gut, hold, schön und weise, begleiten Euch auf Eurer Reise, seid froh, zufrieden und gesund ..."

Wie sie da alle versammelt sind bei uns, die Polen, Deutschen, Katholiken, Protestanten, Juden und Freidenker, die längst den engen Grenzen anerzogener gegenseitiger Vorurteile und konventioneller Ansichten entwachsen sind — wie rasch werden sie der Mozart-Harmonie unseres Wohnzimmers entrissen sein.

Wie werden sie durcheinandergewirbelt, gegeneinander in Szene gesetzt, in blutige, engstirnige Konflikte gepreßt und gehetzt werden. Keiner von ihnen allen wird ein gutes Ende nehmen.

Die meinem Vater zugeeigneten Werke von Corinth und Baluscek — er hatte das Werk der beiden "mitentdeckt" und feurig besprochen —, das "Seestück" und die "Eisenbahnbrücke" heute abend noch untrennbarer Zubehör unseres Wohnzimmers (Edith erklärt sie mir, und in magisch-blinkendem Kerzenlicht beginnen sie lebendig zu werden, sich zu bewegen), diese Bilder also werden einmal Beutegut der SS sein.

Der Balkon geht zur Straße hinaus — sie verbindet die Sechser-Kaserne mit der Train-Kaserne. Wir wohnen am Stadtrand von Posen — und Tag und Nacht rasseln die Kolonnen in den Tod. Meine Mutter betritt den Balkon nicht mehr. Sie hat jetzt immer rotgeweinte Augen, und heute rührt sie sich nicht aus dem Schlafzimmer heraus. "Die Alte heult", höre ich Bronja in der Küche sagen. Friedel ist gefallen. Sie hat Mutterstelle vertreten an dem mutterlosen, sehr jungen Vetter.

"Wir lagen vorn in Stellung", schreibt ungelentk der Kriegskamerad, "da kam eine Granate angewichst. Es war in der Nacht, er schlief fest, und er hat gar nichts mehr gemerkt. Nun wird er nicht mit uns in Paris einziehen."

Ein Brief von Friedel war beigelegt an die Cousine-Mutter. Er hatte ihn für diesen Fall geschrieben, der Tod war ihm unentrinnbar erschienen, schon als er traurig auszog. Der Krieg war ja so "sinnlos", so gar nicht sein Geschäft. Meine Mutter zürnte ihm und war heftig — soweit das der Guten überhaupt möglich war —, weil er freiwillig ins Feld zog. Er tat es, um nur ja nicht "feige" zu erscheinen. Sie indes hielt es für feige, auf "die anderen" zu hören, anstatt auf sich selbst.

Für uns Kinder hat es berauschend angefangen. 'Ober uns wohnt der brummige, pensionierte General. Der schläft nachmittags, preußisch-pünktlich nach eisernem Reglement, und seine Frau schilt uns aus, zum Fenster hinaus, wenn wir Kinder auf dem Hofe lärmend spielen. Heute aber, Welch Wonne, wird der General durch eine Ordonnanz im Schlaf geweckt, und bald darauf rumpelt er krummbeinig die Treppe hinunter, pikfein in Uniform. Die prachtvollen roten Biesen! Orden blinken auf der Brust. Der lange Säbel scheppert auf den Stufen nach. Irgend etwas ganz Außergewöhnliches ist passiert: Der General wird dringend gebraucht.

Bevor es noch die Zeitungsjungen mit den Extrablättern ausrufen, wissen wir es schon alle; denn die "Generalin", wie mein Vater sie nennt, die "Generalsziege" im Kindermund, hat das brennende Geheimnis meiner Mutter zugeflüstert. "Mobilmachung."

Das muß etwas ganz Aufregendes sein, und es wird noch Krieg kommen, wie Bronja meint, da dies dunkle Wort irgendwie auch mit Automobil zusammenhängt. Vor allem mit dem Kaiser-Automobil und seiner Ta-tü-ta-ta-Hupe. Respektlos singen wir Gören dies Signal im Hof immer nach Bronjas Text: "Ta-tü-ta-ta, der Kaiser kommt, für unser Geld!" Das Volk ist stolz und zugleich verstimmt über den luxuriösen Hofstaat.

"Wir" erklären den Krieg an Rußland und Frankreich.

England "erklärt" ihn uns. Das "perfide Albion", wie die Generalin sagt, was ganz lächerlich klingt, weil unverständlich. Dann erklären uns noch viele andere den Krieg, aber die Generalin meint: "Je mehr, desto besser: Viel Feind — viel Ehr." Auf den Briefkästen steht: "Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen."

Ich buchstabiere das meiner Mutter, stolz auf meine ersten Lesekünste, doch sie meint ärgerlich, das sei dummes Zeug.

Alles ist ein einziger Rausch und Jubel. Wir stehen auf dem Balkon. Unten auf der Straße, Staub aufwirbelnd, in der Sommerglut, marschieren die Soldaten, fröhlich mit leuchtenden Augen "ins Feld". Frauen begleiten sie, haben sie mit Blumen ausgeschmückt. Das Schönste an den Militärkapellen ist der Tambourmajor. Die Soldaten singen begeistert im Marschtritt, den die Pauke angibt: "Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben wie ein Held."

Wir Kinder genießen das Schauspiel und winken die ganze Zeit. Meine Mutter hat die zweijährige Lili auf dem Arm. Sie weint, und ein Soldat ruft zum Balkon hinauf: "Nicht weinen, junge Frau, wir sind ja bald zurück."

Ja, das hat der Kaiser in Berlin vom Schloß aus verkündet: "Wenn die Blätter fallen, führe ich meine siegreichen Truppen zurück durchs Brandenburger Tor." Und dann hat seine Majestät auch noch versichert:

"Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", und: "Am deutschen Wesen soll die Welt genesen."

"Wir leben in einer großen Zeit", meint die Generalin, "der Friedens-Kaiser hat alles vorausgesehen, als er sagte: *Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen*. Darum hat er auch Tirpitz befohlen, unsere deutsche Flotte zu schaffen, gegen die kann auch England nicht an. Der Kaiser hat es schon immer gewußt und darauf hingewiesen: *Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser! Unser Deutschland braucht einen Platz an der Sonne*."

Ab und zu äußere ich altkluge Weisheiten, Brosamen von meiner Mutter Tisch. Später erzählt sie mir, daß wir in den ersten Kriegstagen einmal mit der Straßenbahn fahren, wo eine Frau den aufgestörten Menschen zusprach: "Der Kaiser hat es ja gesagt, der Krieg ist bald aus, dann führt er die Truppen zurück." Da trompete ich dazwischen: "Wenn die Russen aber nicht wollen, kann er doch gar nichts machen." Worauf ein alter Herr, der in der Ecke sitzt, orakelhaft zitiert: "Und was aller Verstand der Verständigen nicht sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Meine Mutter lenkt mich unmerklich in ein Fahrwasser, das meiner Wesensart entspricht: gegen den Strom zu schwimmen. Nichts den Leuten nachplappern, die alles glauben, was "von oben" kommt. Von oben sind nur Dummheiten, Lügen und Verbrechen zu erwarten.

Wenn die Russen nicht wollen ... Nein, die Russen wollen durchaus nicht dem Kaiser den Gefallen tun und ihn siegreich heimziehen lassen. Wir siegen zwar in Frankreich, aber die Russen sind in Ostpreußen eingefallen, und ängstliche Gemüter erwarten, daß die "russische Dampfwalze" nun auch nach Posen rollt.

"Keine Angst", sagt die Generalin, "Hindenburg wird es schon machen." Und Hindenburg macht es auch. Nach den Siegen im Westen kommt jetzt die glorreiche Schlacht von Tannenberg. Es wird ein einziger Siegestaumel. Täglich künden die Glocken von neuen gewonnenen Schlachten.

Immer noch ziehen Tag und Nacht die Truppen zum Bahnhof. Auf den Trainwagen steht in Kreide gemalt: "Jeder Schuß ein Russ'; jeder Stoß ein Franzos'; jeder Tritt ein Brit'; jeder Klaps ein Japs!" Meine Mutter verbietet uns streng, diesen "Quatsch nachzuquasseln". Sonst ist sie außerordentlich bemüht, uns ein dialektfreies Hochdeutsch vorzusprechen. Doch wenn sie ärgerlich ist, kopiert sie Edith Bodeks Berlinerisch, weil das so wunderschön schnoddrig klingt. Edith Bodek erzählt auch — sie kommt oft aus Berlin zu uns zu Besuch —, daß in den Berliner Arbeitervierteln Verse auftauchen wie: "Der Krieg ist für die Reichen, die Arbeiter liefern die Leichen" und "Die Soldaten fallen, die Dividenden steigen".



Aber so etwas sollen wir nicht im Hof sagen.

Die Zeitungen "schwindeln wie gedruckt"; Edith nennt die "Berliner Morgenpost" nur die "Morgenpest".

Die Generalin verlangt von uns, wir sollen nicht mehr "adieu" sagen, das kommt von den Feinden, sondern "Auf Wiedersehen" und "Gott strafe England". Meine Eltern jedoch beharren auf "adieu" — man müßte sich ja sonst vor Romain Rolland schämen. Mein Vater ist jetzt auch sehr pessimistisch geworden, so sehr das auch seiner Natur widerstrebt. Ja, er behauptet sogar: "Ganz Europa wird in diesem Brudermord untergehen."

Das hängt wieder mal mit dem Oberleutnant Günther zusammen.

Wir haben nämlich Einquartierung bekommen. Aber das ist fabelhaft und überhaupt keine Störung. Denn wer erscheint an einem regnerischen Sommertag dieses Schicksalsjahres 1914 humpelnd als "Einquartierung"? — Eben dieser Oberleutnant Günther. Wie er das "organisiert" hat, ist sein Geheimnis. Er spricht von "Beziehungen", und es ist sicher, daß er unerhörte "Beziehungen" hat, obwohl mir durchaus dunkel bleibt, was das eigentlich bedeutet.

Oberleutnant Günther hat einen "Heimatschuß" in den Oberschenkel erwischt. Die wüste Narbe wird von der ganzen Familie staunend-ehrfurchtsvoll begutachtet. Er ist fest entschlossen, wiederum mit Hilfe der Beziehungen, seine "lädierten Knochen" möglichst lange im Garnisondienst zu pflegen.

Oberleutnant Günther ist "bedient", und er behauptet allen Ernstes etwas Ungeheuerliches: "Meine Lieben", sagt er, "meine Teuren, a) dieser Krieg wird Jahre dauern, Jahre, und b) wir haben diesen Krieg verloren, und zwar mit Pauken und Trompeten."

Oberleutnant Günther hat sich in unserem "kleinen Zimmer" wohnlich eingerichtet. Er hat — oben an der Decke — diagonal Schnüre gespannt, und da hängen in äußerst aufreizender Anordnung die wunderbarsten Würste, Schinken und Speckseiten. Alles vom "alten Herrn", vom "Rittergut", wie er triumphierend verkündet.

Ich werde diesen beruhigenden und erfreulichen Anblick immer in mir tragen. In den späten mageren Jahren erhält dieser Deckenreigen noch größere Bedeutung. Oberleutnant Günther ist "äußerst spendabel", aber "er hat es ja auch", wie er immer wieder versichert.

Den Schreibtisch bedeckt eine Generalstabskarte der Westfront, die er nie wegräumt, so daß sie während der Mahlzeiten als Tischtuch dient — auch der Aschenbecher steht darauf. Heute glaube ich, daß er auch damit seinen Abscheu über die völlig verfahrenere Lage, "die ganze Sauerei, die man uns beschert hat", wie er sich ausdrückte, zeigen wollte. Die arme

Generalstabskarte hatte das eben auszubaden. Aber ihre magische Anziehungskraft erleidet dadurch für mich nicht den geringsten Abbruch. So sitzt also der verwundete Held Abend für Abend mit hochrotem Kopf vor der Karte, die Stirnadern sind blau geschwollen. Drei tiefe Falten vereinigen sich oberhalb der Nasenwurzel und bilden ein hebräisches Schin. Eine prächtige Narbe ("da hat mich ein Granatsplitter ein wenig geritzt") zieht sich burgunderrot unter dem blonden Haaransatz hin, der etwas in die Stirn fällt.

Oberleutnant Günther donnert, und er nimmt vor uns "Männern" kein Blatt vor den Mund. Er weiß wohl zu würdigen, welch dankbares Publikum er an meinem Vater (von mir Zaungast ganz zu schweigen) hat, denn Vatel (wie ich ihn nenne) hat nun einmal eine kindliche Vorliebe für große strategische Gedanken und ist ganz Ohr, wenn ihm dieser Narbenmann immer wieder und stets mit dem gleichen Ingrim die "verheerende Pleite an der Marne" entschlüsselt, das niederschmetternde, entsetzliche Geheimnis, das die Öffentlichkeit, die große Masse, überhaupt noch nicht zur Kenntnis genommen hat — so verschwommen, irreführend und verlogen sind die Frontberichte in den "Gazetten" vom OKH, vom Hauptquartier.

Das naßkalte Novemberwetter steigert noch Günthers Groll, denn nun setzt sich das Rheuma in seinen "kaputten Knochen", den "Scheißschenkel".

Günthers Zeigestöckchen wandert in die Weiten Frankreichs. Die deutsche Armee ist nun zu einem Pünktchen kristallisiert, und dies Pünktchen ist Oberleutnant Günther auf seiner "Rosinante". Es ist ein zügiger Vormarsch, und blitzschnell gleitet das Stöckchen auf der Karte von Lüttich im "Flankenstoß" nach Paris. Günther galoppiert auf Paris. Er "reitet drei Kreuze". Unmittelbar vor dem runden schwarzen Fleck "Paris" aber wird ihm seine brave Rosinante "unterm Arsch weggeschossen". Das Stöckchen verharrt zitternd an diesem historischen Fleck, und der Krieger stöhnt wütend, denn gleichzeitig verschwinden die "vierbeinigen Viecher" vom Schlachtfeld, notwendigerweise, das gibt er zu, aber auf magisch-mystische Art kommt damit der Vormarsch zum Stehen, und der "Schlamassel" nimmt seinen Anfang.

Offenbar war Paris ohne seine "Rosinante" nicht mehr zu nehmen.

Günther erklärt, daß ein mythischer, dußliger "flaumweicher Schleimscheißer" sich auf einmal "in die Hosen machte", als er sich, dieser Schreibtischhengst, vom Generalstab an die Front "verirrte". Günther beteuert, daß er dessen volle Hosen bis hierher nach Posen röche, was allerdings für eine erstaunliche Portion von Feigheit zeugt.

Günther ohne Pferd führt eine winzige Nachhutabteilung und hat den Befehl, die Auffangstellung drei Tage lang zu halten, bis auf den letzten Mann, um an diesem Abschnitt den Rückzug zu decken. Günther schäumt.

Pünktchen Günther hält die Stellung drei Tage lang. Pünktchen Günther verfüttert auftragsgemäß die eiserne Ration. Pünktchen Günther gibt keinen Pfifferling mehr auf sein Leben und das seiner Männer.

"Mensch, Brandt, Feuermeister, stellen Sie sich das doch vor", das Stöckchen bohrt sich in die Karte, "da hocken wir nun drei Tage lang wie die Nachtwächter, und kein Schwanz zeigt sich, kein Schwanz, nicht mal 'ne lausige Flintenkugel pfeift uns um die Nase.

Nach drei Tagen ziehen wir ab, haben keinen Schuß abgegeben. Stellen Sie sich das vor, stellen Sie sich das doch vor!! Der Franzmann hat überhaupt nicht gedrückt. Wir haben vor der Luft Reißaus genommen.

Denken Sie, daß meine Leute nach den drei Tagen abrücken wollten? Sie schlugen mir vor, auf Paris vorzustößen — aber Befehl ist Befehl. Und wissen Sie, wie lange wir gebraucht haben" — Günther brüllte, daß die Würste an den Schnüren schaukelten —, "bis wir wieder Fühlung mit der Truppe bekommen haben: drei Wochen, ungelogen drei Wochen!"

Das Stöckchen macht einen rasenden Sprung nach hinten — so schnell waren sie gelaufen, so schnell und so weit.

"Was soll ich Ihnen noch erzählen, da haben wir uns dann eingegraben wie die Ratten und gewartet, bis der Franzmann endlich an sein Glück geglaubt hat und ganz gemächlich nachgerückt ist. Ich kann nur von Glück sagen, daß es mich bald darauf erwischt hat, und das *Eiserne Erster* für meine drei Heldentage, das kann sich der General-scheißstab an den Arsch binden. Bitte beachten Sie den feinen, aber gewichtigen Unterschied, lieber Feuermeister. Ich lege den größten Wert darauf: General-Scheißstab, nicht etwa nur Scheiß-Generalstab!"

Schlappen und Niederlagen, so meinte er, gäbe es in jedem Feldzuge. Sie könnten auch dem fähigsten Feldherrn unterlaufen. Man denke nur an den alten Fritz, der hätte ja am Ende auch gesiegt, mit Ach und Krach allerdings, aber eben doch durch sein Genie und seine *fortune*. Schließlich habe er, Günther, ja seinen Clausewitz gelesen und auch ein wenig vom alten Moltke und Schlieffen gehört.

"Was uns passiert ist, das ist keine Schlappe, das ist keine Niederlage, das ist viel mehr, das ist der Zusammenbruch unserer Strategie. Jawohl, so entsetzlich es ist, sich das einzugestehen: An der Marne ist unsere gesamte Strategie zusammengebrochen. Was da passiert ist, das ist kriegsentscheidend."

Günther brüllte es heraus.

"Und das Schlimmste ist, diese Zwergschädel glauben ja nach Tannenberg, sie könnten nun alles: mit der russischen Dampfwalze fertigwerden, mit Frankreich, und so ganz nebenbei auch noch mit England.

Mensch, wir haben keine Vorräte — und einen Grabenkrieg. Und dank Wilhelm auch noch den Zweifrontenkrieg. Und das kann noch Jahre so gehen, Jahre. Dabei müssen wir verbluten. Und die machen weiter, bis wir völlig ausgepumpt sind."

So befremdlich und bestürzend all das auch war, was Günther uns erzählte, meine Eltern glaubten ihm aufs Wort: Es würde ein langer Krieg werden; zu gewinnen war er nicht.

Dann wird alles nüchtern und grau, feldgrau.

Meine Mutter kann das ewige Gerumpel von "Mann und Roß und Wagen", die da "ins Feld" ziehen, nicht mehr vertragen. Nicht mehr sehen, nicht mehr hören will sie diesen Nachschub für das Schlachthaus, für den Tod im Massengrab. So ziehen wir fort aus dem Kasernenhaus, aus der Kasernenstraße, mitten in die Stadt.

Oberleutnant Günther steht nun schon lange wieder an der Front und schreibt trübselige Briefe aus dem Graben. Meiner Mutter zerreißt es das Herz: "Sie haben einander nie gesehen, haben sich nie etwas Böses getan. Auf einmal sollen sie Feinde sein und einer auf den anderen schießen. Wer hat sich das ausgedacht? Wer hat das zu verantworten vor Gott und den Menschen? Die da drüben haben doch auch Eltern, Frauen und Kinder und wollen leben."

Das ist so sinnlos, wie sich da die "Blüte Europas" gegenseitig abschlachtet für "nichts und wieder nichts". Menschen stoßen einander das Bajonett in den Leib, zerfetzen einander mit Handgranaten, zermürben einander im Trommelfeuer, in dem sie elendiglich zugrunde gehen "wie die Ratten".

Oberleutnant Günther kommt zu einem kurzen Urlaubsbesuch: Abgemagert, mit ungesunder grauer Gesichtsfarbe, Falten um die unruhigen Augen, selbst die Geiernase stößt traurig aus dem Gesicht, gar nicht mehr wild und verwegen.

"Ich sage Ihnen eins, Feuermeister, vier Tage Trommelfeuer, dann weiß man, was Inferno ist. Da kommt selbst Dante nicht mit. Die *Göttliche Komödie* müßten wir jetzt im Tornister tragen statt des *Faust* nach Wilhelms Wunsch. Wenn wir die Nase mal aus dem Dreck stecken, da steht uns ganz groß jenes *Laßt alle Hoffnung fahren* quer über den Horizont geschrieben. Ob Sie mir das glauben oder nicht, das Trommelfeuer hatte uns so abgestumpft, daß wir beinahe froh waren, als

die Feuerglocke sich plötzlich hinter uns schob — Sperrfeuer — und die englischen Tanks sich wie vorsintflutliche Dinosaurier aus dem Nebel schoben. Sie haben dann so manchen von uns plattgedrückt wie 'ne Wanze, so was ist doch kein Krieg mehr."

Mein Vater sagt, der Oberleutnant habe jetzt einen "Tick"; denn das linke Augenlid Günthers zuckt nervös, ein böses Flattern begleitet seine Worte, er kann es nicht unterdrücken. Das macht seine Rede gespenstisch, und wenn er sich umständlich die unvermeidliche Krause-Zigarre anzündet, "tremolieren" seine Finger. ("Aus so einem Trommelfeuer kommt niemand heil heraus, niemand bleibt dabei normal").

Für mich war alles, was mit Oberleutnant Günther zusammenhing, ein großer und guter Zauber. Da war das Reitpferd, auf das er mich so oft heraufholte. Manchmal durfte ich auch allein darauf sitzen — allerdings nur "in guter Haltung" und nicht wie "ein eingefallenes Scheißhaus". Zum Kummer meiner Mutter benutzte er äußerst drastische Worte und Vergleiche. Die Gute verabscheute diese "Kasernen-hofsprache", aber mir imponierte sie ungeheuer.

Ohne Zweifel war der Oberleutnant nicht nur ein großer Held, sondern auch ein sehr weiser Mann, und durch ihn stand ich mit der Geschichte auf Du und Du, und auch mit der Erdkunde — eben mit dem großen Geheimnis um die Marne. Die Marne war für mich nicht etwa ein kleiner Fluß in Frankreich, unweit von Paris, sondern eine Art Seeschlange mit äußerst gefährlichen Eigenschaften — Schicksal ging aus von ihr. MARNE war zugleich ein geheimer Code, Losungswort des Ordens der Wissenden, dem ich auch von jung an zugehörte. Sehr früh entwickelte sich mein Hunger nach Information, ein Stolz auf geheimes Wissen, ein Herabsehen auf Nachbeter, ein Haß gegen das Vorenthalten, das Fälschen von Information.

Deshalb möchte ich hier dem Oberleutnant Günther ein Knaben-Denkmal setzen, ihm, der 1914 an der Marne etwas erfuhr, dem etwas widerfuhr, was ihm zu denken gab, der mich lehrte, was Information bedeutet und die Pflicht zur Weitergabe auch unangenehmer Wahrheiten, ihm, der 1918 an der Marne fiel, unweit der Stelle, da seine "Rosinante" 1914 den Pferde-"Heldentod" gefunden hatte.

Meine Eltern, alle ihre Freunde, stehen hilflos vor dem wahnwitzigen Geschehen des Krieges. Sie können nicht verstehen, geben einzelnen Menschen die Schuld, dem Kaiser, dem Zaren, den Staatsmännern und Generalen, den Alldeutschen — mal dem, mal jenem, wenn es hoch kommt, Krupp und den Kriegsgewinnlern. Der Krieg ist ihnen ein "Anachronismus", ohne Sinn und Verstand, und sie rätseln darüber,

zermartern sich den Kopf, wer eigentlich "angefangen" hat. Nein, sie werden nicht fertig damit, die Erwachsenen, und die "da oben" wollen offenbar überhaupt nichts sehen. So wird es ein schlechtes Ende nehmen. Irgend etwas muß in der Wurzel faul sein, in der Grundlage, überall, nicht nur in Deutschland. Was allerdings, bleibt mir dunkel. Auf alle Fälle: Die Ordnung, das System taugt nicht. Sonnenuntergang aller Autorität. Nichts gilt, was die "Leute" oder gar was die Herrschenden sagen.

Im Keim entsteht in mir eine Haltung, eine Einstellung, die sich später in der Rückerinnerung an diese Kindheitseindrücke verfestigt: Ich pfeife auf die Meinung der Tonangebenden. Den Ton bestimme ich, ich ganz allein, und lasse mir von anderen keine Werte aufschwätzen. Ein Mensch ist ein Mensch, als was er auch immer geboren ist. Ich bin ein Deutscher. Nun gut. Aber kein Deutscher "über alles". Und genauso ekelhaft sind mir die "über-alles-Polen" und "über-alles-Juden". Alle diese "über alles", die jetzt ins Kraut schießen und meinen, ihre Zeit sei gekommen.

Auf einmal ist etwas Neues in der Welt — in Rußland ist Revolution.

Die Russen haben ihren Zaren davongejagt<sup>16</sup> und sind gar nicht mehr so stumpf, dumpf und rückständig, wie man es immer von ihnen behauptet hat. Meine Eltern meinen, daß man den Russen überhaupt Unrecht getan habe, die hätten doch schon 1905 eine Revolution gemacht, und ihre Dichter gehörten zu den größten der Welt: Tolstoi, Dostojewski, Maxim Gorki. Sie sprechen begeistert von deren Werken und zeigen mir die Bände in unserer Bibliothek. Später, viele Jahre später, begleiten mich diese Bücher ins Leben: "Auferstehung" von Tolstoi, der "Idiot" von Dostojewski und Gorkis "Nachtasyl".

Revolution ist eine gute Sache, Revolution bringt Frieden. Bald kommt eine zweite Revolution in Rußland, und das ist überhaupt erst die richtige. Ich habe nur zwei "Extrablätter" in Erinnerung aus dieser finsternen Zeit. Das erste brachte die von der Generalin uns ausgeplauderte "Mobilmachung", das andere den "Waffenstillstand" an der Ostfront.

Jetzt erst kommt für mich die große Zeit, und damit beginnt meine Leidenschaft für die Zeitung.

Der zähflüssige Krieg, der blutbesudelte "graue" Alltag, die hilflose Verstrickung, das stammelnde "Im Westen nichts Neues", die Sorge vor dem bevorstehenden neuen "Kohlrübenwinter" wird unterbrochen durch Blitz und Donner. Ganz anders herum auf einmal "braust ein Ruf wie Donnerhall". *Ex oriente lux, ex oriente pax.*

---

<sup>16</sup> und 1918 abgeschlachtet!

Zwei Sterne leuchten auf: Lenin und Trotzki.

Sie haben eine weltumstürzende Parole, die setzt nicht nur die russischen Bauern in Bewegung, die russischen Arbeiter und Soldaten — die versteht jeder Mensch auf der Welt: "*Friede, Land und Brot.*" Ja, das ist etwas unerhört Neues, und Lenin-Trotzki funken es: "An alle, alle, alle..."

In Petersburg, in Moskau ist eine neue Partei am Ruder. Sie nennen sich Bolschewiki, und Gott mag wissen, was das bedeuten soll. Mein Vater nennt sie sein Leben lang "Bolschewskis", aber wir alle sind ihnen von Herzen zugetan, denn sie machen ganze Sache — für den Frieden. Sehr bald indes zeigt sich, was unsere kaiserliche Regierung sich unter "Frieden" vorstellt. Es ist ganz etwas anderes, als die Bolschewiki vorgeschlagen haben. "Wir sind ja schließlich die Sieger", heißt es.

"*Vae victis*", sagt mein Vater.

Die Russen sträuben sich gegen das Diktat. "Mit vollem Recht", wie meine Eltern meinen. Sie sind enttäuscht, empört über das, was nun in Brest-Litowsk vorgeht.

**Trotzki** hält feurige Reden am Konferenztisch, er ist der russische Verhandlungsführer; Lenin sekundiert von Petersburg her. Die Bolschewiki beweisen einen ungeheuren Mut und stellen sich — das kleine Häuflein, das morgen schon untergehen kann — einer Welt entgegen: dem Kaiser, aber auch England und Frankreich und sogar Amerika, das nun auch im Krieg ist. Die Bolschewiki rufen die Arbeiter, Bauern und Soldaten zur Friedensrevolution auf. Erhebt euch und macht dem verheerenden Völkermorden ein Ende, Frieden ohne Annexionen und Kontributionen! Schafft wie wir eine neue Ordnung, den SOZIALISMUS! Sozialismus ist das Neue, und im Sozialismus gibt es keinen Krieg.

"Der kleine Tatar", doziert mein Vater, und damit meint er **Lenin**, "der kleine Tatar ist ein großer Europäer, und Trotzki ist Jude, also eo ipso ein Weltbürger. Die Bolschewskis werden Europa, werden die Welt retten."

Großartige Leute, diese Bolschewiki. Meine Eltern begeistern sich aufrichtig für sie, wünschen ihnen von Herzen Erfolg — und halten sie gleichwohl für "Träumer", die "leider nicht ernst zu nehmen" seien. Wie oft höre ich meinen Vater sagen: "Sie wollen aus der Milchstraße eine Käsefabrik machen ... Sie stehen im Sturm, die Bolschewskis. Gerade darum finde ich sie bewunderungswürdig. Ich halte sie für tolle Kerle ..."

Die Friedensverhandlungen ziehen sich in die Länge. Die Friedensverhandlungen scheitern. Dann schlägt General Hoffmann ("der Schlag soll ihn treffen") diktierend mit der "Faust auf den Tisch".

Es erscheint das dritte Extrablatt meines Lebens: *Friedensvertrag!* Friedensvertrag von Brest-Litowsk. Diktat von Brest-Litowsk. Jubel und Empörung.

Ich stelle mir das äußerst lebhaft vor, wie da dieser miserable General auf den Tisch schlägt. Mein Vater schimpft: "Politik der rohen Gewalt! Die Faust gegen die Idee. Wilhelms gepanzerte Faust."

Der Krieg verdichtet sich mir zu zwei Begriffen: Marne und Brest-Litowsk. Marne ist mit "Rosinante" gekoppelt, der armen Rosinante, die Oberleutnant Günther "unterm Arsch" weggeschossen wird. Brest-Litowsk verbindet sich mit der Faust, der Militär-Faust des unseligen Hoffmann, die Träume in Trümmer schlägt.

Das ist meine private Kinder-Eidetik, mein erstes Geschichtsbild. Die Militärs spielen eine miserable Rolle auf meinem "kleinen Welttheater".

Wie schnell jetzt alles abläuft. Ich lerne für mein ganzes Leben, wenig auf das Bestehende zu geben, wenn es sich auch noch so volltönend als stabil und mächtig anpreist.

Zusammenbruch der Westfront. Ludendorff verlangt den Waffenstillstand. Die Kieler Matrosen meutern. Novemberrevolution. Der Kaiser dankt ab. Die deutschen Arbeiter- und Soldatenräte retten den Übergang, erweisen sich sogar als notwendige Organisationsform des Übergangs zur Friedensordnung. **Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Georg Ledebour, Franz Mehring**, die großen Kriegsgegner, bisher unterdrückt und eingekerkert, treten wieder ans Licht, werden stürmisch gefeiert. Zur Macht aber gelangen **Ebert, Scheidemann und Noske**, die Kriegskreditbewilliger, die "Kaiserknechte" von Spa, dem Kriegssitz "Seiner Majestät". Sie hatten mit dem Kriegsruf, daß "Deutschlands ärmster Sohn auch sein treuester" sei, die Arbeiter in den Gräben getrieben. Ebert hatte 1914 erklärt: "Ich gehe zu Hindenburg", hatte sich bereitwillig dem General zur Verfügung gestellt, der dümmlich prahlte: "Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur." Ein Wort, das ihm meine Eltern nie verziehen ("während die Soldaten im Trommelfeuer als Kanonenfutter verreckten und wir bei Kohlrüben Kohldampf schoben").

Unmittelbar nach der Novemberrevolution erheben sich die Polen. Posen wird polnisch. Es fällt kaum ein Schuß. Die deutschen Arbeiter- und Soldatenräte übergeben anstandslos ihre Funktionen der neu installierten polnischen Verwaltung. Die Soldaten sind froh, daß nun "alles vorüber" ist, und lassen sich ohne Gegenwehr von polnischen Zivilisten, von begeisterten Halbwüchsigen (mit weiß-roten Armbinden) entwaffnen. Nur um die Sechser-Kaserne wird erbittert gekämpft. Die Geschützsalven und das Maschinengewehrknattern übertönen den polnischen Siegestaumel. Dann ist auch das vorbei.

Posen ist von einem Tag auf den anderen eine polnische Stadt. Niemanden setzt das in Erstaunen. Die Deutschen hier waren immer nur



eine dünne Oberschicht. Die Provinz Posen ist überwiegend von Polen bewohnt.

Natürlich wollen sich die meisten Deutschen nicht mit der neugeschaffenen Lage abfinden. Aber was bleibt ihnen übrig? Gewiß, das gibt die Mehrzahl zu, die Teilung Polens — von Preußen gemeinsam mit den Zaren und den Habsburgern durchgeführt — war ein großes Unrecht. Aber, so fragen sie spießig-überheblich, wem haben die Polen ihre Kultur zu verdanken? Sie leugnen die Unterdrückungspolitik des Reiches und seines skrupellosen "Ostmarkenvereins". Sie haben vergessen, daß man den Polen alle nationalen Rechte nahm. Polnischen Kindern war es verboten, innerhalb der Schule in ihrer Muttersprache zu sprechen.

In Berlin provozierten reaktionäre Truppenverbände — Ebert hat sie durch geheimen Draht von den Generalen Gröner und Hindenburg erbeten — die unglückseligen Spartakuskämpfe. Ich verfolgte sie in den Zeitungen als ein großes tragisches Abenteuer. Wie betrübt war ich, als ich las, die "letzten Nester der Spartakisten" am *Schlesischen Bahnhof* seien "in schweren Kämpfen Haus um Haus aufgerollt und ausgeräuchert" worden.

Dann geschah etwas, das mich sehr an meine Mutter band und gleichzeitig tief erschreckte: meine erste Begegnung mit dem Terror. Ein Bild, das sich glühend, ätzend, zischend einbrennt — so wie später die Auschwitz-Tätowierung (69 912) in meinen linken Arm:

Mitte Januar 1919 ging ich mit meiner Mutter spazieren. Plötzlich stößt wie ein Raubvogel Frau Mannheimer auf uns zu. Sie hatte meine Mutter schon von weitem erspäht und umarmt sie jetzt, taumelnd in wilder Freude, so daß sich ihr großer Hut — sie geht immer so aufgetakelt, hochnäsiger und höchst reserviert — komisch verschiebt. Das sieht so ulkig aus, wirkt so grotesk auf mich respektlosen Neunjährigen, daß ich laut auflache, obwohl sich das gar nicht gehört. Doch weder meine Mutter noch die Alte nehmen Notiz von mir. Die Frau Justizrat flüstert meiner Mutter (für Kinder ist das nichts) aufgeregt eine frohe Botschaft ins Ohr. Meine Mutter aber wird totenblaß und tut etwas Unausdenkbares. Ich sehe, wie sich die Gute von der hysterischen Umarmung befreit, die Alte resolut von sich stößt, so daß deren Riesenrad sich nun endgültig vom Kopfe löst und lustig davonrollt. Aber ich darf ihn nicht aufheben. Meine Mutter nimmt mich an der Hand und sieht sich nicht mehr um.

Meine Eltern sprachen von früh an offen mit mir, und so erzählt mir meine Mutter auch sogleich die schreckliche Neuigkeit, die ihr Frau Mannheimer freudeüberströmt überbracht hatte. Die "Soldateska" habe

Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg umgebracht, feige ermordet, und diese Schandtats sei wieder einmal typisch für unser verwirrtes, geschlagenes deutsches Volk. "Wer weiß denn überhaupt", sagte meine Mutter, "daß Rosa Luxemburg sich vor den revolutionären Arbeitern gegen den Boykott der Nationalversammlung aussprach und innerhalb der von ihr mitgegründeten Kommunistischen Partei für die Beteiligung an den Wahlen zu dieser Nationalversammlung eintrat? Sie hat vergeblich versucht, die von den heimtückischen Freikorps provozierten Arbeiter von der aussichtslosen *Spartakus*-Erhebung abzuhalten, diese aber dann nicht im Stich gelassen, als sie sich in den ungleichen Kampf verstricken ließen."

Wir hatten zu Haus in unserer Bibliothek die tapferen "Briefe aus dem Gefängnis", die Rosa Luxemburg aus der Zuchthaushaft an Sonja Liebknecht geschrieben hat. Sie wurden später herausgegeben als wahrhaft humanes Dokument. Diese Briefe brachten mich einen großen Schritt weiter, und so las ich bald auch Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts Schriften gegen den Krieg. In dieser Zeit fiel mir auch ein unscheinbares Bändchen auf Dünndruckpapier in die Hände — meine erste "illegale", wenn auch inzwischen erlaubte Lektüre: "Der Mensch ist gut" von **Leonhard Frank**. (Es war während des Krieges auf konspirativem Wege in den Bücherschrank meiner Eltern gelangt.) Dieses Buch in seinem aufrüttelnden, expressionistischen Pathos, in seiner realistischen Darstellung der Kriegsgreuel wühlte mich auf. Es war wohl das Beste, was damals überhaupt einem jungen Mann in die Hände kommen konnte. Leonhard Franks Soldaten und Offiziere im Lazarett identifizierte ich mit meinen Bekannten, besonders mit meinem Nationalhelden Oberleutnant Günther und natürlich auch mit mir selbst. Die Schriften von Karl und Rosa und dieses so ungemein lebendige Werk von Frank waren es, die mich mit elementarer Kraft in die tätige politische Richtung wiesen. Der unselige, unsinnige, unverständliche Weltkrieg war mein Kindheitstrauma, mein Grunderlebnis. Es galt, die Welt zu verändern. Und die Geschehnisse zeigten in ihrem raschen Wechsel, daß dies möglich war.

Es erwachte mein Verlangen nach interessanten, spannenden Büchern über Geschichte und Politik. Immer noch las ich Gerstäcker und Max Eyth, Jules Verne und Hermann Löns. Nun wollte ich auch an das heran, was meine Eltern "große Literatur" nannten: So August Strindbergs "Historische Miniaturen", Charles de Costers "Ulenspiegel", Max Havelaars "Multatuli" und dann der unausschöpfbare "Simplizius Simplizissimus" von Grimmelshausen. Da war der Dreißigjährige Krieg (mein Vater behauptete, dazumal seien zwei Drittel des deutschen Volkes vernichtet

worden, und meine Mutter lehrte mich, daß unser harmloses Maikäferlied: "Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg, die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt" aus diesen wüsten, trostlosen Zeiten stammte). All das zeigte der Simplizissimus: Wie da zu Anfang gleich das friedliche Dorf gebrandschatzt, die Bauern gefoltert werden. Der Landsknecht tritt auf, die deutsche Schicksalsfigur. Gibt es ein Bild, poetischer, einprägsamer, symbolischer als jenes, da sich Vater und Sohn in wilder Furcht begegnen, völlig verstört und so verwildert, auseinandergerissen durch die Kriegswirren, daß sie voneinander nichts wissen, ja einander als Wolf und Teufel sehen? Eine weitere große Entdeckung ist der "Gulliver" von Jonathan Swift.

Mein Vater meinte, Swift habe im Gulliver die größte staatsmännische Weisheit ausgesprochen, da es dort heißt, daß ein Gelehrter, der eine ertragreichere Getreidesorte züchtet, der Welt mehr hilft als alle siegreichen Generale und ein gewonnener Krieg.

Ich will — so nehme ich mir vor — künftig den Standort eines jeden Menschen, jeder Partei und Institution danach bestimmen, wie er sich im Weltkrieg verhielt oder wie er sich nachträglich zu ihm stellte. Für die Sozialdemokratie, für die II. Internationale kommt eine schlimme Rechnung dabei heraus: Aufgabe, ja Verrat an ihrer Grundidee, ihrer humanen Sendung. Die große Verkündung: "Die Internationale erkämpft das Menschenrecht", die "Glocken von Basel", "Völkerfreundschaft", "Völkerfrühling", "Proletarier aller Länder, vereinigt euch", "Ein Volk, das andere unterdrückt, kann nicht frei sein", der Posaumenton der I. Internationale vom "brüderlichen Band, das die Völker vereinigt" ... all das war preisgegeben worden. Wie schrieb doch Rosa Luxemburg über diese Selbstaufgabe, solch Sündenfall? "Die II. Internationale ist ein verwesender Leichnam."

Karl und Rosa hatten die humane Idee, hatten das geschändete Banner aufgegriffen, das rote Menschheitsbanner. Der "Völker Blut klebte daran, das Blut des großen Gemetzels".

Meine Mutter und mein liebenswerter Großvater, ein bekannter Talmudgelehrter, lehrten mich das Alte Testament kennen, die Flammenschrift der Propheten Jesaia, Jeremia und Micha. Das große Sehnen, die überwältigende Zuversicht, dereinst werde eine Zeit kommen, da die Schwerter umgeschmiedet würden in Pflüge, jeder friedlich in seinem Weinberg leben könne ohne Furcht, welchen Gott er auch verehere. So ein Schmied, so ein Prophet wünschte ich mit heißem Herzen einmal zu werden.

Jesus, so sagte mir meine Mutter, sei sicherlich der größte, der letzte Prophet gewesen, ein großer Revolutionär, der die Wechsler zum Tempel

hinausjagte — ein großartiges, zeitloses Bild. Selbst wenn es den historischen Nazarener gar nicht gegeben habe, so sei er doch zumindest das Traumbild, die Vollendung der jüdischen Prophetie, darum notwendigerweise ein Jude. Sie denke aber im Innersten, daß er wirklich gelebt habe, wenn es sich auch nicht beweisen lasse. Jesus habe sicher nur sagen wollen, wir alle, also auch er, seien Kinder Gottes. Damals gab es eben noch die Vorstellung eines Gottes, sogar eines persönlichen Gottes, den man sich als Vater der Menschen vorstellte, als Patriarchen.

Es sei aber schwer vorstellbar, daß eine solch ungeheure Wirkung, wie sie sich im neuen Testament spiegelt und wie sie von dieser Lehre ausging, nicht auf einer wirklich existierenden Person, eben einem historischen Jesus beruhen sollte. Mein Vater ergänzte hier regelmäßig, er halte es für die größte geschichtliche Leistung des Nazareners, aber auch des Paulus und Johannes, daß sie den engen jüdisch-nationalen Rahmen der Prophetie, die beschränkte Vorstellung insbesondere vom "auserwählten Volk" sprengten. Sie hätten die Idee, die bei den jüdischen Propheten entstanden war, auf alle Völker der Erde, auf alles, was "Menschenantlitz" trägt, ausgedehnt. Erst die Freimaurer hätten das wiederentdeckt und damit erst das "finstere Mittelalter" geistig überwunden.

Mein Vater hatte ein sehr poetisches Bild von den Freimaurern, Mozarts "Zauberflöte" und den "heiligen Hallen" des Sarastro. Er verband damit unmittelbar die Begriffe Renaissance, Humanismus, Michelangelo, den Dogenpalast, überhaupt die neue Kunst und Architektur seit dem Ausgang des Mittelalters.

Zwei Darstellungen von sehr unterschiedlichem Rang, aber damals von mir gleichermaßen begeistert verschlungen, öffneten mir die Welt des Neuen Testaments: Gustav Frenssens "Hilligenlei" und "Der Großinquisitor" aus den "Brüdern Karamasow" von Dostojewski.

Immer war da ein Prophet, und immer stieß er auf verständnislos-hochmütige Pharisäer, die Gott dankten, daß sie keine Samariter seien, und den Propheten kreuzigen ließen. Die "Menge" rief "Hosianna" und "Kreuziget ihn", zuletzt aber kam der schreckenerregende, eisige Großinquisitor, der Anti-Jesus, der Antichrist — der sich als Christ ausgibt, des Nazareners Stelle vertritt und Jesus zum zweiten-mal kreuzigt ... Es war schön, sich als Kreuzritter zu fühlen, der den Drachen tötet ... .

Im Jahre 1921 erhielten die Deutschen in Posen die Möglichkeit, für Deutschland zu optieren und damit die deutsche Staatsbürgerschaft aufrecht zu erhalten. Falls sie optierten, mußten sie Polen aber in kurzer

Frist verlassen und in die nun kleiner gewordene deutsche Heimat umsiedeln.

Zu diesen Optanten gehörte auch der uns befreundete Arzt Dr. Peiser. Der wortkarge, stattliche Mann war ein außerordentlich befähigter Chirurg. Er war Jude — seine bildhübsche Frau, eine Sängerin aus Wien, war evangelisch. Sie hatten zwei Töchter, Irene und Lilli.

Lilli Peiser ging mit meiner Schwester Lili in die gleiche Klasse des deutschen Minderheiten-Lyzeums, an dem meine Mutter unterrichtete. Die ältere Irene war eine ziemlich wilde Range, darum mochte ich sie gern. Lilli war damals ein sanftes kleines Mädchen. Mit ihren blaugrünen Augen und ihrem lang herabfallenden, goldblonden seidigen Haar kam sie mir wie ein kleiner Engel vor, aus einem der wunderschönen Altarbilder von Correggio gesprungen. Viele Wochen — während des Umzugs ihrer Eltern — wohnte sie bei uns und gehörte zur Familie. Mein Bruder Richard und ich legten großen Wert darauf, ihr vor dem Schlafengehen einen Gute-Nacht-Kuß zu geben. Sie stand in ihrem Kinderbett, schaute mit großen Augen über die Bettkante und kam uns ziemlich überirdisch vor. Fünfunddreißig Jahre später sah ich diese Lilli auf der Leinwand. Sie hieß jetzt Lilli Palmer. Die Chirurgentochter aus Posen war ein weltberühmter Filmstar geworden. Lilli Palmer sang faszinierend — es führt absolut keine Brücke zu meinem Kindheitseindruck —, sie sang (in "Feuerwerk"): "O mein Papa ist eine wunderbare Clown ..."

Als Ausgleich dafür, daß Lilli Peiser bei uns wohnte, durfte ich mit ihrer Schwester Irene in den Weihnachtsferien zur "Försterei" fahren, dem traditionellen Erholungsaufenthalt der Arztfamilie.

Ich sitze mit Irene allein im Zug und bin ungemein gespannt, ob wir auch wirklich zu einem "richtigen" Förster kommen. Mit einer Försterei verbinde ich nämlich höchst romantische Vorstellungen — gehörte doch Hermann Löns zu meinen Lieblingsschriftstellern.

Der Schlitten gleitet über freies Feld. Der Boden ist leicht gewellt, weich geglättet, unberührt bis auf die im Schnee eingezackten Krähen Spuren. Der Weg windet sich zum nahen, tiefverschneiten Wald. Am Waldrand ziehen die Pferde an, schnauben, verfallen in einen "Schockeltrab", "riechen den Stall". Die Tannen stehen streng in weißem Kristallkleid, die Kiefern schütteln lautlos Schnee ab im Wind. Die Eichen, Birken und Buchen, Erlen und Ebereschen wirken fahler, sind nicht so tief verschneit. Mischwald, stelle ich mit "fachmännischem" Blick fest, mit dichtem Unterholz, vor allem Laubunterholz, aber auch Wacholderbüschen. Und am Waldrand dicht verzweigtes Rankenwerk von Brombeersträuchern

und wilden Rosen unter hoher Schneelast. Dann wieder undurchsichtige Schonungen.

"Holla-Hoj!" ruft der Förster. Augenblicklich fallen die Gäule in Schritt und stehen bei "Prrr". Der Förster trapst einige Meter voraus in den schweren Filzstiefeln und zeigt uns einen Rehwechsel vom rechten zum linken Waldpfad, quer über den Fahrweg. Wahrhaftig, da sind die Rehsuren, haargenau wie die Zeichnungen an den Seitenrändern in den schönen Tierbüchern von Ernest Seton Thompson; ich denke an "Bingo" und die einsamen Männer im Schnee in Jack Londons "Wolfsblut".

Das große, massive Forsthaus liegt — wie kann es anders sein — tief im Gehölz. Eine hohe Scheune gehört dazu, ein großer Kuh- und Pferdestall und ein kleiner Schweinestall mit dem Kartoffeldämpfer. Ein großer Garten mit zahlreichen Obstbäumen, Beerensträuchern und Beeten. Hinter den Ställen schließt Ackerland an.

Tiefbefriedigt erfahre ich von meinem Gastgeber, daß es in seinem Forst wirklich alles gibt: Rotwild, Damwild, Rehe, Schwarzkittel und sogar den äußerst scheuen Fischotter in der nahegelegenen Warthe. Ich bewundere die Büchsen, die Flinten und den minderrangigen Drilling (2 Schrotläufe, 1 Kugellauf), lerne einen echten Hirschfänger kennen und sogar einen Karabiner. Der Förster zeigt mir auch, wie er seine Munition selbst anfertigt: Er setzt das Zündhütchen zur Patronenhülse, füllt aus dem Pulverbeutel "das Schwarzpulver" hinein, dann steckt er Kugeln, Rehposten (grobes Schrot) oder Hasenschrot darauf.

Ich lerne die verschiedenen Kaliber kennen, wie man mit der "Waffe umgeht", wie man sie trägt, ladet, entladet, sichert, entsichert und wie man visiert "über Kimme und Korn". Er zeigt mir auch, wie man den Kolben ansetzt, daß der Rückstoß aufgefangen wird, wenn man abdrückt. Alle meine Träume erfüllen sich, als ich mit Irene und Kurt — dem gleichaltrigen Försterjungen — nach der Scheibe schießen kann. Das ist doch ganz etwas anderes als eine Luftbüchse, so eine g-Millimeter-Bäche mit feinem Korn, schmaler Kimme und Doppelhahn (Drücker und Stecher). Ich habe scharfe Augen und ruhige Hände, lobt der Förster, atme auch richtig, nicht aufgeregert, aber er schnauzt über meine unkorrekte Haltung, meinen Griff. Sehr bemängelt er, daß ich nie angeben kann, ob ich nach rechts, links, oben oder unten "abgekommen" sei. Darüber bin ich tief bekümmert.

Ich erwache morgens in meiner Mansarde — nachts schlugen die Zweige ans Fenster — durch ein gleichmäßig surrendes Geräusch: Die Milch wird durch die Zentrifuge gedreht. Als ich dann hinunterkomme, darf ich es auch versuchen. Bei der Förstersfrau sieht es so einfach aus, aber als ich dann selbst drehe, verheddert sich sogleich die Strippe, es gibt einen

heillosen Fehllauf, und die Zentrifuge setzt aus. Die Förstersfrau lacht schallend, sie hat das kommen sehen.

Am Vormittag wird Häcksel geschnitten. Stolz reiten Irene und ich auf Fuchs und Kaschona, die im Kreis am Göpel traben.

Zu Mittag gibt es "Schwarzsauer", und dann steht uns das Hauptereignis bevor. "Heute nachmittag brauche ich euch alle drei als Treiber", sagt der Förster zu Irene, Kurt und mir. "Jetzt im Winterfrost gibt es die besten Fuchspelze, die bringen Geld ein." Kurz vor der frühen Dämmerung brechen wir drei — warm, aber mit den ältesten Klamotten ausgestattet — unter ungeheurer Lärmentfaltung wie die wilden Büffel durch eine wüste Dickung, versinken in tiefen Schneelöchern. Nichts zu sehen von Füchsen, überhaupt kein Lebewesen. Aber an der Schneise fallen mehrere Schüsse, dem Förster winkt das Jägerglück. Er hat zwei prächtige Füchse zur Strecke gebracht. Wir werden mit freudigem "Waidmannsheil" begrüßt. "Waidmannsdank" antworten wir ungemein stolz. In diesem Augenblick fasse ich den festen Entschluß, hier in der Försterei bei Athanasiental (Atanazowo) zu bleiben, ganz allein und in jeder Jahreszeit. Ich will unbedingt Förster werden, mich hier ausbilden lassen. Ob das ginge und wann ich anfangen könnte, fragte ich. Er meint trocken: "Im Frühjahr bist du mir willkommen." — "Aber er geht doch noch zur Schule", sagte die Förstersfrau. "Das ist seine Sache", erwidert ihr Mann, zwinkert mit den Augen und zwirbelt seinen rotblonden Bart.

Die Osterluft ist frisch und herb, der morgendliche Wiesennebel löst sich auf: Das Försterhaus taucht auf — in Tag- und Nachtträumen so heiß ersehnt — kerzengerade steigt der Rauch empor. Tschumpel, der zottige Hofköter, begrüßt mich als alten Bekannten, springt an mir hoch, jault freudig. Ich stelle das Fahrrad an den Schuppen, lege den Rucksack ab — ich habe es geschafft!

Sachlich, aber herzlich werde ich empfangen — es hat seine Ordnung. Das sind keine Ferientage in Weihnachtspension, das ist kein romantischer Ausflug. Von der ersten Stunde an werde ich hart herangenommen, und von der ersten Stunde an fühle ich mich glücklich.

Meinen guten Eltern ist der Entschluß schwer gefallen, aber sie erfüllen mir jeden Wunsch, und sie wissen, daß wenig zu machen ist, wenn ihr Ältester sich "etwas in den Kopf" gesetzt hat. Erste Klippe: Ich sei doch überhaupt noch schulpflichtig. Mein Argument: Das Jahrespensum könne aufgeholt werden. Ich würde allein lernen. Zweite Klippe: Das rauhe Leben "auf dem Lande" sei viel zu schwer für mich, besonders, da ich so "zart" und "anfällig" sei. Mein Argument: Ich wolle eben nicht zart und anfällig bleiben. Dritte Klippe: Auf keinen Fall gehe es vor der Versetzung. Sie

hoffen natürlich, daß mein För-stertraum inzwischen abklingt. Mein Vater hält ihn für eine vorübergehende "Tour", wie er alle meine wilden Wünsche bezeichnet.

"Also gut", sage ich, denn jetzt habe ich gewonnen, "dann warte ich eben bis Ostern, aber nur, wenn wir jetzt schon alles vorbereiten, sonst", drohe ich dunkel, "müßte ich mir mal Hamburg ansehen."

Tatsächlich fürchten meine Eltern, ich könnte eines Tages nach Hamburg durchbrennen, um Schiffsjunge zu werden. Den Grund dafür legten drei Schmöker-Reihen: "Peter Jürgens, der Schiffsjunge", "Erlebnisse einsamer Menschen" und "Heinz Brandt, der Fremdenlegionär". Daß diese Groschenhefte ausgerechnet meinen Namen tragen, erscheint mir von besonderer Bedeutung und betrübt meine Eltern nicht wenig ("Du kennst doch schon so viele gute Bücher, was hast du nur an diesen Schmökern gefressen ...").

Zunächst lerne ich kutschieren, anspannen, die Pferde aufschirren. Dann wird mir der Milchwagen anvertraut. Jeden Morgen fahre ich Milch, Butter, Eier, Käse und Obst zur "Kundschaft" nach Obersitzko, kassiere und bringe die Berichtslisten vom Förster zum Rentamt, der Forstwirtschaftsverwaltung der Gräfin, die dem Oberförster, einem trockenen, listigen Menschen, untersteht. Ich besorge, was aus Obersitzko abzuholen oder einzukaufen ist, kehre mit Kunstdünger, Geräten, Maschinen zurück. Ich bin glücklich, wenn mich neue Kundschaft für den Försterjungen hält. Vor dem Anspannen helfe ich Felix, dem fünfzehnjährigen polnischen Stalljungen beim Viehfüttern und Stallausmisten. Der Kartoffeldämpfer geht in meine Obhut über und verliert jedes Geheimnis. Jede Gelegenheit benutze ich, um den Förster in den Wald zu begleiten oder ihn dort aufzusuchen. Er beaufsichtigt den Saatkamp (junge polnische Forstarbeiterinnen legen ihn peinlich genau an und pflegen ihn beständig), die Anlage der jungen Schonungen und den Holzschlag. Ich bringe ihm mit dem Fahrrad das Essen — nirgends ist das Radeln so schön wie auf diesen Waldpfaden. Ich ahme seinen "Jägerblick" nach, spähe unablässig nach rechts und links, um Wild "auszumachen". Ich lerne neu sehen. Nach und nach kenne ich den Forst, die Jagden und die Pfade. Der Förster kann mich schon beauftragen, im "Jagen 19 fertig zu numerieren". Das zerlegte Brennholz wird in Raummeter gestapelt, auf jedem Stapel ragt ein Kloben, auf den die laufende Nummer gestempelt wird. Oft fahre ich mit den Bauern mit, um ihnen das Holz anzuweisen. Sie haben im Rentamt die Holzscheite gekauft, Jagden und Nummer sind darauf vermerkt. Nun kommen sie zum Forsthaus vorgefahren mit ihren Leiterwagen, um die Scheine abstempeln zu lassen und sich Auskunft zu holen. Bis "vors Holz" zeige ich den Weg, aber dann im Wald bis zum



Stapel hin übernehme ich die Zügel, vorn im Leiterwagen stehend und leicht in den Knien eingeknickt — zur besseren Balance. Sind die Bauern freundlich, helfe ich sogar beim Aufladen, sind sie stur, dann stehe ich großspurig dabei, breitbeinig und "försterhaft".

Ich beginne, wenn auch sehr unzulänglich, mit dem Beil umzugehen, der Axt, der Säge, der Harke (die muß man richtig wegstellen, sonst tritt man auf die Zinken und schlägt sich den Stiel an den Kopf). Am entschiedensten widersetzen sich mir Sichel und Sense. Es zeigt sich immer wieder, daß ich alles andere als geschickt bin. So leicht mir die Schule gefallen ist, hier fliegt mir nichts zu. Wenn ich unablässig übe, dann schaffe ich gerade so viel wie ein anderer, der lustlos dabei ist, und das schmerzt mich sehr.

Ich erfahre, daß auch Obst zu ernten eine Arbeit ist, die mir bislang nur als reines Vergnügen erschien.

Nachts auf Anstand sitzen ist zwar sehr romantisch, aber das Stillsitzen und sich von den Mücken stechen lassen macht weniger Spaß. Dabei wollen sich weder die Wildschweine noch die Hirsche sehen lassen, trotz ihrer nachweislichen Vorliebe für unseren Kartoffelacker. Nur einmal hören wir die Hirsche über den Graben springen und durch den Wald brechen. Sie haben Witterung von uns bekommen.

Oft nehme ich mir abends die Flinte und gehe allein in den Forst. Als Mutübung und um mich "auszukennen" im dunklen Wald. Jedes Geräusch wirkt jetzt anders, geheimnisvoll und unheimlich. Was knackt da? Bricht ein trockener Zweig im Wind? Streicht irgendein Nachtgetier durch die Sträucher, die Baumwipfel? - Äste, die sich aneinanderreiben, stöhnen und ächzen. Schleicht sich irgend etwas heran? Die Käuzchen heulen in den Herbstnächten. Doch ich lerne bald, die verwirrenden Wahrnehmungen zu deuten, vom Hören her zu verstehen, was im nächtlichen Wald vorgeht.

Der Förster hat einen Rehbock geschossen. Das darf er nicht ohne Erlaubnis. Nur Klein- und Raubwild ist ihm freigegeben. Er hat den Bock also im Jagen 33 liegenlassen ("er ist in die Schonung abgegangen, kann aber nicht weit gekommen sein"). Kurt und ich sollen ihn mit dem Milchwagen abholen, aber nur unter einer "Kartoffeldecke". So jockeln wir los, stolz über den vertraulichen Auftrag. Wir teilen uns die Schonung beim Durchsuchen, und ich bin es, der den Rehbock findet, was mich noch froher macht. Wir tragen den Bock an den Weg, werfen ihn auf den Wagen, schichten sorgfältig die mitgebrachten Kartoffeln darüber, und los geht es. Auf dem Heimwege begegnet uns ausgerechnet der fuchsig Oberförster in seinem schmucken Dogcart. Wir grüßen gleichmütig-

höflich, bringen glücklich die illegitime Jagdbeute (einen "kapitalen Sechser-Bock") heim. Der Rehbraten schmeckt denn auch ausgezeichnet. So viel ich den Förstersleuten verdanke und so wohl ich mich wieder fühle, politisch ist mit ihnen überhaupt nicht zu reden. Wie freuen sie sich, als sie die Nachricht von der Ermordung Walter Rathenaus erfahren. Gespannt warten sie morgens auf die Zeitung, hoffen innig, daß es den Mördern gelinge, ins Ausland zu entkommen. Sie sind tief bekümmert, als die Attentäter der Mordorganisation C (Consul) aufgestöbert werden, finden aber, daß sie "wie deutsche Männer" sterben, als sie sich in ihrem Schlupfwinkel selbst den Tod geben. "Kommunisten und Zuhälter würde ich auspeitschen lassen", vertraut mir der sonst so friedfertige und gemütliche Förster an. "Mit dieser Bande würde ich rasch fertigwerden."

Einmal in der Frühe nimmt mich der Förster mit auf Jagd, noch vor Beginn der Dämmerung. Zu keiner Zeit ist der Forst so zauberhaft, als mit dem Anheben des Morgenlichts. Die ersten zaghaften Vogelstimmen. Ein wunderschön bunter Eichelhäher fliegt mit krächzendem Warnruf auf. Der Kuckucksruf in der Ferne bricht ab. Der Tau funkelt an den Spinnennetzen. Die Wiesen liegen im sonnenbeglänzten, sich wabernd auflösenden Nebel. Der Förster gibt mir ein lautloses Zeichen, wir pirschen uns an, gegen die leichte Morgenbrise. Ich achte auf jeden Schritt, daß ich nur nicht auf einen trockenen Zweig trete. An der Waldkante verharren wir, setzen uns behutsam auf den umklappbaren Jagdstock. Nach einiger Zeit hebt der Förster vorsichtig die Flinte, aber er drückt nicht ab. Einige Schritte vor uns spielt ein Wildkaninchen mit seinen vier Jungen. Sie fühlen sich völlig ungestört. Welch idyllisches Bild für mich Stadtkind! Ober uns gurrts eine wilde Taube — ein Ricke tritt aus dem Wald mit ihrem leuchtend gezeichneten Kitz. Anmutig und ruhevoll ziehen sie äsend am Wiesenrand hin. Wir gehen ohne Beute.

Wir sind nun ein gut eingespieltes Trio, Felix, der polnisch-katholische Stalljunge, Kurt, der deutsch-evangelische Försterssohn, und ich, das deutsch-jüdische Stadtkind. Wir verstehen uns ausgezeichnet, und heute lenken wir abwechselnd und einträchtig den schweren Schlitten auf großer Besuchsfahrt.

Es dämmert früh. Und im Schein der Petroleumlämpchen, die uns den Weg erhellen, dampft der Pferdeatem. Lange noch fahren wir in die fremde Dunkelheit, die Glöckchen läuten, der verharschte Schnee knirscht. Dann endlich Hundegebell, entferntes Licht. Wir kutschieren schwungvoll vor das hell erleuchtete Forsthaus, werden mit großem Hallo empfangen.

Ich bleibe noch bis zum Frühjahr in der Försterei.

Der Förster-Traum begann Weihnachten, als der Grünberockte Irene und mich von der Bahn abholte, und er verblaßte mit der Winterfahrt zum "einsamen" Forsthaus. Alles in allem war es ein außergewöhnliches, erfülltes Jahr, aber das Experiment Förster ist mißlungen. Doch ich bin bei diesem Experiment erstarkt und gewachsen — nicht nur körperlich. Ich bin nicht mehr ganz so ungeschickt, nicht mehr ganz so unpraktisch, nicht mehr ganz so romantisch. Ich bin überhaupt nicht mehr "anfällig".

Ich gehe nach Posen zurück, um zu lernen. Ich will viel mehr wissen. Tatsächlich habe ich durch mein Försterjahr keine Zeit verloren. Ich überspringe eine Klasse und bin nun wieder mit meinen ehemaligen Mitschülern, meinen Schulfreunden und -freundinnen zusammen, mit Walter Hausner aus Zlotniki — katholischem "Schweizer"-Sohn —, Herbert Seidler — evangelischem Lehrerssohn —, der lebhaften jüdischen Ceci Springer und dem gescheiterten von Treskow<sup>17</sup> — mit dem häßlichen Riesenkopf — sowie dem langen Kurt Lange, der so gut turnen, zeichnen und so schmissige Lehrerkarikaturen an die Wandtafel zaubern kann.

Bald nach meiner Rückkehr in die "alte" Klasse werde ich zum Klassenvertrauensmann gewählt. Der begabte Taugenichts Napierala malt auf seinen Wahlschein einen winzigen Heinz Brandt, der sich im Ringen mit überdimensionalen Lehrern für seine Mitschüler einsetzt. Kurt Lange will nicht hinterherhinken, und so entsteht an der Tafel eine unerhört disproportionierte Karikatur des "Wahlsiegers", in der meine Stupsnase zum beherrschenden Merkmal wird.

Wir haben jetzt eine Klassenlehrerin. Es ist Else Wilke. Sie gibt uns Deutsch und Geschichte, und sie wird zu dem Lehrer, der am meisten zu meiner Entwicklung beigetragen hat. Wir lesen die Kriegsnovellen von Liliencron bei Fräulein Wilke, den "Armen Heinrich" von Gerhart Hauptmann und die "Agnes Bernauer" von Hebbel. Ich schreibe einen flammenden Aufsatz gegen Hebbels resignierende Agnes-Fabel und bekomme ein "Sehr gut".

Fräulein Wilke schildert uns das Leben, die Entwicklung Hebbels — was er seiner Lehrerin verdankte, das Liebesverhältnis, das daraus entstand. Sie ist ein vollschlankes, großes, gutgewachsenes Geschöpf mit aschblonden Haaren und sehr hellen grauen Preußen-Augen. Mit diesen Generalsaugen hält sie uns heranwachsende Jünglinge und Mädchen in Schach, und ich bin scheu, befangen und hilflos, wenn ich bei ihr bin. Sie lebt mit ihren beiden Schwestern in einer Plüschmöbel-wohnung, in die sie mich oft

---

<sup>17</sup> Das Landschloss Owinsk im Dorf Owńska, Gemeinde Czerwonak im Powiat Poznański, wenige Kilometer nördlich von Posen (Poznań) wurde 1797 von Sigmund Otto Joseph v. Treskow erworben und befand sich bis 1945 im Besitz der Familie.

einlädt. Ich spreche mit ihr über alle mich bewegenden Fragen, nur nicht über uns beide, obwohl ich doch ihre Hebbel-Darstellung sofort auf mich bezogen habe und sie auch mit keinem anderen Schüler außer mir persönlichen Kontakt hält. Vielleicht schreckt sie ebenso wie ich vor einer engeren Beziehung zurück, und sicher sehne ich mich, vielleicht auch sie, danach. So stehen meine Besuche bei ihr unter einer immerwährenden Spannung. Immer ist mein Blick auf ihre Augen gerichtet, die mich hell und lieb und verständnisvoll anblitzen, sich aber nie weich, zärtlich und hingebend weiten. Vielleicht, weil sie erobert werden wollen? Dazu fehlt mir der Mut. Ich habe große Angst, fast einen Schauer vor dem Frauenerlebnis, fühle mich sogar schuldbewußt, solche Gedanken bei ihr zu haben.

Ich bin noch in der Obersekunda, aber innerlich schon auf dem Sprung nach Berlin.

Wir lesen das "Leben Jesu" von Drews und Renard, die "Welträtsel" von Haeckel und diskutieren die Nächte durch. Fräulein Wilke fragt mich, ob ich nicht über diese Probleme meinen Obersekunda-Jahresaufsatz schreiben will, und mein Vater regt an, diesen Aufsatz unter das Generalthema "*Rom—Athen—Jerusalem : Körper—Geist—Seele*" zu stellen. Ich gehe leidenschaftlich ans Werk. In der Einleitung stelle ich meine These auf, die revolutionäre Menschheitsidee, der messianische Traum des Nazareners verbündet sich mit dem Geist von Hellas und sprengt das "niedere", machtbesessene Imperium. Dann aber entartet die Idee zur Institution, zur Kirche, und verkehrt sich in die Inquisition. Der Fels Petri wird auf dem Herzen Jesu errichtet. Am Ende ist eine calvinistische oder lutheranische Ketzer- und Hexenverbrennung nicht progressiver als eine römisch- oder byzantinisch-katholische.

In den Abschnitten Rom, Athen und Jerusalem will ich das nachweisen; aber die Arbeit wächst mir unter den Händen, und so komme ich mit knapper Not über Rom bis Athen. Zu Jerusalem reicht es nicht mehr. Und das war es doch, worum es mir eigentlich ging. So bleibt die Arbeit ein Torso, ein Fragment, das Wesentliche ungeschrieben, das Ziel unerreicht. Wohl wird der Aufsatz ein Erfolg, begründet sogar meinen Schülerruhm, als hätte ich "etwas zu sagen". Mich aber schmerzt das Unvollendete, an dem ich in Gedanken immer weiter bastele.

Die Wurzeln aber für all das, was in mir vorgeht, liegen tiefer, beruhen auf Kindheitseindrücken, Impulsen, Leitbildern und ungelösten Konflikten, die ich umarbeiten, umschmelzen muß. Es ist der Stein, der immer wieder gehoben, aber ständig verwandelt werden will. Das eine ist ein Traum, der stets wiederkehrt, mit vitaler Kraft. Das zweite das

Erlebnis einer Fronleichnamsprozession im katholischen Posen. Das dritte ist die Gestalt meines liebevollen, von innerem Licht erfüllten Großvaters, des großen Talmud-Gelehrten.

Der Traum geschieht immer wieder, von frühester Kindheit an, auch jetzt noch. Er erfüllt mich nach dem Erwachen noch mit dem Gefühl glücklichen Erlöstseins, trotz der Enttäuschung, daß es wiederum nur Traum war. Ich fühle mich gesteigert, erhoben, in wohliger Euphorie.

Ich träume, daß ich frei bin von der Erde, von allem irdischen Gewicht gelöst, ohne Schwere, so daß die Luft mich trägt, ich in Riesensprüngen mich über Abgründe schwinde, ja — weich mit Armen und Beinen ruderd — dahinfliege im blauen Äther, als könne jede Wolke mich tragen. Ich habe mich von allem befreit, was mich fesselte. Alles abgestreift, was an mir war, und bin nun ganz ich selbst: *Ich kann es nun*. Alles. Nichts quält, nichts peinigt mehr. Ich bin im All, und das All ist in mir, und wir sind eins. Es ist die denkbar schönste, weil erlebbare, die erhebendste Form von Größenwahn, Leichtheitswahn, All-Verbundenheits-Wahn.

Ich kann diesen Traum nicht herbeiführen und kann ihn ebensowenig verhindern. Er ist da — so plötzlich wie die Venus dem Mönch erscheint.

Das Prozessionsbild ist fast das gleiche, doch auf ganz anderer Ebene. Damals war ich zwölf Jahre alt.

Die Fronleichnamsprozession ist an dem goldglänzenden Marienbild, dem birkenreisergeschmückten Hausportal angelangt. Bunte Teppiche hängen von den Fenstern zur Straße hinab. Der Kardinal im geistlichen Fürstengewande verläßt den von vier Meßdienern getragenen farbenprächtigen Baldachin. Von Weihrauch umweht, schreitet er über den Blütenteppich, den weißgekleidete junge Mädchen zu seinen Füßen streuten, zum Madonnenaltar. Er läßt die Meßknaben die hellen Glöckchen läuten: das Signal an die Prozession, anzuhalten, den Kirchengesang, das innige Marienlied abzubrechen und mit ihrem Oberhirten niederzuknien.

Sie wollen dem Bildnis Reverenz erweisen, tiefe Ehrfurcht, ja Unterwerfung bezeugen, jenem Bildnis, das die himmlische Jungfrau, die Mutter Gottes, darstellt und versinnbildlicht.

Plötzlich stehe ich allein. Plötzlich stehe ich als einziger. Rings um mich slawisch-brünstig dem Bildnis zugewandt — das kniende Volk. Das buntfarbige, die Sinne beeindruckende Schauspiel der Prozession hatte mich mächtig angezogen, so gefangengenommen, daß ich mich nun unversehens in dieser verwirrenden, beängstigenden Lage befinde.

Ich erlebe eine grandiose Integration kniender Einzelwesen, aus der ich — der stehende Knabe — absolut ausgeschlossen bin. In mir ist eine tiefe

Sehnsucht danach, bei ihnen zu sein, eingeschlossen, aufgehoben in dieser gläubig-geeinten Gemeinschaft. In mir ist ein berechtigter und zugleich größenwahnsinniger Stolz, daß ich — das Kind — geistig diesen erwachsenen "Götzenanbetern" überlegen, also auserwählt bin, frei von jeglichem "Aberglauben", und daß ich mich als einzelner behaupte, mich dem magisch-faszinierenden Einfluß entziehe, der Masse trotzte, die mich in den Bann schlagen, in die Knie zwingen will.

Ich sehe in den mißbilligend blickenden Augen der anderen den tiefen, abgründigen, primitiven, aus innerster Seele kommenden, ganz ursprünglichen Haß des "Eingeborenen", der Urhorde, gegen den *Fremden*, der außerhalb der Medizinmannmagie des Stammes steht, also *Urfeind* ist, zerrissen werden muß. Ich sehe die mitleidigen Blicke mütterlicher Frauen, voll Erbarmen mit dem unwissenden, ungläubigen Kind, das sein Seelenheil verspielt, für ewig verloren sein wird.

Ich fühle mich als Held, der die Probe besteht, und zugleich fürchte ich mich in einer Welt, einer Umgebung, einer Menge, die mich vielleicht eines Tages nicht so unbehelligt gegen sich stehenbleiben lassen wird.

Mich leitet der kategorische Imperativ: "Du sollst dir kein Bildnis machen", den Kosmos, das Ungewußte, die Natur, den Menschen nicht vergötzen, nicht fetischhaft verkörpern und damit kümmerlich verkleinern. Neben meinen Eltern verdanke ich das meinem Großvater. Sie weckten sehr früh, was als Anlage mitgegeben war. Ich wollte immer schon zu den "7000 Mann" gehören, "die nicht haben ihre Knie gebeugt vor dem Baal" (1. Könige 19, 18; Römer 11, 4).

**Mein Großvater** hat ein mild-strenges, gütiges Gesicht, ich fühle mich verstanden, geliebt von ihm. Er schimpft nie, aber wie sollte ich auch ungezogen sein. Das geht gar nicht bei ihm. Er ist sehr gelehrt, hat viel geheimes Wissen, das er nur spärlich offenbart. Aus aller Welt kommen fromme Juden zu ihm, um sich Rat und Auskunft zu holen. Für diese Menschen ist er Gelehrter, Lehrer und Richter zugleich. Er ist sehr groß und sehr schlank, und sein blondes Haar hat jetzt im hohen Alter silbrigen Glanz. Er hält sich aufrecht, aber gelöst, nicht so stocksteif wie die Offiziere von der Jägerkaserne. Seine blauen Augen sind hell und klar auf mich gerichtet und sehen alles.

Nur wenn er in seinen fremdartigen, hebräischen Folianten, den riesigen Pergamentbänden, "lernt", setzt er eine Brille auf. An den Wänden seines Studierzimmers — ich darf immer hinein — ziehen sich die vollgefüllten Regale bis zur Decke. Wenn ich meinen Großvater ansehe, bleiben meine Augen an den breiten, slawischen Jochbeinen unter seiner hohen Stirn

haften. Die wirken so imponierend, ausgleichend und beruhigend, machen seine Worte gewichtig.

Meine Mutter erzählte zwei Familienlegenden, die sich mir eng mit der Gestalt meines Großvaters verknüpfen: Seine Vorfahren waren Bauern in einem finnischen Dorf, die eines Tages — nur um dem despotischen Zarenregime einen Streich zu spielen — gemeinsam zum jüdischen Glauben übertraten .. .

Auf eine merkwürdige, jüdisch-patriarchalische Art kam seine Ehe zustande. Ein sehr reicher, gläubiger jüdischer Grundbesitzer hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine hübsche Tochter nur mit einem großen Talmud-Gelehrten zu verheiraten.

So fuhr er zur bekanntesten Jeschiwe (Talmudschule) seines Gouvernements, wo ihm der **Ludwig Krause**<sup>18</sup> als bester Schüler bezeichnet wurde. Nun wollte der starrsinnige Mann noch wissen, ob dieser Schüler auch aus einer guten — das hieß für ihn: strenggläubigen — Familie stamme. Er wurde an meines Großvaters Mutter in einem entlegenen Städtchen verwiesen, fuhr Tag und Nacht im Schlitten dahin, traf sie aber nicht zu Hause an.

Als er im Ort nach ihr fragte, bedeuteten Einwohner ihm: Dort ist sie. Sie stand vor dem Gefängnis, hatte den Eingekerkerten, russischen Deserteuren, gerade warmes Essen gebracht, folgte dem Gebot der jüdischen Propheten, sich der Gefangenen anzunehmen: "Wart ihr doch selbst einst Knechte im Lande Mizrajim (Ägypten)."

Somit war Ludwig Krause der gegebene Schwiegersohn: Der Vater richtete seiner Tochter die Chuppa (den jüdischen Traubaldachin), und obwohl sich die beiden künftigen Eheleute bisher überhaupt nicht gekannt hatten ("früher war das eben nicht anders"), wurde diese im jüdischen Gesetzeshimmel geschlossene Ehe sehr glücklich.

Es ist Seder, Osterabend, und mein Großvater zelebriert im patriarchalisch-weißen Festtagsumhang die poetische Zeremonie.

Ich, der Enkel, als der jüngste "Mann" am Tisch, muß die berühmte Frage (die "Mane Stane") aus der "Hagada" (Osterbrevier) stellen: "Warum unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten? Warum sitzen

---

<sup>18</sup> Heinz Brandts Großvater mütterlicherseits Ludwig Leib Krause ("Loebel") (geb. 9.12.138) war Richter (Dajjan) an einem Rabbinatsgericht (Beth Din). Er war ein Großonkel (mütterlicherseits) des Psychologen und Soziologen Erich Fromm. Bei den Fromms (in der Liebigstraße 27, Frankfurt/M.) verbrachte Krause seine letzten Lebensjahre; Erich Fromm erhielt von ihm seinen ersten Talmudunterricht. Nach Rainer Funk: *Die jüdischen Wurzeln: Das humanistische Denken Erich Fromms*; International Erich Fromm Society. (haGalil onLine 10-04-2000) sowie zur Familie Krause/Brandt: <https://www.geni.com/people/Ludwig-Krause/6000000041237865360>

wir heute alle angelehnt, warum essen wir heute Bitterkraut statt anderer Kräuter, ungesäuertes Brot (Matze) anstelle gesäuerten Brotes ...?"

Mein Großvater gibt die uralte Antwort der Bibel: "Knechte waren wir im Lande Mizrajim." Und er erläutert: "Wir essen das bittere Kraut zum Gedenken an die Bitternis der Knechtschaft, das ungesäuerte Brot in Erinnerung daran, wie rasch unsere Flucht erfolgen mußte. Jeder Jude soll so leben, als sei er selbst Knecht gewesen in Ägypten, selbst befreit worden. Wir wissen, was Knechtschaft ist, und gerade heute — am Sederabend — denken wir daran. Wir wollen, daß nirgends in der Welt Knechtschaft sei, keiner den anderen unterdrücke und sich von keinem anderen unterdrücken lasse. Nicht Knecht sein und keinen zum Knecht machen, dies ist der Sinn des Sederabends, das ist das Geheimnis der Juden."

Am Ursprung des Judentums — das prägte sich mir tief ein —, weitab der mir fremden religiös-konfessionellen Vorstellungen, steht eine epochale, befreiende soziale und nationale Revolution.

So ist die jüdische Idee im Kern human, radikal, revolutionär wie jede große Menschheitsidee.

Auch am herbstlichen Laubhüttenfest gedenkt der Jude der ägyptischen Knechtschaft, der Befreiung, der Flucht aus dem Lande Mizrajim.

Die Laubhütte steht auf dem Balkon meines Großvaters. Ich habe sie mit selbstverfertigten Kastanienketten ausgeschmückt und mit prächtigen, aus Glanzpapier geschnittenen Sternen. Die Laubhütte hat kein Dach: Sie muß rasch errichtbar sein. Ist sie doch, wie Großvater erzählt, Sinnbild der Flucht, Symbol des ewigen Wanderns, des endlosen Golgatha-Weges zur Freiheit für das jüdische Volk, für alle Welt, bis zu jenen messianischen Zeiten, da alle Völker gleichberechtigt und frei unter einem Dach beieinander wohnen werden.

Bis zu diesen Zeiten, meint mein Großvater, solle jeder Jude, jeder Gerechte sich gleichsam in der Laubhütte wohnend fühlen, ohne Dach, nicht gefesselt — durch Steinhaus und Baumgarten — an den Ort und den Boden, nicht gebunden an Familie und Blut, Beruf und Besitz.

Höher als die Familie stehe die Lehre, die Idee — höher als der Vater darum auch der Lehrer, so daß, wären beide in Lebensgefahr, der Lehrer noch vor dem Vater zu retten sei.

Der Laubhütten-Mensch wisse sich frei von allen Fesseln, die ihn hindern könnten, von allem, was ihn hemmen könnte, seiner Idee zu leben, seinen Weg zu gehen als freie Persönlichkeit.



## **Damals war mir alles klar ...**

"Es ist nicht an dir, das Werk zu vollenden,  
noch, dich ihm zu entziehen."  
MISCHNAH, Sprüche der Väter

Ich war neunzehn Jahre alt, und alles war mir klar. Ich wußte nun genau, was die Welt im Innersten zusammenhält. Die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung lagen wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir. Vergangenheit und Gegenwart waren wissenschaftlich analysiert, die Zukunft vorausberechenbar. Alles war festgestellt, alles war beschrieben. Man brauchte nur richtig bei Marx, Engels und Lenin nachzulesen und diese Anleitung zum Handeln sinngemäß schöpferisch anzuwenden und weiterzuentwickeln.

Mein Weltbild war wunderbar geschlossen. Alles paßte nahtlos ineinander:

Der Erste Weltkrieg — gemeinsam verschuldet von allen kriegsteilnehmenden Mächten. Der Kapitalismus war in sein monopolistisches, imperialistisches Stadium eingetreten. Das Finanzkapital beherrschte die Welt. Alle Gegensätze verschärften sich. Nur in Rußland, dem schwächsten Kettenglied des Imperialismus, war es den Bolschewiki, war es Lenin und Trotzki gelungen, einen revolutionären Ausweg aus Krieg und Krise zu finden. Die Große Sozialistische Oktoberrevolution legte den Weg für den sozialistischen Aufbau frei.

In Deutschland dagegen: Klägliches Ende der Novemberrevolution, Inflation, Krise, am Horizont der Faschismus und neuer Raubkrieg.

Ich war Werkstudent, hatte keinen Sechser in der Tasche, aber die Idee im Kopf. So war es eine goldene Jugend.

Unser Leitbild, unser Enthusiasmus, das hohe Gefühl, teilzuhaben an der solidarischen Gemeinschaft der internationalen revolutionären Arbeiterbewegung, hob uns aus dem grauen Alltag, erfüllte uns ganz und gar. Jugend braucht eine große Idee. Eine Tür hatte sich geöffnet. Sie führte in einen hellen Raum. Es gab keine Zweifel, alles stimmte, wir waren auf dem richtigen Wege.

Waren wir auf dem richtigen Wege?

In vielerlei Beziehung war es die schönste Zeit meines Lebens. Uns erfüllte messianische Zukunftshoffnung. Wir waren das Salz der Erde. Wir hatten eine fest umrissene Aufgabe. Jugend braucht eine Aufgabe.

Wir sangen: "Wenn wir marschieren, dann leuchtet uns ein Licht, das Dunkel und Wolken strahlend durchbricht ..." Das Licht leuchtete, wären wir nur nicht "marschiert" ... Ja, wir wollten handeln, die Welt verändern: Wir hatten es durchlebt, den Völkermord des Ersten Weltkrieges, den Wahnsinn der Billioneninflation, das Treiben der Fememörder, die unheilige Allianz von Rüstungskapital, Reichswehr, reaktionärer Justiz und aufkommenden Nazis.

Wir sahen das Unheil heraufziehen, doch noch war es aufzuhalten. Wir standen nach dem gescheiterten Kapp- und Hitler-Putsch in der Zeit der großen Krise, der Massenarbeitslosigkeit, der Notverordnungen und des Papen-Putsches vom 20. Juli 1932. Der deutsche Imperialismus erstand aufs neue, erfand die Dolchstoßlegende und legte sich ein braunes Kleid zu.

Die Welt hungerte, wahnsinnigerweise nicht aus Unter-, sondern aus Überproduktion. Millionen Hände ohne Arbeit, Millionen Mägen ohne Nahrung.

Erich Weinert schrieb das Gedicht von den Kaffeesackschmeißern. Das war Dynamit; denn der Weizen wanderte ins Feuer, der Kaffee ins Meer, die Milch in die Flüsse.

Die Welt war ein Kanaan, in dem Milch und Honig floß — doch welche Sünde: nicht in die Mägen der Hungernden.

Wir sangen mit der Spieltruppe "Roter Wedding": "Drohend steh'n die Faschisten drüben am Horizont."

Aber nicht sie — wir würden siegen.

Räte-Deutschland, Rot Front, Heil Moskau.

"Wo ist dein Platz, Genosse?" fragte Bert Brecht, und er antwortete: "Reih dich ein in die Arbeitereinheitsfront, weil du auch ein Arbeiter bist."

Wir stürmten mit roten Fahnen zum Sieg. Wie es gemacht wird, hatten uns die genialen russischen Filme gezeigt, aus der revolutionären, weltbegeisternden Frühzeit des sowjetischen Films. Pudowkin und Eisenstein: "Panzerkreuzer Potemkin", "Das Ende von Sankt Petersburg", "Sturm über Asien", "Der Weg ins Leben" und "Die Mutter".

Wir lasen Maxim Gorkis "Sturmvogel" und sein "Nachtasyl". Wir verschlangen John Reeds Chronik der Oktoberrevolution "Zehn Tage, die die Welt erschütterten". Sie zeigte Lenin und Trotzki als Begründer einer neuen Zeitepoche. Wir berauschten uns an den Inszenierungen Piscators "Gewitter über Gotland", "Rasputin", "Die Matrosen von Cattaro". Der Stern Bert Brecht ging leuchtend auf. Seine "Dreigroschenoper" war

Anklage gegen eine Gesellschaftsordnung des Verbrechens — der Weltkrisen und Weltkriege.

In der modernen Karl-Marx-Schule in Berlin-Neukölln inszenierten wir mit Brechts Hilfe "Mann ist Mann" und "Die Maßnahme" als Klassenvorstellung.

Ernst Busch sang, Hanns Eisler komponierte. Erich Weinert rezitierte die mitreißenden Verse der revolutionären Bewegung. John Heartfield schuf die revolutionäre Fotomontage: das Montage-Plakat, die Montage-Karikatur. Er röntgte Adolf Hitler — und siehe da: Sein Knochengerüst bestand aus dem Gold, das ihm die Großindustriellen zusteckten. Uns hetzte er durch ganz Berlin, um für ihn eine Original-IG-Farben-Aktie zum Fotografieren aufzutreiben. Und tatsächlich fanden wir armen Schlucker einen Bankier, der uns aus reinem Kunstinteresse, aber auch aus Haß gegen die Nazis eine wunderschöne Originalaktie zur Verfügung stellte. Ob es die Architekten und Wohnberater vom Bauhaus waren: Walter Gropius, Hannes Meyer und Ernst May, oder die großen Zauberer und Verzauberer der Bühne: Max Reinhardt, Gustaf Grundgens, Paul Graetz, Käthe Dorsch, Lotte Lenia, Helene Weigel, Carola Neher, Elisabeth Bergner, Max Pallenberg — sie alle standen "links, wo das Herz ist" (Leonhard Frank).

Wir wanderten und zelteten mit dem Berliner Arbeitersportverein "Fichte", zogen mit dem Kommunistischen Jugendverband auf Agitation durchs deutsche Land, kampierten in Jugendherbergen und Scheunen, führten Ferienschulen des Sozialistischen Schülerbundes und der Roten Studenten mit Hermann Duncker durch, diskutierten heiß mit den Naturfreunden und der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend), mit den jungen Menschen in Schule, Betrieb und Stempelstelle, deren Alltag grau und deren Zukunftsvision rot war.

Dr. Hermann Duncker gab damals marxistische Literatur in populären Jugendausgaben heraus und leitete in Berlin die Marxistische Arbeiterschule, deren vielseitige Kurse außerordentlich beliebt und glänzend besucht waren. Für die bildungshungrige und aufgeschlossene Berliner werktätige Jugend bedeutete sie eine echte Volkshochschule.

Hermann Duncker, ein großer, breitschultriger Mann, fast erblindet, der sehr würdig am Stock ging, führte seine Ferienkurse bei uns grundsätzlich nur im Freien durch; denn Sauerstoff gehörte nach seiner Meinung als erste Voraussetzung zum Lehrbetrieb.

Er gruppierte uns im Kreis um sich herum und stapfte dann beim Sprechen und Fragen — er lehrte immer seminarisch — von einem zum anderen und riß uns in seinen Bann.

Er lehrte nach den Methoden der "Entschiedenen Schulreformer" Dr. Paul Ostreich und Dr. Fritz Ausländer, verabscheute das autoritäre Eintrichtern von unfehlbaren Weisheiten und freute sich über jeden Widerspruch, jeden Zweifel, ermunterte uns zum selbständigen Mitdenken und Nachdenken. Ich habe diesem Mann sehr viel zu verdanken.

Eine mächtige Woge trug uns. Ernst Thälmann sprach uns aus dem Herzen, wenn er im Berliner Sportpalast donnerte: "Es ist eine Lust zu leben."

Verstreut in die ganze Welt, denken wir immer wieder an diese Zeit, die wenigen Überlebenden, die physisch und psychisch den Sonnenuntergang durchstanden, ihn durchdachten, zu neuen Ufern schritten.

Damals hatten wir unsere Sache als rundherum richtig, als rundherum gut angesehen, weil uns der Traum von ihr begeisterte: der Sozialismus, der Kommunismus, die klassenlose Gesellschaft, die Menschheit befreien von Ausbeutung, Unterdrückung und Krieg; Frieden und Humanismus als Grundlage der neuen, der wahrhaft menschlichen Gesellschaft. Heute wissen wir, daß — so ideal der Traum auch war — ihm die Sache sehr bald nicht mehr entsprach. Mittel, Weg und Ziel stimmten nicht mehr überein. Mittel und Weg löschten das Ziel aus, anstatt es zu verwirklichen. Die Praxis widerlegte die Theorie.

Im Jahre 1928 wurde ich Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und der Berliner Roten Studentengruppe. Es stimmte noch alles. Ich sehe den Hörsaal vor mir und den Gastdozenten Professor Hirsch — Kapazität des ADGB (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund). Anhand einer mathematischen Formel beweist er schlüssig, daß der moderne amerikanische, der "organisierte" Kapitalismus krisenfest sei — die marxistische Krisentheorie demnach überholt.

Wenn Marx erklärt hatte, daß der Kapitalismus gesetzmäßig an den verhängnisvollen Zyklus von Krise — Konjunktur — Krise gebunden sei, daß seine anarchische profitgetriebene Produktion für den Markt unvermeidlich zu Überproduktionskrisen führen müsse, zu einem wachsenden Arbeitslosenheer, der "industriellen Reservearmee", so treffe das alles für den regulierten Kapitalismus der USA nicht mehr zu.

Die deutsche Wirtschaft, die deutsche Arbeiterbewegung müßten sich am Beispiel der USA orientieren.

Aber wenige Monate später schon gibt es den berüchtigten "Schwarzen Freitag" an der New Yorker Börse. Die verheerende Weltwirtschaftskrise — beispiellos an Ausmaß und Tiefe — nimmt ihren Ausgang.

Am schwersten wird Deutschland betroffen.

Das Arbeitslosenheer wächst lawinenartig und erreicht 1932 die Zahl von 7 Millionen.

Ist damit die Leninsche These vom "Imperialismus" als dem letzten, dem "verfaulenden" Stadium des Kapitalismus, das von Krieg zu Krise führt, nicht erneut bewiesen? Die Wirklichkeit bestätigt anscheinend vollinhaltlich die Theorie. Die Praxis als Prüfstein, als Kriterium schien vor aller Augen zu erhärten:

Es gibt nur einen Ausweg — die proletarische Revolution, die Diktatur des Proletariats. Lenin zeigte noch nach seinem Tode den Weg. Von Stalin war damals noch nicht viel die Rede.

Dann kommen die ersten Zweifel. Sie kommen mit der von Moskau diktierten, uns "ultralinks" erscheinenden Politik. Immer öfter taucht der Name Stalin auf. Insbesondere im Hinblick auf die Einschätzung der SPD und der Gewerkschaften.

Hatte Lenin nicht in seinem Werk "Der Radikalismus — die Kinderkrankheit des Kommunismus" eindringlich vor einer solchen dogmatischen Politik gewarnt, wie sie jetzt einzureißen beginnt? Stalin betreibt, gestützt auf Heinz Neumann, Ernst Thälmann und Walter Ulbricht, die Spaltung der Gewerkschaften, die Umbildung der RGO (Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition) zur selbständigen Roten Gewerkschaft.

In wenigen Wochen verliert die KPD ihre Position in den Betrieben, wird immer mehr zur Arbeitslosen-Partei. Grollend tönen ihre Sprechchöre: "Wer hat uns verraten? Die Sozialdemokraten."

Stalin und seine Nachbeter in der deutschen KPD bezeichnen die SPD als "soziale Hauptstütze der Bourgeoisie", ja als "sozialfaschistischen Zwillingbruder" der Nazis, gegen den der "Hauptstoß" zu richten sei. Eine verhängnisvolle Trennungsmauer richtet sich auf. Die Diskussion erlischt, Schlägereien gehören zur Tagesordnung. Die Beschimpfungen überschlagen sich bis zu jener KPD-Pionierzeitung mit der famosen Aufforderung: "Verjagt die kleinen Zörrgiebel von den Spielplätzen!"

Zörrgiebel (Berliner SPD-Polizeipräsident) hatte die 1.-Mai-Demonstration der KPD 1929 verboten und ließ seine Polizei auf die illegalen Demonstranten feuern, wobei etwa 30 Arbeiter den Tod fanden.

Als besonders verwerflich wird die Einheitsfront "von oben" gebrandmarkt, d. h. jegliche Vereinbarung zwischen Leitungen der SPD, der KPD und der Gewerkschaften (nicht nur der obersten Spitzen, sondern auch mittlerer oder unterer Leitungen). Nach den Direktiven Stalins darf die "antifaschistische Einheitsfront" ausschließlich "von unten" nur mit den sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Arbeitern und "unter der Führung der KPD" zustande kommen.

Das heißt, die Arbeiter werden nur dann zur "Einheitsfront" zugelassen, wenn sie sich dem Diktat der Moskauer Generallinie und der Führer der KPD unterwerfen. Diese Strategie: SPD = Hauptstütze Hauptfeind führt notwendigerweise — als Vorläufer gewissermaßen des späteren Kriegspaktes Hitler-Stalin — zu einer Arm-in-Arm-Politik mit den Nazis gegen die Weimarer Demokratie.

"Gegen die Bonzen" heißt der gemeinsame Schlachtruf von NSDAP und KPD.

Es ist der Schlachtruf gegen die Demokratie.

Der Deich gegen den Faschismus wird unterminiert statt gefestigt. Statt die Republik zu verteidigen, wird an ihrem Untergang gearbeitet, was erst den Sieg des Faschismus ermöglicht. Sinnfälligster Ausdruck dieser verhängnisvollen Politik wird der sogenannte "Rote Volksentscheid" gegen die sozialdemokratische Preußen-Regierung im Jahre 1931. Auf Geheiß Stalins schließt sich die KPD dem "braunen" Volksentscheid der Nazis gegen die preußische Regierung an, um ihn zu einem "roten" Volksentscheid umzugestalten.

Der Volksentscheid kommt zwar nicht durch, aber er besiegelt den Bruch innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung, die sich von nun ab als immer ohnmächtiger erweist, der lebensgefährlichen faschistischen Flut wirksam zu begegnen.

Wir befinden uns im "revolutionären Aufschwung", trompeten die KPD-Führer. Ist die Position der SPD erst untergraben, haben wir mit den Faschisten leichtes Spiel. Die wachsende Stimmenzahl für die NSDAP sei nur die "Kehrseite" dieses revolutionären Aufschwungs. Deutschland sei nicht das Italien Mussolinis, hier bei uns hätte der Faschismus keine Chance.

So beschränkt sich der Kampf gegen die NSDAP und ihre SA auf Saalschlachten, Straßenschlägereien ("Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft", lautete die Parole), auf individuelle Morde (Horst Wessel) und auf die prinzipienlose Übernahme nationalistischer Schlagworte. So entsteht auch das berüchtigte KPD-Programm zur "nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" von den Ketten des "Versailler Raubfriedens".

Im November 1932 kommt es in Berlin zu dem unrühmlichen Verkehrsarbeiterstreik, dem BVG-(Berliner Verkehrs-Gesellschaft-)Streik. Die NSDAP hatte hier starke Betriebszellen und proklamierte den Streik gegen die von Sozialdemokraten geleitete BVG. Die KPD bildete mit den Nazis eine gemeinsame Streikleitung, und vor den Straßenbahn- und Autobusbahnhöfen standen SA-Leute in Uniform gemeinsam mit KPD-

Funktionären auf "Streikposten". Voller Stolz ließen sie sich gemeinsam fotografieren.

Dieser Streik, für den Goebbels und Ulbricht gleichermaßen verantwortlich zeichneten, war nicht nur als Schlag gegen die SPD gedacht, er richtete sich gleichzeitig gegen die Gewerkschaften, die diese von den Nazis ausgehende Aktion berechtigt mißbilligten. In der damaligen Situation — da die Errichtung der faschistischen Diktatur unmittelbar drohte und allein durch den demokratischen Zusammenschluß der Arbeiterbewegung zur Volksbewegung noch hätte verhindert werden können — bedeutete jedes Zusammengehen mit den Nazis eine tödliche Gefahr für die Arbeiter, für den Bestand der Demokratie überhaupt.

Der "Rote Volksentscheid", das "Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" und der BVG-Streik waren die sichtbarsten Beispiele für den politisch-moralischen Bankrott der KPD-Führung vor 1933. Je mehr die KPD in den Nationalbolschewismus abglitt, um so mehr stärkte sie direkt und indirekt die Hitlerbewegung und schwächte die Abwehrkraft der Arbeiterbewegung.

Das Liebäugeln mit dem Nationalbolschewismus war keine neue Erscheinung, wenn sie auch jetzt erst so katastrophale Formen annahm und so verhängnisvolle Folgen zeitigte.

Begonnen hatte es in den Junitagen 1923, als die "Rote Fahne", das Zentralorgan der KPD, die Schlageter-Rede Karl Radeks (vor dem Exekutivkomitee der Komintern) veröffentlichte.

Schlageter gehörte einem nationalsozialistisch-völkischen Sabotage- und Söldnertrupp an, der während der französischen Ruhrbesetzung im Jahre 1923 Sprengstoffattentate gegen französische Militärobjecte ausführte, und wurde von den Franzosen erschossen.

Radek schlug eine Zusammenarbeit der Kommunisten mit diesen nationalsozialistischen Gruppen vor, und seitdem liefen Querverbindungen zwischen der KPD und militärischen Rechtsgruppen, die bis weit hinein in die Reichswehr reichten, da die Reichswehr bekanntlich unter Generaloberst von Seeckt unter anderem auch geheime Aufrüstungsprojekte in der Sowjetunion betrieb.

Diese getarnten sowjetisch-deutschen Militärprojekte machten weite Offizierskreise für alle Spielarten nationalbolschewistischer Propaganda anfällig, so daß ein Labyrinth unübersichtlicher gegenseitiger Beziehungen entstand. Je mehr aber dem deutschen Nationalismus Vorschub geleistet wurde, desto mehr wurde einer friedlichen demokratischen Entwicklung geschadet.

Wie weit das bereits im Jahre 1923 ging, zeigt die Tatsache, daß der ultrareaktionäre Graf Reventlow in Artikeln in der "Roten Fahne" die Gemeinschaft zwischen Kommunisten und "Völkischen" propagieren konnte. Graf Reventlow gehörte der Deutsch-Völkischen Freiheitspartei an, die später in der NSDAP aufging.

Kurz nach der Verkündung des KPD-Programms zur "nationalen und sozialen Befreiung" trat der NSDAP-Oberleutnant **Richard Scheringer**, der wegen nationalsozialistischer Zellenbildung in der Reichswehr zu Festung verurteilt worden war, unter großem Aplomb in die KPD über. Richard Scheringer wurde so zum Symbol des fließenden Überganges und der gegenseitigen Affinität dieser beiden Parteien.

Scheringer wurde in der KPD ungemein populär, und es verstärkte sich die verhängnisvolle Tendenz, mit nationalistischen Parolen Eroberungen im Offizierskorps der Reichswehr zu machen. Richard Scheringer war gewiß ein persönlich integrier Mensch, der sich für die nationale und soziale Revolution begeisterte und Hitler vorwarf, die Revolution verraten und sich mit der Großindustrie verbündet zu haben. Aber sein revolutionäres Abenteuerertum, das von der KPD noch ermuntert wurde, stieß die demokratischen, widerstandsgewillten Kräfte ab und lenkte die radikale Arbeiterbewegung in eine Bahn, die sie dem Faschismus gegenüber immer ohnmächtiger werden ließ.

In dem Maße nun, wie sich die Wirtschaftskrise zuspitzte, der Masseneinfluß der KPD aber in den entscheidenden Schichten der Betriebsarbeiter nicht entsprechend wuchs, ging diese Partei immer mehr zu terroristischen Einzelaktionen gegen Nazischlägertypen und mißliebige Polizeioffiziere über.

Auch **Walter Ulbricht**<sup>19</sup> tat sich dabei hervor, gegenüber Moskau und den ungeduldigen Massen Aktivität vorzutäuschen und blutige

---

<sup>19</sup> Walter Ernst Paul Ulbricht (\* 30. Juni 1893 in Leipzig; † 1. August 1973 in Groß Dölln) war ein deutscher Kommunist. Von 1950 bis zu seiner Entmachtung 1971 war er der maßgebliche Politiker der Deutschen Demokratischen Republik. Unter seiner Führung entwickelte sie sich zum sozialistischen Staat.

Seit seiner Jugend in der sozialistischen Arbeiterbewegung Deutschlands aktiv, war Ulbricht Berufsrevolutionär. In der Endphase der Weimarer Republik leitete er die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) innerhalb der Reichshauptstadt Berlin. Am Kampf der stalinistisch ausgerichteten Partei gegen die Sozialdemokratie und die republikanische Ordnung war er im Führungszirkel um Ernst Thälmann beteiligt. -

Aus dem sowjetischen Exil 1945 als Leiter der Gruppe Ulbricht nach Berlin zurückgekehrt, wirkte er in der sowjetischen Besatzungszone in enger Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht als führender Funktionär der KPD und der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) prägend am Aufbau des Staatsapparates der späteren DDR mit.

Von 1950 bis 1971 stand Ulbricht an der Spitze des Zentralkomitees der SED und besaß die höchste politische Entscheidungsgewalt. In dieser Eigenschaft und mit sowjetischem Einverständnis prägte er ab 1952 die neue Politik zum Aufbau des Sozialismus in der DDR und befahl 1961 den Bau der Berliner Mauer. →



Zusammenstöße zu arrangieren. Ein besonders eindringliches Beispiel dieser provokatorischen Politik war die von Ulbricht und **Mielke**<sup>20</sup> betriebene — sorgfältig vorbereitete — Ermordung der Berliner Polizeioffiziere Anlauf und Lenk bei einer Erwerbslosen-Demonstration am Bülowplatz.

Während noch die Schüsse hallten, begegnete ich am nahegelegenen Alexanderplatz bei "Aschinger" einem mir bekannten linksbürgerlichen Journalisten. "Nanu, du hier?" fragte er mich, "am Bülowplatz leben doch noch ein paar Polizeioffiziere!"

Der bittere Hohn zeigte die tiefe Enttäuschung aller aufrichtigen Demokraten und kampfwilligen Antifaschisten über diese Entartung des politischen Kampfes, die nur dem Faschismus zugute kommen konnte.

Aufs äußerste beunruhigt, wie so viele meiner Freunde, sprach ich auf einem Gruppenabend meiner Parteizelle in der Diskussion gegen die unsinnige Politik des "Roten Volksentscheides". Ich war 1931— nun zweiundzwanzig Jahre alt — vom Kommunistischen Jugendverband zur KPD gekommen und in dieser Zelle für Agitation verantwortlich. Prompt erhalte ich meine erste Parteistrafe: Funktionsentzug. Ebenso prompt aber gewinne ich zwei Freunde, die für mein weiteres Leben bestimmend wurden: **Heinrich Süßkind** (sein Parteiname war **Kurt Heinrich**), Versöhnler und "abgesägter" Chefredakteur der "Roten Fahne", und seine Frau **Anka Vikova**, Übersetzerin bei der Zeitschrift "Inprekor" (Internationale Pressekorrespondenz der Komintern). Beide hatten während des Gruppenabends kein Wort gesprochen, aber meine naive Oppositionsrede sehr aufmerksam und, wie es mir schien, ironisch verfolgt.

Sie richteten es ein, daß wir zusammen nach Hause gingen, und als wir vor ihrer Wohnung in der Gubitzstraße (Berlin-Weißensee) anlangten, luden sie mich noch zu einer Tasse Tee ein. Und nun begann ein merkwürdiges Examen. Sie fragten mich nämlich, wie ich zu meinen

---

Ulbricht war ab 1949 stellvertretender und von 1955 bis 1960 Erster stellvertretender Vorsitzender des Ministerrats, anschließend bis 1971 Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrats und bis 1973 Vorsitzender des Staatsrats der DDR. (Wikipedia)

<sup>20</sup> Erich Fritz Emil Mielke (\* 28. Dezember 1907 in Berlin; † 21. Mai 2000 ebenda) war ein deutscher kommunistischer Politiker. In Moskau erhielt er von 1932 bis 1936 eine politische und militärische Ausbildung an der Lenin-Schule und kämpfte von 1936 bis 1939 im Spanischen Bürgerkrieg bei den Internationalen Brigaden. Unter anderem war Mielke beteiligt am Umsetzen der Stalinschen Säuberungen in den republikanischen Truppen. - Er war ab 1946 einer der Hauptverantwortlichen für den Ausbau der Sicherheitsorgane der SBZ/DDR zu einem flächendeckenden Kontroll-, Überwachungs- und Unterdrückungssystem. Von 1957 bis zu seinem Rücktritt 1989 war Mielke Minister für Staatssicherheit. Ab Ende 1989 mehrmals in Untersuchungshaft genommen, verurteilte ihn das Landgericht Berlin 1993 wegen Mordes an zwei Polizeioffizieren im Jahr 1931 zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren. (Wikipedia)

Auffassungen gekommen sei, und brachten in vielfacher Abwandlung, doch gar nicht sehr überzeugend, die offiziellen Argumente der Partei vor.

Ich widersprach ihnen, wie mir dünkte, sehr schlagend, wütend darüber, daß die beiden, die mir schon immer sehr gut gefallen hatten, mich so gar nicht verstehen wollten.

Plötzlich wechselten sie ihre Taktik, und Kurt fragte mich ernst, was nun dabei herauskommen solle, wenn ich mich so ganz allein, so auf eigene Faust, gegen die mächtige Partei stelle. Kurt schielte auf dem linken Auge, und dieser schielende Blick über seine knollige Nase hinweg wirkte ungemein komisch, als wollte er damit noch besonders drastisch demonstrieren, wie klein und ohnmächtig so ein Einzelwesen wie ich gegen den Apparat, gegen die Apparatschiks sei. Ich könnte mir doch an den fünf Fingern abzählen, so meinte Kurt, wie bald ich aus der Partei ausgeschlossen und damit von der Arbeiterbewegung völlig isoliert sein würde, oder wolle ich etwa in die SPD eintreten, die Brüning toleriere und Hindenburg als Präsidentschaftskandidaten aufstelle, da sie ihn als Wall gegen Hitler ansehe? Wolle ich mich gar solch einflußlosen Sekten anschließen, wie jener der Trotzlisten, der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei, einer linken Absplitterung von der SPD unter der Führung von Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld) oder der KPO (Kommunistische Partei-Opportunisten, einer rechten Absplitterung von der KPD unter der Führung von Heinrich Brandler und August Thalheimer)? Als Einzelgänger könne man nichts erreichen in der Politik.

Anka, die großgewachsene tschechische Schönheit (sie trug nicht zu unrecht den Spitznamen "schönste Frau der Partei"), slawisch-gastfreundlich und lieb (ihre selbstgebackenen, mit Kohl und Weißkäse gefüllten Piroggen schmeckten herrlich), nickte ernst und verständlich zu Kurts Worten, als staune sie ein wenig über das unbekümmerte Draufgängertum dieses parteipolitischen Greenhorns, das zwar noch unerfahren, aber doch sympathisch und entwicklungsfähig sei.

Sie entließen mich sehr freundlich und sehr herzlich, aber nun wußte ich überhaupt nicht mehr, woran ich war, und zerbrach mir den Kopf. Genau das war es ja wohl, was sie erreichen wollten.

Ich wurde täglicher Gast bei den beiden, und es dauerte nicht lange, da gehörte ich der "parteifeindlichen" Fraktion der "Versöhnler" an, die im Jahre 1928 vergeblich versucht hatte, Thälmann — und damit auch Ulbricht — zu stürzen.

Ernst Thälmann, der Stalins Politik innerhalb der KPD durchboxte, war damals durch die Korruptionsaffäre seines Schwagers Wittorf kompromittiert, und die Versöhnler (die eine gemeinsame Politik mit der

SPD erstrebten) nahmen das zum Anlaß, um im September 1928 im ZK einen Mehrheitsbeschluß herbeizuführen, der Ernst Thälmann seiner Funktion enthob.

Stalin, der seinen treuen Paladin und damit seine eigene Politik in Deutschland retten wollte, hob diesen Beschluß auf und erreichte, daß die Versöhnler auf dem sogenannten Weddinger Parteitag — er fand 1929 im Berliner Arbeiterbezirk Wedding statt — (dort war es im Zusammenhang mit dem 1. Mai 1929 zu putschistischen Barrikadenkämpfen gekommen) vernichtend geschlagen wurden.<sup>21</sup>

Ich lernte bei Kurt und Anka die schwere Kunst der fraktionellen Arbeit, durch halbe Worte, durch orientierende Literaturhinweise, durch historische Analogien, durch passende Zitate die hellhörigen, nachdenklichen, zweifelnden, zwischen den Zeilen lesenden Genossen an die "Plattform" und später auch an die heimliche Organisation der Versöhnler heranzuführen.

Wie stolz war ich, als ich zum ersten Male an einer richtigen illegalen Fraktionssitzung teilnahm, nach und nach die einzelnen leitenden Fraktionsgenossen kennenlernte und mich an den internen Auseinandersetzungen beteiligen konnte. Allmählich spürte ich auch heraus, daß es sich hier nicht um eine isolierte deutsche Gruppe handelte, sondern um eine Komintern-Fraktion mit Bundesgenossen in allen kommunistischen Parteien, deren Kopf Bucharin war.

Enge Freunde von Kurt und Anka waren der tschechische KP-Führer und Versöhnler **Klement Gottwald**, der Schriftsteller Egon Erwin Kisch, der Schweizer Parteiführer und Versöhnler Humbert-Droz. Auch mit dem italienischen Parteiführer Ercoli (Palmiro Togliatti) und dem bulgarischen Parteiführer Georgi Dimitroff waren sie gut bekannt. Beide standen den Versöhnlern ebenfalls recht nahe.

Zu den führenden deutschen Versöhnlern gehörten Arthur Ewert (er fiel im Jahre 1941 gemeinsam mit dem brasilianischen KP-Führer Prestes der konterrevolutionären brasilianischen Regierung in die Hände, wurde fürchterlich gefoltert und starb — nach längerem Aufenthalt in einem Nervensanatorium — kürzlich in der DDR), Hugo Eberlein (von Stalin im Verlauf der "Säuberungskampagnen" 1938 ermordet), Gerhard Eisler (heute Vorsitzender des Staatlichen Rundfunkkomitees in der DDR), Robert Volk (gestorben als Emigrant in den USA), der Schriftsteller und Übersetzer Paul Baudisch (er lebt in der Bundesrepublik und in Schweden), Ernst Meyer (1931 an Tbc, einer Haftfolge, gestorben), Karl

---

<sup>21</sup> vgl. Klaus Neukrantz: BARRIKADEN AM WEDDING. DER ROMAN EINER STRASSE AUS DEN BERLINER MAITAGEN 1929 (Berlin 1931).

Becker (1942 im "Dritten Reich" hingerichtet), Lex Ende (im DDR-Uranbergwerk umgekommen), sowie Georg Krausz (von dem ich noch erzählen werde). Auch Wilhelm Pieck, der verstorbene DDR-Präsident, stand den Versöhnlern seinerzeit nahe. Er stimmte zwar nicht mit ihnen für die Absetzung Thälmanns, enthielt sich aber der Stimme.

In allen russischen und Kominternfragen orientierten sich die Versöhnler an **Bucharin**. Doch ihr deutsches Programm fiel zuletzt völlig mit dem Rettungsweg zusammen, den **Leo Trotzki** in seinen genialen Broschüren 5 Minuten vor 12 zur Abwendung der Katastrophe vorschlug. ("Soll der Faschismus wirklich siegen?", 1931; "Wie wird der Nationalsozialismus geschlagen?"; "Was nun?"; "Schicksalsfragen des deutschen Proletariats"; "Gegen den Nationalkommunismus", 1932.)

Damals hätte allein das Bündnis aller aktiv demokratischen Kräfte, die einheitliche Aktion aller freiheitlich, humanistisch-sozialistisch Gesinnten in einer geeinten, kampfbereiten Arbeiterbewegung das deutsche Schicksal wenden, faschistische Barbarei und die Kriegskatastrophe verhindern, den Ausweg aus der Krise ermöglichen und eine soziale, demokratische Gesellschaftsordnung heraufführen können. In einer glänzenden Analyse entwickelte Leo Trotzki eindringlich und beschwörend seine Vorschläge an die SPD und KPD: die demokratischen Errungenschaften aktiv zu verteidigen, Schluß zu machen mit der sozialdemokratischen Hindenburg-Politik des kleineren Übels — durch sie würden die Arbeiterbewegung und die bürgerlich-demokratische Bewegung wehrlos gemacht, das aber müsse zur kampflosen Kapitulation vor dem Faschismus führen! Ebenso aber auch Schluß zu machen mit der verhängnisvollen, die Arbeiterbewegung spaltenden Politik der KPD! Liquidierung der roten Spaltergewerkschaften! Einheitsfront von oben und unten, also auch durch Spitzenvereinbarungen zur Verteidigung der Republik, um dem tödlichen Feind, dem Faschismus, einen einheitlichen demokratischen Block entgegenzustellen! Geschähe dies alles nicht, so würde der Faschismus "über die Arbeiterklasse hinwegfahren wie ein Tank", alles zermalmend!

Immer wieder in unseren Gesprächen wiesen wir offen und versteckt auf die Broschüren Trotzki hin, sprachen sogar manchmal nebelhaft gegen diese Broschüren, nur um auf ihre Existenz aufmerksam zu machen. Doch unsere Fraktionsarbeit erreichte nur eine kleine Minderheit, eine geistige Elite in KPD und SPD. Wir hatten keine Chance, uns in der Partei durchzusetzen, und die Zeit drängte, die Ereignisse jagten sich.

Am 20. Juli 1932 putschte der Reichskanzler von Papen, der Herrenreiter und spätere Hitler-Kumpan, gegen die sozialdemokratische Preußen-Regierung und die Berliner Polizeiführung.

Der SPD-Innenminister Karl Severing wich kampflös der "Gewalt" einiger Reichswehroffiziere, den bekannten "1 Leutnant und 3 Mann".

Die KPD stand ohnmächtig, kampfunfähig neben den Ereignissen. Die Arbeiter, die jungen insbesondere, wollten dem putschenden Klub der adligen Herrenreiter entgegenwirken. Aber die Republik rief sie nicht zur Verteidigung der Grundrechte auf. SPD und Gewerkschaften drückten nicht auf den berühmten Knopf, und ohne diesen Knopfdruck setzt sich in Deutschland nichts in Bewegung. Der moskauhörigen, in nationalistische Abenteuer verstrickten KPD schenkte man kein Vertrauen.

Die Republik stellte den Massen keine Aufgabe, keine anfeuernde Idee leuchtete auf. Sie beging kläglich Selbstmord. Dieser 20. Juli bedeutete die Vorentscheidung für den Untergang. Wenn nicht im letzten Augenblick die Zeichen der Zeit verstanden und die notwendigen Folgerungen gezogen wurden, war der Sieg des Faschismus unvermeidlich, drohte eine entsetzliche Niederlage.

Wir sahen, wie die beiden großen Arbeiterparteien mit offenen Augen in den Untergang schritten. Wir warnten verzweifelt, man schimpfte uns "Kassandra-Rufer", Kleinbürger, die die Nerven verlören und die Partei demoralisierten, "objektiv" im Interesse des "Klassenfeindes" wirkten.

Kurt sah noch einen Rettungsschimmer. Er schaffte es immer wieder, mich zu beruhigen. "Man darf nicht nur Deutschland sehen", er zog bedächtig an seiner Virginia, "man muß die gesamte internationale Lage berücksichtigen. Stalin droht jetzt die dritte, die entscheidende Niederlage. Seine erste war das Debakel in China 1926 (der Abfall Tschiang Kai-scheks von der Volksfront mit den Kommunisten). Stalins zweite Niederlage war die Kollektivierungspolitik, die Millionen von Opfern kostete, in vielen Gegenden Hungersnöte verursachte, die Unruhen auf dem Lande verschärfte. Die dritte und folgenschwerste Niederlage wird für ihn jetzt das offensichtliche Versagen seiner Komintern-Politik in Deutschland. Bucharin läßt uns über Gottwald sagen, daß man in der Sowjetunion versuche, Stalins Position in der KPdSU und in der Komintern entscheidend einzuschränken."

Alle Umstände sprächen für Bucharin, dessen Voraussagen und Warnungen durch die historische Entwicklung bestätigt worden seien. Bucharin sehe auch die Möglichkeit, zu einer Verständigung mit Trotzki zu gelangen und ihn in die Sowjetunion zurückzuholen. Noch seien die Würfel in Deutschland nicht gefallen. Noch könne eine plötzliche

Wendung die Versöhner auf internationaler Ebene zur führenden Komintern-Fraktion machen. Alles könne noch gut werden.

Nichts wurde gut. Alles kam noch viel schlimmer, als wir es befürchtet hatten. Gelähmt und kampflös wurde die Arbeiterbewegung, wurde die Demokratie von Hitler zerschlagen. Die blutige Diktatur des Faschismus triumphierte. Die SPD-Führung dachte verhängnisvoll legalistisch, formaljuristisch, glaubte, die Lage mit Protesten an den Verfassungsgerichtshof ändern zu können. Der Vorwurf, der so oft gegen sie erhoben wurde, sie sei in "parlamentarischen Kretinismus" verfallen, traf jetzt auf jeden Fall zu.

Am 29. Januar 1933 — die Interimsregierung Schleicher war eben zurückgetreten — erlaubte sich Kurt, der Filou, noch einen Streich.

Er rief den damaligen Chefredakteur des "Vorwärts" (Zentralorgan der SPD) Friedrich Stampfer an, meldete sich aber am Telefon als der Weißenseer SPD-Vorsitzende. Er fragte in ernster Sorge, wie es denn nun weitergehen würde. Stampfer gab die klassische Antwort: "Alles hängt vom Alten ab."

Mit dem "Alten" war **Hindenburg** gemeint.

In diesem einzigen Satz läßt sich die ganze damalige Hilflosigkeit und Ohnmacht der SPD-Führung, ihre Alternativlosigkeit zusammenfassen. Wir haben dieses klägliche Wort Stampfers in unserem Kreis noch oft mit bitterem Lächeln zitiert.

Millionen Menschen wären damals bereit gewesen, einem Aufruf der SPD, der Gewerkschaften zur Rettung der Republik Folge zu leisten. Die NSDAP wurde in einem Augenblick von jenem Industriellenkreis um den Kölner Bankier **Kurt von Schröder** (in dessen Villa die internen Verhandlungen stattfanden) an die Macht lanciert, als sie bereits im Rückgang begriffen war.

Offenbar fürchteten diese Finanzgewaltigen, aber auch die Deutschnationalen um Hugenberg und Papen und die Führung der Reichswehr, daß sich die beginnende Krise der NSDAP verschärfen würde, wenn man Hitler noch länger den Kanzlerposten versagte. Würden dann nicht aber angesichts des Sieben-Millionen-Heeres der Arbeitslosen und der schweren Wirtschaftskrise die Kommunisten die Sieger sein?

Es ist bezeichnend, daß in all diesen verhängnisvollen Spekulationen um das deutsche Schicksal die SPD, aber auch die Gewerkschaften überhaupt keine Rolle spielten. Sie hatten sich sozusagen freiwillig aus der Politik entfernt.

Der Appell aller Einsichtigen an die beiden großen Arbeiterparteien und die Gewerkschaften war ungehört verhallt. **Carl von Ossietzky**, einer von den Warnern, der so oft und so nachdrücklich in seiner "Weltbühne" zum

gemeinsamen Handeln aufgerufen hatte — ebenso vergeblich wie Leo Trotzki in seinen Broschüren —, fiel dem verbrecherischen Regime des "Dritten Reiches" zum Opfer.

Ich werde diesen stillen, bescheidenen Menschen nie vergessen, der mit mir, als ich ihn in seiner Redaktion aufsuchte — ich hatte meinen ersten kleinen Beitrag für die "Weltbühne" geschrieben —, so ernst und anteilnehmend sprach, daß ich meine ursprüngliche Befangenheit vor dem "berühmten" Kollegen gänzlich verlor.

Leo Trotzki aber wurde nicht Opfer Hitlers, sondern Opfer Stalins, dessen Verbrechen er so schonungslos enthüllt hatte. Ein NKWD-Agent zertrümmerte ihm hinterrücks 1940 in Mexiko mit einem Eispickel den Schädel. Der bestialische Mörder lebt heute als Ehrenmann im aufweichenden, zerklüfteten Ost"block". Wer solche Bluttaten organisiert und deckt, welche Legitimation hat er, sich für die Bestrafung der Naziverbrecher oder Blutrichter in der Bundesrepublik einzusetzen?<sup>22</sup>

Leo Trotzki, die SAP, die KPO (KP-Opposition), die Versöhnler — sie alle hatten vergeblich gemahnt. Weder die SPD noch die KPD haben jemals den Umfang, das Ausmaß, die Tragweite dieser historischen Niederlage begriffen.

Was für ein schrecklicher Tag war dieser 30. Januar! Am 28. Januar war der letzte Reichskanzler der Weimarer Republik, General von Schleicher (am 30. Juni 1934 anlässlich des "Röhm-Putsches" zusammen mit seiner Frau von Hitler ermordet), gestürzt worden.

Schleicher hatte zu guter Letzt versucht, die Großagrariers-Lobby um Hindenburg (und diesen selbst) mit Enthüllungen über den Osthilfe-Skandal an die Wand zu spielen. Gerade das war ihm zum Verhängnis geworden.

Aus Papens Herrenklub, dieser recht einflußreichen Vereinigung hoher Beamter, Offiziere, Politiker, Bankiers, Industrieller und Junker, liefen die mannigfaltigsten Fäden zur NSDAP. Die Großindustriellen Springorum und Thyssen, große Teile insbesondere der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie erstrebten die Kanzlerschaft Hitler-Papen als "solideste" Lösung.

Als Schleicher nun in seiner Not ins antiostelbische Horn blies, fürchtete diese reaktionäre, verrottete Herrenschaft Deutschlands das Schlimmste, und Papen-Schacht und Hitler schlossen in der Kölner Bankiersvilla ihren Teufelspakt.

---

<sup>22</sup> Das ist wohl etwas daneben!

Hinter ihnen standen die raubgierigsten Vertreter des deutschen Finanzkapitals und Junkertums. Dem Abenteurer Hitler war damit freie Fahrt erteilt. Es begann, wie die "Deutsche Allgemeine Zeitung" (das Organ der liberalen Export-Industrie und des Großhandels) ihren damaligen Leitartikel überschrieb, der "Sprung ins Dunkle". Die beiden Tage vom 28. bis 30. Januar, Sternstunden für eine einige demokratische antifaschistische Abwehrfront, verstrichen ungenutzt. Die letzte große Chance wurde verspielt. Schon in den Vormittagsstunden des 30. Januar zeigte sich, daß die Würfel endgültig gefallen waren. Pausenlos kamen die Siegesmeldungen der neuen Regierung durchs Radio.

Die SPD erklärte sofort, daß die Regierung Hitler-Papen parlamentarisch "legal" zur Macht gekommen sei, da der Reichspräsident Hindenburg Hitler als den Führer der stärksten Partei kraft seines Amtes zum deutschen Reichskanzler ernannt habe (Hindenburg war im April 1932 mit den Stimmen der SPD unter der Parole: "Wer Hindenburg wählt, schlägt Hitler" erneut zum Reichspräsidenten gewählt worden. Die KPD wiederum hatte es dazumal abgelehnt, sich mit der SPD auf einen SPD-Kandidaten zu einigen, und hatte ihren eigenen, aussichtslosen Kandidaten Ernst Thälmann aufgestellt).

Jetzt, so meinte die SPD, bleibe nichts anderes mehr übrig, als in "Ruhe und Ordnung" abzuwarten, bis auch die neue Regierung "abgewirtschaftet" habe. Sie warnte vor Aktionen, man solle sich nicht "provozieren" lassen.

Sowohl die SPD als auch die Gewerkschaftsführung hatten die Illusion, sie könnten ihre Organisationen aufrecht erhalten und legal durch die "Durststrecke" des Faschismus bringen. So lehnten denn beide Organisationen die KPD-Vorschläge zum gemeinsamen Generalstreik ab.

Die einflußlose KPD hatte schon zwei Tage zuvor unmittelbar nach Schleichers Sturz ebenso vergeblich verbal zu einer gemeinsamen Aktion aufgefordert, um die drohende Hitler-Kanzlerschaft zu verhindern. Im selben Atemzug allerdings hatte die KPD die sozialdemokratischen Führer wie Karl Severing als Sozialfaschisten und die SPD wiederum als "soziale Hauptstütze der Bourgeoisie" beschimpft.

Ein radikaler Flügel innerhalb der KPD (Heinz Neumann, Kippenberger, Remmele usw.) wollte die sterile Parteiführung Thälmann-Ulbricht zum Handeln treiben. Die KPD sollte auf eigene Faust losschlagen und auf diese Weise die Arbeiter "in die Aktion hineinreißen".

Die KPD-Führung, ihrer Ohnmacht wohl bewußt, beließ es bei hohlen Deklamationen. Sie zog die kampflöse Niederlage, den ruhmlosen Untergang einem nutzlosen, unsinnigen Blutbad vor. Das haben ihr aber viele enttäuschte Arbeiter nie verziehen, die ehrlich an das



Phrasengeklingel vom "revolutionären Aufschwung" geglaubt hatten und darum nicht einsahen, wie aussichtslos nunmehr die Lage geworden war.

... Als das Motorrad am Kurfürstendamm zum Olivaer Platz einbog, hatte der Fahrer klare Sicht voraus. (Seine Freundin schmiegte sich fest an ihn und legte sich dabei kunstvoll nach rechts in die Kurve.) Aber er besaß keine Voraus-Phantasie. Ich stand an der gegenüberliegenden Ecke und sah, wie dreihundert Meter entfernt ein entgegenkommender Wagen beim Überholen ins Rutschen geriet und auf die andere Fahrbahn zusteuerte. Es war vorauszusehen, daß die beiden Kraftwagen vor dem Motorrad in den nächsten Sekunden scharf bremsen würden, um eine Kollision zu vermeiden. Doch das Motorrad fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Als vor ihm die Bremsen kreischten, trat die Katastrophe ein, die mit tödlicher Sicherheit vorausgesehen, vorausgesagt werden konnte. Das Motorrad fuhr mit voller Kraft auf. Ich sah, wie der Fahrer mit dem Schädel auf die Bordkante fiel, und ich sah, wie das Mädchen auf dem Soziussitz die Arme in die Höhe riß, mit den Händen in die Luft griff, jene schauerliche Reflexbewegung, wenn das Kreuz oder das Genick bricht. Der Unfall war entsetzlich folgerichtig abgelaufen. Ich hatte dabeigestanden: voraussehend (so, genauso mußte es kommen) — und ohnmächtig.

Ich war Augenzeuge dieses Unfalls — nicht anders als Zeuge der politischen Katastrophe jener Tage, die vor meinen Augen abrollte, mit jener fatalen Automatik, die mich nur registrieren ließ, während ich doch so sehnlich hatte eingreifen, wirken, verändern, verhindern wollen. Das war eine bittere Erfahrung, und sie traf mich besonders; tatendurstig, visionserfüllt, wie ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren war.

Ich suggerierte mir, daß jetzt die Zeit der großen Not gekommen sei, des Schwimmens gegen den Strom, des unvermeidlichen Opferganges. Ein Weg, der mit Sicherheit in die Folterkammern des Dritten Reiches führen würde. Unterirdische Arbeit, leidendes Heldentum schwebte mir vor. Jetzt erst würde sich zeigen, wer sich bewährt.

Nein, ich wollte bei denen nicht sein, den vielen, die bisher den Mund so voll genommen hatten, uns Versöhnlern Kapitulantentum und Defaitismus unterstellten, sich jetzt aber angesichts der Gefahr des blutigen Terrors feige verkriechen sollten. Ulrich von Huttens Verse waren mir aus dem Herzen gesprochen — ich entdeckte sie in einem Flugblatt einer kleinen, isolierten Widerstandsgruppe:

"Noch einmal ruf' ich:  
Keiner hier, der mit zu Sturme lauf'?  
Nun, dann ist's recht.  
Dann steht's bei mir.  
Frisch drauf!"

Wir saßen bei Kurt an diesem Vormittag des 30. Januar. Das Radio schmetterte, ununterbrochen klingelte das Telefon: Situationsberichte. Kurt rief auch einige Versöhnler-Freunde an, auch Presseleute und Betriebsräte. Überall das gleiche Bild: Die Arbeiter wollten kämpfen, aber nur — getreu dem disziplinierten preußischen Obrigkeitsdenken —, wenn die Führung dazu aufrief. Und das eben tat sie nicht. Es fehlte der spontane, elementare Wille zu Aktionen, der einst in den Tagen des Kapp-Putsches die Führung gegen ihren Willen (übrigens auch die KPD-Führung, die anfänglich gegen die Generalstreik-Losung auftrat) zur Proklamierung des Generalstreiks zwang.

**Adolf Hitler** hatte sich aus seinem bisherigen Domizil, dem Berliner Hotel Kaiserhof, in die Reichskanzlei begeben. Dieser Triumphzug, vom Kaiserhof zur Reichskanzlei, sollte am Abend durch einen Fackelzug der siegreichen SA durchs Brandenburger Tor zum Präsidentenpalais und dem Sitz der deutschen Reichsregierung gekrönt werden.

Kurt und Anka baten mich, ihnen von diesem Fackelzug zu berichten: "Sieh dir das Theater mal an, es ist bestimmt lehrreich zu sehen, was in diesen Hirnen vorgeht."

Zackige preußische Militärmärsche, dann wieder zackiger, entseelter, zertrampelnder Paradeschritt, dann zackig-heiseres Sprechchor-Gebrüll: "Sieg Heil", "Heil Hitler", "Deutschland erwache — Juda verrecke" und das "3, 4 — ein Lied".

Zackig-gröhlender Marschgesang: "Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut ...", "Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben fällt ... denn heute (ge-)hört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt ...", "Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen ..."

Die trübe Januarnacht, erleuchtet von mystisch-flackerndem Fackelglanz. Lichttupfen auf den braunen Uniformen, den uniformierten, grimmig-entleerten Gesichtern der ewigen Marschierer.

Der Zug, der aus dem Dunkeln kommt und ins Dunkle zieht.

Der entfesselte deutsche Kleinbürger, wild geworden, emporgerissen. Die hochgerekten Arme weisen weit über ihre mickrige, nichtige, so sehr gefährdete Einzelexistenz hinaus. Das vorgereckte Kinn, die aufgerissenen Münder. Sie wollen nach "oben" mit der triumphierenden Bewegung. Landsknechtsbeute winkt. Sie wollen zustoßen, sich

gesundstoßen ("Es harren unsrer drinnen, wenn wir die Schlacht gewinnen, viel Gold und Edelstein").

Menschliche Staubkörner in der Massenhysterie — Leo Trotzki hat nicht zu Unrecht davon gesprochen, wie gefährlich, aber auch wie leicht zerstreubar dieser Kleinbürgerstaub ist — gefährlich nur, wenn der Lawine freie Bahn gelassen wird; jämmerlich vom Winde verweht hingegen, wenn eine einheitliche Arbeiterbewegung rechtzeitig und entschlossen ihr entgegentritt.

Der Soziologe und Psychoanalytiker **Erich Fromm** hat wenige Jahre später in "Die Furcht vor der Freiheit" ein erschreckendes Konterfei dieses sadistisch-masochistischen Kleinbürgers gegeben: "Sein ganzes Dasein beruhte auf Dürftigkeit — seelisch und wirtschaftlich" — "... Die Sucht, sich zu unterwerfen, und die Begierde nach Macht ..." — "... Die wehrloseste und daher am schwersten betroffene Gruppe ..., begann der Mittelstand, sein Schicksal in dem der Nation zu spiegeln ... Die nationale Niederlage und der Vertrag von Versailles wurden zu Symbolen der eigenen Verelendung ..." — "... Man projizierte die eigene soziale Inferiorität auf die Nation ..."

Ich sehe sie, begeistert, mit lodernden Gesichtern, die noch nicht steinern, auch nicht verzerrt wirken. Diese Jungen werden fortgerissen von übersteigerten nationalen Impulsen jenseits der humanen Idee. Sie glauben, mit der Zeit zu gehen, der Zukunft zugewandt. Lassen sich mit emportragen von der nationalen Erfolgswelle. Scheint doch der Lauf der Geschichte, die "Vorsehung", wie sie der "Führer" glauben macht, ein Tausendjähriges Reich anheben zu lassen. Und diese Jugend will mit einem großen Deutschland groß werden. "Gebt mir vier Jahre Zeit", verkündet Adolf Hitler, "und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen..

Wieder stehe ich sehr allein; es ist wie bei der Fronleichnamsprozession damals in Posen — und doch ganz anders.

Diese Masse kniet nicht, dumpf geduckt, unter Kreuz, Bildnis und Klerus. Ich bin nicht mehr der Knabe, der einzig Stehende. Es ist sehr viel bedrohlicher diesmal, ganz entschieden. Und es ist absolut notwendig, sich dem entgegenzustellen. Und es ist erhebend, gegen all dies immun zu sein. Als die Fackeln gelöscht werden, ist es in mir hell.

Wer nur die Spitze da oben sieht, erhält folgendes Bild: Die SPD kapituliert; die Gewerkschaft kapituliert; die Kirche kollaboriert; und die KPD deklamiert.

Aber noch sind die Parteien, die Arbeiterbewegung organisiert und werden von der Hitler-Papen-Hugenberg-Schacht-Regierung als potentielle

Gefahr empfunden. Die innere Ohnmacht dieser Organisationen wird von uns stärker empfunden als von den deutschen Herrenreitern, die — im Tiefpunkt der Wirtschaftskrise — den Massen noch viele Monate lang nichts werden bieten können als wirre, aufpeitschende, großdeutsch-antisemitische Raub-, Blut- und Boden-Verheißungen.

Die Masse der Arbeiter ist für dergleichen am wenigsten ansprechbar, erweist sich als immun, wird es lange Zeit noch bleiben.

"Deutschland hat ewigen Bestand — es ist ein kerngesundes Land", zitiert Kurt Heinrich aus Heines "Wintermärchen".

"Der Kern, die Arbeiterklasse, ist intakt", meint Kurt, der ewige Optimist. Sein Herz sieht noch eine Hoffnung, wo sein Verstand schon resigniert.

Die SPD- und ADGB-Führung predigte den Attentismus, streckte Fühler aus zu der tief zerklüfteten Regierung. Hugenberg hoffte, möglichst bald Hitlers Einfluß mindern, Hitler aber, Hugenberg ausbooten zu können. Die opportunistischen Arbeiterführer wähten indes, sie könnten mit ihren Organisationen "überwintern" — länger als bis zum Frühling dürfte es wohl nicht dauern.

Alle agieren gleitend im Nebel, möchten jeder Entscheidung ausweichen. Auch die Nazis taktieren vorerst zurückhaltend, unsicher, suchen aber fieberhaft nach einem günstigen Ausgangspunkt für den großen Coup. Sie müssen aufs Ganze gehen, nach dem Gesetz, nach dem sie antreten, sich zur Alleinvertretung der Besitzinteressen machen — mit Generalvollmacht, mit Beutemonopol, weitgehender Gangster-Eigengesetzlichkeit.

Sie suchen krampfhaft nach der verborgenen Eingangspforte zur offenen faschistischen Diktatur. Noch fehlt ihnen das "Sesam-öffne-dich", das Zauberwort.

Jeder Tag beweist der High Society deutlicher, daß sie nicht umhin kann, den braunen Parvenus ganz, und ganz allein — was das auch immer moralisch und materiell kosten möge —, das Regiment in die Hand zu geben.

Die Arbeiterbewegung, alle demokratisch-parlamentarischen Institutionen mußten ausradiert werden — so bedrohlich war die Lage inzwischen geworden, wenn die High Society "high" bleiben wollte. Wenn überhaupt, gab es nur einen, der das bewerkstelligen konnte: Adolf Hitler mit seiner "Bewegung".

Jeder von uns spürte, es liegt Böses in der Luft. Wir erwarteten eine großangelegte Provokation.

Kurt und Anka weckten mich spät in der Nacht: "Der Reichstag brennt." Hitler proklamierte: "Die Stunde der erbarmungslosen Abrechnung ist gekommen."

Niemand von uns zweifelte in dieser Stunde daran, daß der Reichstagsbrand das Werk der Nazis selbst, die von uns allen erwartete Provokation war. Viel zu prompt rollte die Propagandawalze, der Terrorschlag ab. Unabhängig aber davon, ob die NSDAP diesen Anlaß selbst schuf oder ein zufälliges Ereignis nur begierig als Vorwand aufgriff: Sie war entschlossen, war bis aufs letzte darauf vorbereitet, eine solche Gelegenheit selbst herbeizuführen oder den erstbesten Anlaß für ihr Vorhaben zu nutzen.

"Es waren die Nazis selbst", ist die allgemeine Volksstimmung in Berlin. Und am nächsten Tage schon kursierten die Witze:

*Wer hat den Reichstag angezündet? Die Gebrüder SASS.* (Berühmte Tresorknacker, die sich einen unterirdischen Gang — ähnlich dem vom Göringschen Palais zum Reichstagsgebäude — zu einem Berliner Bankgebäude gruben, das sie ausrauben wollten.) Wieso die Brüder SASS? Nun, SA und SS.

Oder:

*Junge am Tisch zum Vater: Papa, wer hat den Reichstag angezündet? Der Vater ängstlich ablenkend: Eß, eß, mein Junge.*

Niemand von unseren Freunden schlief in dieser Nacht bei sich zu Hause, Kurt hatte noch am Abend alle Versöhner alarmiert. So wurde auch keiner von uns von der ersten Terrorwelle erfaßt.

Am nächsten Vormittag war ich mit Kurt und Anka in einer Atelierwohnung im Westen Berlins, die **Käthe Kollwitz** gehörte.

In Ankas liebem, vertrautem Gesicht mit dem klassisch-schönen griechischen Profil war strenge, fremdartige Priesterin-Stille. Von ihren traurigen, entschlossenen Sphinxaugen ging solche Kraft aus, jene unbeugsame slawische Kraft im Leiden, die mich so innig mit ihr verband. Kurt zog bedächtig an seiner geliebten Virginia — da war keine Spur von Panik an diesen beiden mir so teuren Menschen, nur tiefer Ernst. Kurt bestand darauf, daß zuerst ich "eine Analyse" gab (er hielt eisern an seiner pädagogisch-fraktionellen Methode fest, zunächst den anderen zu hören, bevor er sich äußerte).

"Die Lage ist ebenso einfach darzustellen, wie es schwer ist, sie zu ändern", sagte ich. "Die Niederlage ist perfekt, es ist eine kampflose, also eine besonders schwerwiegende Niederlage. Die Entscheidung ist gefallen, endgültig. Vor uns liegen viele und dunkle Jahre, bis es anders wird. Hitler bedeutet den Terror, und Hitler bedeutet den Krieg, und er wird Zeit haben, ihn vorzubereiten. Die Frage ist, ob er vorher noch von außen oder von innen" — ich stellte das "außen" ausdrücklich voran — "gestürzt werden kann."

Kurt spann den Faden weiter. Er zog immer wieder an der so leicht verlöschenden Virginia, als bezöge er seine Weisheit aus dem blauen Tabakdunst: "Die Entscheidung ist gefallen, die Niederlage war vermeidbar. Sie ist die unmittelbare Folge der falschen, verhängnisvollen, von uns kritisierten Politik, die Stalin der jetzigen Parteiführung Thälmann-Ulbricht aufgezwungen hat und die sie sich bereitwillig aufzwingen ließ. Die Geschichte hat uns recht gegeben, auf schreckliche Weise recht gegeben.

Ich habe mich sehr oft gefragt, Heinz, und kann dir das heute offen sagen, ob die Entwicklung uns Versöhnler nicht auf den *Misthaufen der Geschichte* werfen würde, ob all die Fehler, gegen die wir völlig zu Recht, wenn auch vergeblich, anrannten, sich nicht am Ende als sekundär, als letztlich nicht entscheidend herausstellen könnten.

Stell dir vor, es wäre angesichts der schweren Krise des herrschenden Regimes der Parteiführung trotz ihrer unumstrittenen Unzulänglichkeit gelungen, den Sieg des Faschismus zu verhindern. Wäre dann nicht unser Kampf als reine Donquijoterie erschienen, unnützes Querulieren?

Ich wollte, es wäre so gekommen, und die Geschichte wäre über uns hinweggegangen. Nun, es erweist sich am berühmten *Kriterium der Praxis*, einem sehr blutigen Kriterium diesmal, daß unsere Cassandra-Rufe historisch gerechtfertigt wurden, daß sie nicht sekundär taktische, sondern primär strategische Fehler betrafen — Führungsprobleme, von denen Tod oder Leben, Sieg oder Niederlage abhingen."

Ich will es nicht verschweigen, ich war ergriffen von Kurts Geständnis; um so empfänglicher war ich für sein Zukunftsbild: "Konsequenzen aus der deutschen Niederlage zu ziehen, die ja auch eine Niederlage Stalins ist, darum geht es jetzt. Entweder die KPdSU und die Komintern nutzen diese Situation und stürzen Stalin, oder die Arbeiterbewegung geht jener *Weltniederlage* entgegen, die Trotzki prophezeite. Jetzt ist die Stunde Bucharins, die Stunde der Versöhnler gekommen. Sie allein sind fähig, sie allein sind vor der Geschichte legitimiert, die notwendigen Schlußfolgerungen aus der deutschen Niederlage zu ziehen, das Steuer herumzureißen. Dabei wird uns noch ein Umstand zugute kommen. Hitlers Sieg wird die Gegensätze zwischen Deutschland und seinen Nachbarn ungemein verschärfen. Das ist das einzige Gute dabei. Die SU gewinnt damit an außenpolitischer Manövrierfähigkeit in Richtung auf eine Allianz mit den bürgerlichen Demokratien, vor allem mit Frankreich, England und den USA, aber auch mit der Kleinen Entente.

Verteidigung der Demokratie nach innen und außen gegen die faschistische deutsch-italienische Bedrohung. Das wird die neue

Generallinie werden. Was jetzt zu tun ist, kann nur in Moskau getan werden, und für mich führt der Weg dorthin über Prag."

Wenige Tage später brachte ich Kurt und Anka zum Anhalter Bahnhof. Sie fahren nach Prag, um erst noch mit den Versöhnern Gottwald, Guttman und Egon Erwin Kisch zusammenzutreffen.

"Ich bin von der Komintern nach Moskau gerufen", sagt Kurt und gebietet mir strengstes Stillschweigen, "jetzt wird alles anders."

Der Zug rollt aus dem Bahnhof, die beiden winken, Ankas liebes Gesicht entschwindet. Ich sehe gerade noch, wie sie mit gequältem Lächeln die winkende Hand zur Faust krümmt, zaghaft den vertrauten "Rot-Front"-Gruß der revolutionären Arbeiterbewegung andeutet.

Die letzten Reichstagswahlen fanden statt:

Sonntag, der 5. März 1933:

Gestern habe ich Kurt und Anka zur Bahn gebracht. Heute stehe ich als Wahlhelfer mit der KPD-Liste vor unserem Wahllokal in der Prinz-Handjery-Straße in Berlin-Weißensee.

Trotz des Hitlerterrors und der Hitlerpropaganda bekennen sich an diesem Tage noch knapp 5 Millionen Wähler zur KPD. Die SPD erhält 7 Millionen Stimmen, die bürgerlich-demokratischen Oppositionsparteien bringen es auf etwa 6 Millionen Stimmen.

Doch diese vielen Millionen Wahlscheine blieben Papier.

Die KPD-Führer waren verhaftet oder illegal; die SPD lehnte zwar Hitlers Ermächtigungsgesetz (das ihm unbeschränkte diktatorische Vollmachten erteilte) ab, stimmte aber für sein nationalistisches außenpolitisches Programm, dessen expansive Ziele nur kümmerlich durch heuchlerische Friedensphrasen verbrämt waren.

Die bürgerlich-demokratischen Parteien begingen Harakiri, entschieden sich nicht nur für Hitlers Außenpolitik, sondern gaben auch — mit Ausnahme einiger weniger standhafter Abgeordneter — dem verhängnisvollen Ermächtigungsgesetz ihre Stimme.

Hitler hatte jetzt freie Bahn, um die demokratischen Parteien aufzulösen, auszulöschen.

Er verwandelte den Reichstag in den braunen Jasagerchor seiner "Heil"-Rufer. Von jetzt an wird es anstatt Wahlen nur noch faschistische Plebiszite geben mit 99 % Ja-Stimmen, getreu der Parole: "Führer, befehl, wir folgen!"

## Im Abseits wird weitergekämpft

"Und wenn ich die Wahl wieder hätte,  
Ich würde den Weg wieder gehn ..."  
LOUIS ARAGON  
*Ballade von einem, der in Foltern sang*

Die Weimarer Republik ist ruhmlos untergegangen.

Am Sonntag nach den Reichstagswahlen, am 12. März, fanden — trister Abgesang des Parlamentarismus — die letzten Berliner Kommunalwahlen statt. Wiederum stand ich mit dem KPD-Plakat (es war das letzte legale Auftreten dieser Partei) vor dem Wahllokal — ein jugendlich-heroischer Akt, der mir zum Verhängnis werden sollte; denn am Montagabend schon griff mich der Weißenseer SA-Sturm in der Grellstraße — ich hätte mich in dieser Gegend, in der ich bekannt war, gar nicht mehr sehen lassen sollen. Es nützte mir gar nichts, daß ich — als ich die Braunen nahen sah — nach dem Kinderwagen einer vor mir gehenden wildfremden Frau faßte, ihn als harmloser Ehemann und Vater vor mir herschob. Die Frau hatte zwar sofort verstanden und mich eingehakt, aber die SA-Leute ließen sich nicht von ihrer Fährte abbringen. Sie hatten mich als den Plakatträger von gestern wiedererkannt.

Gestern durften sie noch nicht eingreifen, aber heute haben sie carte blanche. Sie reißen mich von der gellend schreienden Frau und dem Kinderwagen fort und pressen mich in das heranfahrende SA-Streifen-Auto. Sie drücken mich unter rüden Beschimpfungen und Drohungen ins Polster. Ich kann mich nicht regen. In rasender Fahrt, wobei sie unablässig die markerschütternde Polizeisirene betätigen (die SA maßt sich in diesen Tagen Polizeifunktionen an und trägt eine weiße Armbinde, die sie als "Hilfspolizei" ausweist), geht es zu der berüchtigten SA-Kaserne in der Hedemannstraße.

Seit dieser schlimmen Fahrt jagt mir dieses durchdringende Polizeisignal einen Schauer ein — auch heute noch.

Ich werde in den Keller hinuntergeschleift. Eine Tür wird aufgestoßen. "Ein Zugang", brüllt die Eskorte, mit Tritten befördern sie mich in ein großes, trüb erleuchtetes Gewölbe. Mühsam, schattenhaft erkenne ich stöhnende, blutiggeschlagene Gestalten. Sie liegen wüst durcheinander, reglos auf schmutzigem Stroh. Verhaltenes Wimmern und Ächzen dringt aus der Tiefe des langgezogenen Raumes, der im Dunklen schwimmt. Wie viele mögen hier lagern, hilflos in großer Not? In diesem dunklen,



feuchten, kümmerlich erhellten Kellerraum hängt der Geruch, die Atmosphäre kreatürlichen Grauens, schweigenden Entsetzens. Zum ersten Male atme ich die böse Luft des Terrors.

Der Totschläger vom Dienst tritt lässig auf mich zu: ein von der Wollust des Schlagens gerötetes Gesicht, rauschhaft verengte Pupillen, bebende Nasenflügel. In gieriger Vorfreude hält er mir seine Faust vor die Augen — sie ist rot von dem Blut meiner Vorgänger — und fragt genießerisch grinsend in beunruhigend-geruhsamer Fröhlichkeit: "Na, du Mistschwein, Kommune oder Sozi?"

"Kommunist", sage ich betont.

Er schlägt zu. Immer wieder ins Gesicht. Ich sehe Sterne, fühle nur noch dumpf seine Pranken, taumele ins Stroh.

Welch ein Glücksumstand, die Schläge gegen den Kopf wirken wie eine — allerdings barbarische — Narkose. Was jetzt noch kommt, registriere ich rein experimentell, traumhaft-schmerzlos.

Ein Mann, er mimt den Mitgefangenen, schlängelt sich durch das Stroh an mich heran und fragt mich ölig-mitleidsvoll, wie es mir ginge, beugt sich ganz dicht an mein Ohr (eine widerliche Alkoholfahne weht von ihm aus) und schwatzt russisch auf mich ein. Ich stoße ihn weg und sage laut, daß ich nicht russisch verstehe. Der Spitzel verschwindet lautlos, wie er gekommen ist.

Stunden später — ich habe in halber Ohnmacht gelegen — werde ich zur "Vernehmung" geholt. Zwei SA-Leute reißen mich hoch: "Nur keine Müdigkeit vorschützen", heißt es höhnisch, und: "Du warst doch bei der Kommune so munter."

Drei Männer befinden sich in dem kleinen, grell erleuchteten Raum; in der Ecke sitzt ein älterer Zivilist mit einem Holzbein. Er mustert mich stumm mit kaltem, unbeteiligtem Blick. "Das ist der Kommune-Bengel", erläutert der SA-Führer an der Schreibmaschine dem Holzbein. Dann wendet er sich mir zu, weidet sich lange an meinem zerschundenen Gesicht, höhnt endlich mit SA-Humor: "Na, du bist wohl ein wenig ausgerutscht — ist ja auch ziemlich duster im Bunker." Der junge SA-Mann, der breitbeinig vor einem Stuhl in der Mitte des Zimmers steht, knallt vergnügt die Hundepeitsche an den Schenkel.

"Gib ihm mal etwas zur Einführung", sagt das Holzbein müde, melancholisch und äußerst akzentuiert, als käme es einer traurigen, aber notwendigen Pflicht nach.

"Hosen runter und über den Stuhl gelegt", kommandiert der forsche SA-Mann. Und dann sind beide SA-Männer mit Faustschlägen über mir, reißen an meinen Sachen, weil ich dem Kommando nicht nachgekommen bin. Während der eine mich auf den Stuhl preßt, schlägt der andere in

gleichmäßigem Takt mit der Peitsche zu. Monoton, langsam und melodramatisch gibt das Holzbein das Kommando: "Eins, zwei ..." Bei "zehn" hält es inne und sagt schön artikuliert: "Nun, das genügt für den Anfang."

Der SA-Mann hat schwer zugeschlagen, aber die Fausthiebe zu Beginn der "Vernehmung" haben mich aufs neue narkotisiert. Ich sehe durch einen Schleier und spüre nichts mehr.

Das Holzbein fragt mich in steter, melancholischer Wiederholung — und für mich völlig rätselhaft — nach einem "Papen-Dokument", wann ich es zu Gesicht bekommen und seinen Inhalt weitergegeben hätte.

Was wollen sie? Das ist doch absurd. Sie sind auf falscher Fährte, oder ist dieses ominöse Papen-Dokument ein Produkt brauner Phantasie? Vorwand für ihr sadistisches Treiben? Eins ist sicher, sie wissen nichts von mir, wissen nicht, daß ich den Selbstschutz für unsere Weißenseer Eintracht-Siedlung organisiert hatte.

Im Gemeinschaftswaschhaus des Neubaublocks war seine Zentrale, hier lag die ständige Bereitschaft von Reichsbanner-Kameraden und KPD-Genossen. Von hier aus wurden von uns regelmäßig Straßen-Patrouillen entsandt, die das SA-Sturmlokal in der Grellstraße beobachteten, Überfälle auf unsere Versammlungslokale vereitelten. Das Abkommen über diesen gemeinsamen Selbstschutz war von mir (die Idee stammte von Kurt) für unsere KPD-Wohnblockzelle mit der örtlichen Reichsbanner-Leitung abgeschlossen worden. Alles klappte tadellos, obwohl der damalige KPD-Bezirksleiter Walter Ulbricht eine derartige "Einheitsfront von oben" strikt untersagt hatte. Die SPD ihrerseits lehnte generell Abkommen und gemeinsame Aktionen mit KPD-Einheiten ab.

Als ich in die SA-Kaserne verschleppt wurde, fürchtete ich, es ginge um diesen Selbstschutz. Nun bin ich mir sicher, daß ihnen mein Anteil an dieser Aktion unbekannt ist. Es hilft ihnen gar nichts, daß sie mich wiederum zu Boden schlagen, unter immerwährendem Befragen erneut auspeitschen. Sie kommen mit ihrem "Papen-Dokument" keinen Schritt weiter.

Bevor ich wieder in den Keller abgeschleppt werde, droht das melancholische Holzbein: "In einer halben Stunde holen wir dich wieder, du hast Zeit zum Nachdenken. Wenn du dann nicht auspackst, kommst du hier nicht mehr lebendig 'raus."

Welch finstere Minuten das sind: Ständig werden Leidensgenossen zur Folter-Vernehmung hinausgestoßen oder schwer mißhandelt, oft besinnungslos hereingeschleift, als hilfloses Bündel auf das Stroh geworfen. Der Totschläger vom Dienst, eine baumlange, vierschrötige Metzgerfigur — seine braunen Komplizen rufen ihn "Säckchen" — stapft

durch das Stroh, tritt mit dem Stiefel nach einem Unglücklichen, der laut stöhnend im Fieber-Delirium nach seiner Frau ruft, kräht einen unflätigen Witz, stellt dann befriedigt fest: "Na, dieses Kommune-Schwein macht nicht mehr lange."

Ich bin bei allem bisher noch glimpflich davongekommen; aber ich mache mir keine Illusionen. Es wird mir von Vernehmung zu Vernehmung schlimmer ergehen. Von denen, die in dieser Hölle schon mehrere Tage und Nächte zugebracht haben, ist keiner mehr bei vollem Bewußtsein. Am viehischsten werden Reichsbanner-Leute und Kommunisten mißhandelt, die in tätliche Auseinandersetzungen mit SA-Leuten verwickelt waren. Da liegen sie ohne jegliche ärztliche Hilfe mit gebrochenen Gliedmaßen, eingetretenen Rippen, Schädelbrüchen, unkenntlich zerschlagenem Gesicht. Mein Nachbar zur Rechten wimmert, daß sie ihm in den Unterleib getreten, ihm die Nieren zerschlagen hätten.

Zweimal in der Nacht werden reglose Gestalten auf der Tragbahre zur "Exekution" in den Hof gebracht. Karabinerschüsse hallen dumpf ins Gewölbe. "Säckchen" gröhlt, auch uns würde, wenn wir nicht "von selbst eingingen", das "Lebenslicht ausgeblasen" werden, obwohl eine "anständige Kugel viel zu schade" für uns sei.

Sie holen mich wieder und bringen mich zurück, und holen mich noch einmal.

Kein Ergebnis.

Papen-Dokument, Papen-Dokument, Papen-Dokument ... Es ist nur noch ein sinnentleertes Schwirren in der Kellerluft, ein wirres Brausen im Schädel. Ich bin apathisch, zermartere mir nicht mehr das Hirn, wohin die ständig wiederholte Folterfrage zielt.

Es dämmt, und es wird Tag, und ich liege dösig im Stroh, herausgehoben-schwebend wie in einer dunklen Wolke. Wir sind zusammengepfercht in gemeinsamer Nacht; doch jeder leidet für sich allein. Jegliche Lagerstatt ist Insel im Inferno. Säckchen hält Wache auf seine erfinderische Weise, plärrt läppisch (schlägt im Takt nach rechts und links): "Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht 'rum. Wer sich umdreht oder lacht, dem wird der Buckel blaugemacht ..."

Wie alles hier, kommt der Übergang unvermittelt. "Der Kommune-Jüngling zum Chef."

**Karl Ernst**, der Berliner SA-Chef (am 30. Juni 1934 — wie fast alle SA-Führer — von Hitler ermordet) sieht von seinen Papieren auf, betrachtet mich schläfrig aus seinen wässrig-blauen Basedow-Glupschaugen. Sein Mondgesicht ist schwammig verquollen: "So, und nun heraus mit der Sprache (er mimt den Freundlichen), was hast du mit dem

Papen-Dokument angestellt? Du weißt, vor wem du stehst (er deutet auf seinen Revolver), ich kann auch anders."

"Ich habe nie etwas von einem Papen-Dokument gehört."

"Nun, wie du willst." Er schweigt gelangweilt und mürrisch, wechselt dann plötzlich den Ton: "Na, dann mach dich wenigstens nützlich hier und räume auf."

Sein Adjutant muß mir Besen, Handfeger und Müllkippe bringen, Eimer und Lappen. "Erst den Lokus, dann die Zimmer", heißt es noch. Ich lasse mir Zeit, arbeite unbeaufsichtigt in leeren Räumen. Wollen sie mir eine Falle stellen?

"Alles stehen und liegen lassen, zum Chef!" brüllt der Adjutant durch den Korridor.

Wieder stehe ich vor den Basedow-Augen. "Du siehst, wir haben dich gut behandelt, untersteh dich nicht, Greuelmärchen über uns zu verbreiten, sonst landest du endgültig hier. Im Keller abmelden, marsch, nach Hause!"

"Wie sagt man", fragt Säckchen, "wie sagt man? Wie grüßt der Deutsche zum Abschied?"

Ich stehe starr, sage nichts — gegen alle Vernunft. Es ist mir nicht möglich, mich aus dieser Starre zu lösen (alles wird von vorn losgehen). Säckchen stößt mich, Katz und Maus spielend, vor die Brust: "Na, hast du's noch nicht gelernt?"

"Idiot", ruft einer vom Strohlager, "weißt du immer noch nicht, wo du bist? Du machst es noch schlimmer für alle hier."

"Siehst du, der hat seine Lektion gelernt, also ..."

"Heil Hitler", sage ich.

Ich komme aus dem Keller in die strahlende Märzhelle des Mittags.

An der Ecke Hedemannstraße/Friedrichstraße orgelt ein Leierkastenmann: "Das ist der Frühling, das ist der Frühling, das ist der Frühling von Berlin."

Scheu schaue ich rückwärts. Die Hedemannstraße ist menschenleer, niemand folgt mir. Die SA-Kaserne da hinten wirkt verlassen, harmlos. Der Leierkastenmann, den Beinstumpf vorgestreckt, betrachtet mich kopfschüttelnd, murmelt: "Weit haben wir's gebracht", orgelt, "wenn zwischen Flieder und Jasmin die kleinen Mädchen wieder blühen."

Ich lebe, ich habe überlebt. Ich bin auferstanden. Ich hatte mich aufgegeben, doch siehe: Ich war — ich bin — ich werde sein.

Die rothaarige Lilo Leumer hat recht behalten. Damals auf der Ferienschule des Sozialistischen Schülerbundes in Oberkitzmühle hatte sie es mir prophezeit: "Du wirst immer irgendwie herauskommen, in welcher bösen Lage du auch geraten magst."

Ich lebe, und ich lebe neu. Ich habe es erfahren. Der Faschismus hat sich mir gezeigt. Der Faschismus ist genau das, wofür wir ihn gehalten. Er hat sich in der SA-Kaserne seinem Gesetz entsprechend verhalten. Ich selbst habe die Probe aufs Exempel gemacht. Das berühmte Kriterium der Praxis erweist, daß unsere Theorie über das Wesen des Faschismus richtig ist. Gewiß, seine SA-Aktivisten sind Lumpenproletarier, Deklassierte, wie Säckchen, wildgewordene, zu kurz geratene Kleinbürger wie Hitler. Aber ich weiß auch, wer hinter ihnen steht, wer den braunen Kreaturen diese verhängnisvolle Eigengesetzlichkeit, ihr bestialisches Austoben, ihr Herrendasein hat einräumen müssen.

Und dies alles ist nur ein Anfang.

Die SA-Kaserne zielt auf die großdeutsche Hitler-Kaserne, auf den Expansionskrieg Nr. 2. Bald wird es an die Großproduktion neuer Kriegskrüppel, neuer Leierkastenmänner gehen, die kunstvoll mit der Beinprothese den Takt zu den Schnulzen ihrer Drehorgel schlagen.

Ich bin durch einen Zufall in die SA-Kaserne gekommen. Ich bin durch einen Zufall aus der SA-Kaserne herausgekommen (und heil herausgekommen, wenn man von den Schrammen und Striemen absieht). Die SA-Kaserne selbst ist kein Zufall. Ich habe das Gesetz erlebt, das System. Ich bin verpflichtet, mein Erlebnis mitzuteilen.

Goya schrieb unter seine Exekutionsszenen: "Ich habe es gesehen." Das war seine Antwort. Ich habe es gesehen. Was ist meine Antwort? Wie soll ich es lebendig machen? Das eine ist: nach dort berichten. Ich werde es bis ins einzelne darstellen. Morgen schon muß die Information nach Prag gehen, zu Kurt und Anka. Das andere ist: die Arbeit hier. Die Braunen wollen den Widerstand durch Terror brechen. Der Schrecken, der große Schrecken geht durchs Land. "Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht 'rum." Also ist es an uns, also ist es an mir, zu zeigen, daß diese "Säckchen"-Rechnung nicht aufgeht. Nein, sie werden mich nicht einschüchtern, nicht biegen und nicht brechen.

Ich gehe die Friedrichstraße hinaus zum Bahnhof. Wohin jetzt? Lange darf ich nicht auf der Straße bleiben in diesem Zustand. Schließlich kann mir ein jeder ansehen, was mir geschehen ist. Nach Hause kann ich schon gar nicht. Jeden tätigen Nazigegner würde ich durch mein Auftauchen gefährden. Ich muß mich in Ordnung bringen, und ich muß schlafen, geborgen sein. Ich werde zu Elli gehen.

"O mei", ruft **Elli** und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen wie ihre Mutter auf dem Vitztumhof im Salzkammergut, wenn der Habicht über den Küken kreist. Sogleich werde ich ihr Küken. Sie hat große, grobe Hände und Arme — war beim Heuaufstapeln immer vornweg —, aber sie

pfllegt mich zart und geschickt und beschimpft mich und bewundert mich. Das ist angenehm in meinem dösen Zustand. Ich lande in einem kühlen, blitzreinen Bett, und ich schlafe einen Tag und eine Nacht und esse ein unerhörtes Bauernfrühstück. Elli ist überhaupt nicht mehr spröde (wie all die Zeit zuvor) und behauptet sogar, sie hätte mich schon immer geliebt, weil ich so verrückt wäre und einen so dicken Schädel hätte. Diese Begründung stört mich keineswegs. Was Elli auch immer sagt, wird durch das Medium ihres süßen, zärtlichen Dialekts Offenbarung einer neuen Welt. Elli ist neunundzwanzig — fünf Jahre älter als ich — und versteht viel von der Liebe. Sie ist so unbefangen — geradezu, bäurisch-vital und frisch, ganz von dieser Welt. Elli wird meine erste und sehr große Liebe. Elli ist zum Greifen nah. Sie summt mir sonor, lästerlich-innig ihren frommen Heimatchoral ins Ohr: "Alles, was immer ich habe, was ich bin, geb' ich mit Freuden dem Männlein hier hin." Ich verbiege den Anfang des "Pan Tadeusz" von Mickiewicz: "Elja, oczysna moja, ty jestes jak zdrowie" (Elja, mein Vaterland, du bist wie die Gesundheit).

Elli und kein Ende ...

In den Folterkellern stöhnen die Opfer des Faschismus, aber **Walter Ulbricht** (seit der Verhaftung Ernst Thälmanns Parteiführer) erklärt mit eiserner Stirn: "Wir haben keine Niederlage erlitten, sondern einen geordneten Rückzug angetreten — und auch das nur vorübergehend." Demzufolge ordnet er provokatorisch eine sinnlose Demonstrationspolitik an. Wir sollten "zeigen, daß die Partei lebt".

So werden zahllose aktive, heroische Antifaschisten der Gestapo mutwillig ans Messer geliefert.

Daraufhin emigriert er.

Hitler wird später unter dem gleichen Zwang stehen, die bittere Wahrheit zu verharmlosen, und verlogen beschönigend von "Absetzbewegungen" sprechen. Aber damals ist diese schön lackierte, auf Hochglanz polierte Bezeichnung für politische oder militärische Katastrophen noch nicht erfunden.

Ulbricht hat mit seiner Rückzugstheorie de facto die Grundvision von Marx aufgegeben, die einzigartige, die wissenschaftliche Bewegung zu sein, die mit der Wahrheit, der Wirklichkeit, der Geschichte, der Zukunft übereinstimmt und es deshalb verschmäht, ihre Absichten und die Wahrheit zu verheimlichen. Stimmen doch nach Marx die Interessen der Arbeiterklasse mit den Interessen der gesamten menschlichen Gesellschaft überein, so daß der wissenschaftliche Sozialismus, der diese

Interessen zum Ausdruck bringt, die einzige Bewegung ist, welche das Licht der Wahrheit nicht zu scheuen, sondern zu suchen hat.

Die Wahrheit zugeben, die Niederlage eingestehen hieße unvermeidlich auch die Frage nach den Ursachen der Katastrophe aufwerfen — das können sich aber weder Stalin noch Ulbricht leisten.

Wenn die Parteiführung also starrsinnig darauf besteht, die Arbeiter und deren Führung hätten nur einen kurzfristigen, taktischen Rückzug angetreten, dann handelt es sich hierbei nicht etwa um eine Fehl-Interpretation der Lage, sondern um eine bewußte Entstellung der Tatsachen — die Geschichtsverfälschung hebt an: Unsere — der Versöhnler — Kritik an dieser "Linie" der Partei wird als Hilfe für den "Klassenfeind", als "Unterstützung des Faschismus" diffamiert.

Ein Lenin-Wort (die Partei müsse immer nach dem: "Wem nützt es?" fragen, wenn sie ein Problem diskutiere) wird willkürlich aus seinem historischen Bezug herausgerissen und als abstraktes Axiom zum absoluten Grundsatz, zum Dogma erhoben. Im Kommunismus hebt eine neue Phase an: Prinzipien werden nicht mehr aus der wissenschaftlichen Analyse der Realität abgeleitet (zumindest mit dem ehrlichen Bemühen hierzu), sondern entspringen rein pragmatisch-taktischen "Nützlichkeits"-Erwägungen.<sup>23</sup>

Ohne dies offen zuzugeben, versteht sich dieser "Marxismus" also nicht mehr als "wissenschaftlicher Sozialismus" — als richtige Anleitung, die Welt zu "verändern" —, gewonnen aus richtiger Interpretation. Der Marxismus entartet in dem Maße, wie die russische Oktoberrevolution bürokratisch entartet. Er schlägt in der Theorie wie in der Praxis, in der Politik wie in der Philosophie in den Stalinismus um, wird zum Surrogat, zur Verhüllungs-ideologie, zur Ersatzreligion.

Plötzlich tauchte Kurt wieder auf. Er wohnte in einer kleinen Pension in Charlottenburg und zeigte mir mit jugenhaftem Lachen seinen "echten" tschechischen Paß. Das Schlimme ist nur, daß sein tschechischer Doppelgänger (Foto und Personalbeschreibung sind wirklich verblüffend ähnlich), der brave tschechische Genosse, der ihm seinen Paß großmütig zur Verfügung gestellt hat, Kunstmaler ist. Kurt aber ist zeichnerisch völlig unfähig.

"Sollte jemals an mich polizeilicherseits das Ansinnen gestellt werden, meine Kunst unter Beweis zu stellen", meinte er gänzlich unbekümmert, "so wäre ich hoffnungslos geliefert."

---

<sup>23</sup> Dies wurde auch die Entwicklung der DDR.

Aber er kam unbehellig durch. Nicht die Gestapo wird ihm zum Schicksal werden. Eine andere geheime Staatspolizei wird diesen großartigen, unverwüstlich-fröhlichen Menschen auslöschen.

Ja, Kurt war lebenslustiger und zukunftsfroher als je zuvor. Sein Künstlerpaß, mit dem er der Gestapo, die ihn steckbrieflich suchte, ein Schnippchen schlug, versetzte ihn in höchste Euphorie. Niemals sah ich ihn so unbändig vergnügt schielen ... Er wird nach seiner Rückkehr aus Berlin nur noch wenige Tage in Prag bleiben, denn er ist bereits nach Moskau in eine Funktion bei der Komintern berufen.

Voller Stolz hatte ich Kurt unsere Versöhnler-Fraktions-Schrift gezeigt. Wir hatten sie in Tausenden von Exemplaren verbreitet, und sie war uns von den Widerstandsgruppen der Arbeiterbewegung buchstäblich aus den Händen gerissen worden. Auch bei den Linksintellektuellen machte sie schnell die Runde. Sie war glänzend geschrieben, unerbittlich wahr, logisch-schlüssig.

Die Schrift bedeutete den Bruch mit der Komintern. Sie wurde auf Geheiß Stalins und Ulbrichts sofort als "halbtrutzkistisches Renegatenwerk" gebrandmarkt, und zwar in einem offiziellen Kommuniqué der Komintern.

Das Versöhnler-Trio Kurt, Paul Baudisch und Robert Volk (Bobby) zerfiel in bitterer Fehde. Kurt lehnte zu meiner großen Enttäuschung unser Material entschieden, ja gereizt ab. Er verlangte von mir, mich eindeutig zwischen Bobby und ihm zu entscheiden. Da Paul immer mehr zu Bobbys Ansichten neigte, hatte er auch mit ihm gebrochen.

Ich fragte Kurt, ob denn auch nur ein einziges Wort in unserer Schrift falsch sei.

Darauf komme es doch gar nicht an, meinte Kurt ungeduldig. Auch er bestreite ja nicht, daß die Errichtung der faschistischen Diktatur eine Niederlage für die Arbeiterbewegung bedeute; aber das würde auch die Komintern eines Tages zugeben. Gerade darum sei es heller Wahnsinn, das jetzt schon — und gegen die Partei — hinauszuschreiben.

Die Komintern stünde am Vorabend einer Regeneration an Haupt und Gliedern. Außerdem bedeute das Wort "Niederlage" allein noch gar nichts. Um was für einen Typ von Niederlage handle es sich denn? Um eine solche vom Typ 1905? (Gemeint ist die Niederlage der damaligen russischen Revolution, jener Revolution, in der die "Sowjets" die Räte, geboren wurden, an deren Spitze damals in St. Petersburg Trotzki stand. Die revolutionäre Massenerhebung der Arbeiter, Bauern und bürgerlichen Demokraten wurde mit Hilfe der zaristischen Truppen niedergeschlagen und terroristisch unterdrückt. Erst am Vorabend des ersten Weltkrieges



begann sich die revolutionäre russische Bewegung von dieser schweren Niederlage zu erholen.)

Er sei keineswegs der Meinung, daß man die jetzige Niederlage mit der damaligen — schweren — vergleichen könne.

Gerade das aber täten Trotzki und letzten Endes auch Bobby und Paul. Trotzki habe ja verkündet, daß die deutsche Arbeiterbewegung für zumindest ein Jahrzehnt niedergeworfen sei. Er — Kurt — sei vielmehr der Meinung, daß die Niederlage von 1933 dem Typ der russischen Niederlage im Juli 1917 vergleichbar sei, dem damaligen vorübergehenden Rückschlag der Bolschewiki.

Die von Trotzki propagierte "IV. Internationale" sei ein totgeborenes Kind. Kurt setzte große Stücke auf Dimitroff, den alten Versöhnler, und auf die Wandlungsfähigkeit der kommunistischen Weltbewegung. Er hat diesen Glauben beibehalten, bis ihn die Kugeln des Exekutionskommandos trafen. Viel später, im Zuchthaus Brandenburg, hörte ich, daß Kurt bei den blutigen Säuberungen Stalins als einer der ersten verhaftet und ermordet worden war. Auch Anka fiel wenige Jahre später (1942) durch die Kugeln eines Exekutionskommandos. Es mag für sie leichter gewesen sein, daß es Hitlers und nicht Stalins Karabiner waren, denen sie zum Opfer fiel.

Kurt und Anka — meine liebsten Menschen — wieviel verdanke ich ihrem Leben. Welch symbolische Bedeutung hat ihr Tod. Wie sehr hat er mich getroffen und aufgewühlt. Ihre Lebensgemeinschaft wurzelte in ihrer gemeinsam empfundenen, gemeinsam betätigten humanen Vision. Sie kämpften vereint und fielen getrennt — sie als Opfer des faschistischen Terrors, er als Opfer des stalinistischen Systems.

Es ist nun dreißig Jahre her, daß Kurt durch die Stalinbürokratie eingekerkert, gefoltert und ermordet wurde. Vor kurzem erst, nach meiner dritten Wiederauferstehung (der Rückkehr aus dem DDR-Zuchthaus Bautzen in die Freiheit), kam ich bei einer guten Bekannten zufällig auf Kurt zu sprechen. Es stellte sich heraus, daß auch sie ihm, und zwar lange vor mir (in den frühen zwanziger Jahren), als Kampfgefährten begegnet war.

Ihr bewegendster Eindruck von ihm war ein kurzes Telefongespräch. Sie hat es nie vergessen, wie glücklich die Stimme von Kurt klang, als er ihr mitteilte, es sei nun gelungen, eine Reihe vielfach gequälter, eingekerkelter Genossen dem Justizapparat, dem Verlies zu entreißen. Kurt war stolz darauf, daß seine Protestartikel und die von ihm angekurbelte Aktion in der "Roten Fahne" zu dem schönen Erfolg beigetragen hatten.

Welche persönliche Tragik, welche Tragik der entarteten Arbeiterbewegung liegt darin, daß dieser Mensch, der so glühend für Menschenfreiheit, so empört gegen jeglichen Kerkermeister ins Feld gezogen war, dessen Leben von der großen Idee des Menschenglücks erhellt war, so elend zugrunde ging durch entmenschte Kerkermeister seiner eigenen Bewegung. Er war ausgezogen, eine bessere Welt heraufzuführen — in welcher Nacht hat alles geendet.

Ich war in einer mißlichen Lage. Hörte ich Kurt, dann schien die Logik für ihn zu sprechen. Kam ich zu Bobby und Paul, war es umgekehrt.

Unsere Fraktionsschrift war so sehr unser eigen Werk, daß wir uns völlig mit ihr identifizierten. Bobby — ebenfalls steckbrieflich verfolgt — hatte sie in seiner Wilmersdorfer Pension — in der er gleich Kurt unter falschem Paß lebte — innerhalb weniger Tage verfaßt. Er war nur zu diesem Zweck illegal aus Kopenhagen nach Berlin gekommen. Er wollte die "Dschungelluft des Dritten Reiches wittern", ehe er schrieb, und er wollte uns bei der konspirativen Herstellung und dem Vertrieb des Materials mit Rat und Tat zur Seite stehen.

**Bobby**<sup>24</sup> hatte viele Jahre lang eine führende Funktion in der KPD inne, bis er (1928) aufgrund seiner maßgeblichen Rolle in der Versöhnler-Fraktion von Thälmann und Ulbricht gemaßregelt wurde. Die Nazis verfolgten ihn als namhaften kommunistischen Führer. Der Nazi-Pamphletist von Leers war es wohl, der in seiner Schandschrift "Juden sehen Dich an" Bobby mit einem Konterfei im Stürmer-Stil zur Schau stellte unter dem sinnigen Namen "Benjamin Taubenschweiß (ungehenkt)". (Auch Albert Einstein und Kurt Tucholsky prangten als "ungehenkt" in dieser schmutzigen illustrierten Schrift, die das deutsche Volk dazu aufforderte, der "bolschewistischen Untermenschen" habhaft zu werden, um sie ihrer "verdienten Strafe", dem Galgen, zuzuführen.)

Zweimal am Tage holte ich die frischgeschriebenen Blätter ab. Bobbys klare Handschrift war leicht zu entziffern. Nachts durfte nichts Schriftliches mehr in seinem Zimmer sein. Die Tinte auf den Bogen war noch nicht getrocknet, da diktierte ich den Text schon auf Wachsbogen bei Freunden in die Schreibmaschine. Obwohl Bobby bei dieser durch die tiefe Illegalität erzwungenen brockenweisen Produktion keine Endredigierungen vornehmen konnte und sich den Übergang von Blatt zu Blatt, von Serie zu Serie merken mußte, gab es keinen Bruch im logischen

---

<sup>24</sup> Karl Volk (\* 1. April 1896 in Schowkwa, Galizien; † März 1961 in New York, NY), auch Robert Volk oder Robert Rintel.

Gedankenablauf seines Manuskripts. Es war aus einem Guß. Er war mit eiserner geistiger Disziplin bei dieser Arbeit, die ihn so sehr erfüllte.

Der Hauptgefahrenpunkt war die Reiseschreibmaschine. Sie hatte, wie jedes Gerät dieser Art, charakteristische Typen-Eigenheiten und Defekte, die uns im Falle einer routinemäßigen Haussuchung und Polizeikontrolle hätten zum Verhängnis werden können. Wachsplatte um Wachsplatte wanderte deshalb unmittelbar nach der Fertigstellung aus dem Haus. Kaum war das Manuskript beendet, da erwarb Han-Sien, unser chinesischer Freund, die historische Schreibmaschine und nahm sie mit nach Paris, seinem zukünftigen Studienort.

Han-Sien war klein und zierlich wie die meisten Südchinesen; ein reizender, hochintelligenter Bursche, mit dem uns enge Freundschaft verband. Sein Vater, ein im chinesischen Bürgerkrieg reich gewordener korrupter "General", konnte es sich leisten, seinen Attesten, an dem er mit despotisch-chinesischem Familiensinn hing, in Europa studieren zu lassen. Berlin — Paris — London war klassisches Erziehungsideal dieser Schichten, an das er Han-Sien eisern band. Politisch aber ließ er — der völlig Unpolitische — seinem Sohn tolerant Spielraum.

Wie so viele seiner Landsleute geriet Han-Sien — aus Opposition gegen die koloniale Degradierung Chinas durch die westlichen Kolonialmächte — an den Universitäten Europas rasch in den Bann und Freundeskreis des anticolonialen, antiimperialistischen, revolutionären Marxismus.

Er quälte sich mit unsäglich Energie durch die selbst für uns Deutsche oft schwer verständliche Sprache von Karl Marx. Die Lektüre von Engels und Lenin fiel ihm bedeutend leichter.

Han-Sien hatte eine naturwüchsige Liebe zu allen Geräten und Maschinen, allerdings auch einen recht urwüchsigen Umgang mit ihnen. Wenn er wild schaltend auf seinem Motorrad losbrauste, gaben wir für ihn und die Maschine nicht mehr viel. Aber er verstand es auf rätselhafte Art dennoch, seine Motorräder zu überleben.

**Robert Havemann**, dem ich Jahrzehnte später einmal davon erzählte, entwickelte daraus ad hoc eine Hypothese zur "Morphologie der Maschine".

In dem Maße, so führte er aus, wie wir zu lernen beginnen, Maschinen nicht nur auf unsere Bedürfnisse hin zu konstruieren, sondern auch entsprechend den spezifischen Fähigkeiten und physiologischen Eigenheiten derer, die sie bedienen, gelangen wir (heute noch spontan, unbewußt — morgen gezielt) zu Maschinen, welche dem Volkscharakter, der jeweiligen gesellschaftlichen Ordnung angepaßt sind.

Die amerikanischen, die russischen, die chinesischen Maschinen zeigen heute schon charakteristische, ethnographisch bedingte Unterschiede.

Eine "vergleichende Maschinenkunde" wie die vergleichende Anatomie würde einen Trend von der komplizierten (USA) zur weniger komplizierten (UdSSR) und endlich zur einfachen Konstruktionslösung (China) deutlich machen.

Das bedinge jedoch keineswegs ein Qualitätsgefälle, im Gegenteil. Der Zwang zur einfachsten, widerstandsfähigsten, also zur rationellsten Lösung sei ein mächtiger Hebel des Fortschritts.

**Paul Baudisch** — immer mehr an den literarischen als an den politischen Aspekten eines jeden Problems interessiert — erzählte uns in seinem Wiener Akzent höchst pointiert in druckreifer Wiedergabe des dramatischen Dialogs von dem gewaltigen Krach zwischen den beiden "Titanen" Kurt und Bobby im Prager "Goldenen Brunnchen".

Damals haben die beiden Kampf- und Fraktionsgefährten eines Jahrzehnts die persönlichen und politischen Beziehungen für immer abgebrochen.

**Die Versöhnler** spalteten sich in den Flügel um Kurt (die Illusionisten der Komintern-Regeneration) und den Flügel um Bobby (die Illusionisten des Neubeginns).

- Kurts Freunde, soweit sie nicht selbst dem Terror Stalins und Ulbrichts erlagen (Bucharin, Hugo Eberlein, Dimitroff, Lex Ende, Georg Müller und zahllose andere), fielen dem Faschismus zum Opfer (Karl Becker, Olga Benario und andere).  
Soweit Kurts Freunde Hitler und Stalin überlebten, schlossen sie ihren Frieden mit dem Neostalinismus Ulbrichtscher Prägung (Gerhard Eisler, Georg Krausz, Max Frenzel, Else Müller-Dibbern). Als innerparteiliche Fraktion wurden die Versöhnler durch Stalins Bürokratie ausgelöscht, als Personen wurden sie, soweit greifbar, liquidiert.
- Bobbys Versöhnlergruppe zerfiel im Verlauf des zweiten Weltkrieges. Seine Anhänger wurden durch den faschistischen und stalinistischen Terror in alle Winde zerstreut und gingen in den unterschiedlichsten politischen Richtungen auf. So hatten die Versöhnler — noch vor dem Untergang Hitlers und Stalins — historisch aufgehört zu existieren. Doch sind sie zweifellos ein Samenkorn der neuen, der humanen Linken gewesen, all dessen, was sich heute bemüht, den Homo sapiens zu erhalten, ihn aus seiner Vorgeschichte (in deren Dschungel wir uns immer noch und in allen heutigen Gesellschaftsordnungen befinden) herauszuführen. Noch hat die eigentliche Geschichte des Menschen nicht begonnen.

Bobby endete als exzellenter, aber letztlich unpolitischer Wirtschaftspublizist an der New Yorker Zeitschrift "Business Week". Paul Baudisch fand bald, daß jegliche Beschäftigung mit Politik "unproduktiv" sei, und widmete sich nur noch literarischer Tätigkeit. Er ist Übersetzer von hohen Graden und auch als Theater- und Drehbuchautor hervorgetreten.

Aus ihrer damaligen Sicht aber mußten die feindlichen Fraktionsbrüder Kurt und Bobby ihr Zerwürfnis, ihre diametral entgegengesetzte politische Konzeption — die Geschichte ist über sie hinweggegangen — überaus ernst nehmen.

Jeder von ihnen kämpfte um die Anhänger des anderen, und so blieben sie beide noch wochenlang — ohne je einander zu sehen — in Berlin. Als immer mehr von uns sich von Kurt lösten — da seine optimistische Auffassung der Komintern den meisten als völlig utopisch erschien — und sich zu Bobby bekannten, zu seinem Dokument, das unser aller Werk, unser aller Kind war, meinte der unverwüstliche Kurt zu mir: "Auch Lenin hat Zeiten durchstanden, da er in der Partei eine *Ein-Mann-Fraktion* darstellte." Er zielte damit vor allem auf die Zeit, als Lenin seine berühmten April-Thesen (1917) schuf, die den sofortigen Übergang zur sozialistischen Revolution forderten, sowie die Zeit des Kampfes um den Friedensvertrag von Brest-Litowsk (1918).

Bevor Bobby nach Prag zurückfuhr, verwies er mich an einen "erfahrenen bürgerlichen Journalisten", der mit uns Versöhnlern sympathisiere (wie so viele heimatlose Linksintellektuelle damals) und von unserem Dokument begeistert sei. Ich solle mit einer DAZ (Deutsche Allgemeine Zeitung) in der Hand am nächsten Nachmittage pünktlich um 3 Uhr ein bestimmtes gemütliches Café — er nannte mir den Namen und den kleinen Platz im Berliner Bayerischen Viertel — aufsuchen, dort würde ich ihn treffen. Er werde in einer auffällig aufgeschlagenen "Frankfurter Zeitung" lesen, das Lokal sei um diese Zeit fast leer.

Der Journalist sei ein großer athletischer Mann in den dreißiger Jahren, unverkennbar. Er wüßte durch ihn — Bobby — genau, wer ich sei. Auch sei ihm mein Aussehen beschrieben worden — was angesichts meiner unverwechselbaren Himmelfahrtsnase ohnehin nicht schwierig sei. Ich solle mit einem "Gruß von Bobby" wie auf einen guten Bekannten zugehen.

Er würde antworten: "Wie geht's denn dem alten Knaben?"

Dieser Journalist sei immer sehr gut informiert, könne uns viel Wissenswertes mitteilen und sei auch an unserer Beurteilung der

jeweiligen Ereignisse interessiert. Ich solle mich mit ihm — bei strikter Beachtung der konspirativen Regeln — ständig treffen.

Alles klappte tadellos, das formelhafte Begrüßungsritual war schnell überstanden, und ich faßte sofort Zutrauen zu dem Menschen, der mir da so ungezwungen gegenüber saß. Dieser sportliche Riese mit der schönen breiten Stirn, den klaren ruhigen, dabei spöttischen Augen, der geraden, kräftigen, an der gefurchten Stirn ansetzenden Nase wußte, was er wollte, machte keine unnötigen Worte, formulierte konzentriert und sehr geschickt. Er begann mit einer technischen Verfahrensregel: "Wir Journalisten" (er sagte offenbar immer "wir Journalisten", wenn er "wir Genossen" meinte) "unterscheiden drei Gruppen von Informationen:

Gruppe A: für die Veröffentlichung geeignete (in unseren antifaschistischen illegalen Materialien),

Gruppe B: nur mündlich im engeren Freundeskreis zu verbreitende Informationen,

Gruppe C: persönliche Informationen, ausschließlich für den Gesprächspartner bestimmt."

Dann tauschten wir unsere Ansichten über das Hitlerregime aus.

"Wir dürfen uns selbst und den Massen nichts vorflunkern", sagte er. "Wir haben einen langen, steinigen Weg vor uns und müssen einen langen Atem haben. Aber wie lange es auch dauern wird und wieviel Blut auch noch fließen mag — Trotzki spricht wohl nicht zu Unrecht von zehn Jahren —, das Experiment Hitler scheitert mit und ohne Krieg, rein aus realpolitischen Gründen, von den moralischen ganz zu schweigen."

Er setzte seine Hoffnung auf die großen weltpolitischen Umwälzungen, die sich abzeichneten. Die Sowjetunion werde trotz aller Rückschläge in der Landwirtschaft und trotz Stalins "Zickzackkurs" die große Schlacht um die Industrialisierung gewinnen.

Der New Deal Roosevelts beweiße, wie anpassungs-, reform- und entwicklungsfähig der späte Kapitalismus sei. Dieser könne durchaus moderne Wege gehen, Elemente der staatlichen Planung entwickeln, die schwere ökonomische Krise demokratisch überwinden.

Der Faschismus sei keineswegs die einzige Alternative für die kapitalistischen Staaten, um aus der Weltwirtschaftskrise herauszukommen. Der rabiate, größenwahnsinnige Hitler, der deutsche Faschismus treibe die westlichen Demokratien an die Seite der Sowjetunion. Ein großes Umdenken habe auf beiden Seiten begonnen, und auf lange Sicht werde sich die Sowjetunion demokratisieren und die Wirtschaft der USA planwirtschaftliche Züge annehmen.

Hitler könne sich höchstens mit Mussolini verbinden. Und sollte er auch Japan auf seine Seite ziehen, dann würde das der chinesischen Revolution

die Unterstützung der westlichen Demokratien in ihrem Kampf gegen die japanische Annexionspolitik eintragen, was welthistorisch wichtiger sei als alle vorübergehenden Erfolge des deutschen Faschismus, der letzten Endes zerbrochen werden würde.

Seine großzügige, weltweite und dabei nüchterne Betrachtungsweise nahmen mich für diesen Mann ein. Er verkleinerte nicht die Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung, sah aber bemerkenswerterweise Deutschland nicht für den Nabel der Welt an, befürchtete auch nicht die "Weltniederlage", vor der Trotzki warnte.

Mein Gegenüber wußte viel von dem Machtkampf zwischen Hitler und Papen, zwischen der SA und der Reichswehr in Fragen der Wirtschaftsführung, der Rechtsordnung und der militärischen Aufrüstung. Er maß aber diesen internen Reibereien, über die er mich informierte, keinerlei dramatische Bedeutung bei.

Wieder frappierte mich seine nüchterne, kühle Beurteilung der hektischen deutschen Vorgänge. Schon um ihre eigene Bedeutung herauszustreichen, neigen viele Menschen dazu (bewußt — öfter noch unbewußt), intern erfahrene Tatsachen überzubewerten.

Gerade dieser kühne Geist, der so fest und bescheiden in sich selbst ruhte, sollte eines Tages ein Geheimnis ermitteln, dessen unerhörte Tragweite gar nicht zu übersehen war, und gerade ihm sollte nicht geglaubt werden. Unzähligen Menschen wäre unermeßliches Leid erspart geblieben, hätte Stalin ernstgenommen, was ihm dieser so sehr ernstzunehmende Mensch dokumentarisch belegt als Warnung zukommen ließ.

Was mag Stalin bewogen haben, die präzise belegte Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Hitlerüberfall (dem Ausrottungsfeldzug gegen die "slawischen Untermenschen") auf das russische Imperium in den Wind zu schlagen, sie überlegen lächelnd als "provokatorische, gezielte Fehlinformation" abzutun?

Es lag wohl an beidem: an der Person des Informanten und an der Information selbst.

Selbstverständlich war dem sowjetischen Geheimdienst bekannt, daß dieser Mann kein "Apparatschik", keine NKWD-Kreatur, sondern ein human, ein selbständig denkender Mensch, ja sogar ein "partei-feindlicher" Versöhnler, zumindest Freund der Versöhnler war. Mithin war das ein "potentieller Agent", war zumindest kein Verlaß auf ihn. Und wenn sich seine Informationen auch hundertmal als zuverlässig erwiesen hatten, konnte er nicht inzwischen "übergelaufen" sein, oder — noch schlimmer — waren die richtigen Informationen vielleicht nur der

Köder gewesen, um ihn — den weisen Stalin — jetzt auf eine Provokation anbeißen zu lassen? Stalins krankhaft mißtrauischer Geist sah sich rings von Feinden umstellt. Er erwartete von jedem das, was seine eigene Praxis war. Zum anderen hatte Stalin seinen verhängnisvollen Pakt mit Hitler nur gegen erbitterten inneren Widerstand durchsetzen können. Er hatte jedweden physisch ausgelöscht, der als potentieller Gegner des Teufelpaktes in Frage kam. (Das waren z. B. von vornherein die Juden, deren Liquidierung durch Hitler ihm sehr zupaß kam, was er deshalb auch direkt und indirekt nach Kräften unterstützte. Siehe seine Geheimabmachungen mit Hitler anlässlich der gemeinsamen Teilung Polens, die Verweigerung von Evakuierungsscheinen an Juden im westrussischen Gebiet beim Herannahen der Nazi-Armee sowie die Auslieferung von in die SU emigrierten Juden und anderen Antifaschisten an die Gestapo. Ganz abgesehen von dem Völkermord an Juden in der SU selbst.)

Der "Nichtangriffspakt" mit Hitler-Deutschland (inklusive seiner ominösen Geheimklauseln) erschien Stalin noch im Sommer 1941 als über den Herbst und Winter hinüberrettbar. Offenbar wollten ihn die "imperialistischen" Westmächte aus leicht durchschaubaren Gründen durch fingierte Meldungen in einen vorzeitigen und höchst riskanten Krieg mit Hitler verstricken. Nach seiner "marxistischen" Version waren nämlich nicht etwa das faschistische Deutschland und Italien, sondern ganz im Gegenteil die westlichen Demokratien das "Bollwerk der Reaktion", der "Hauptfeind" des "Weltproletariats", insbesondere aber der "Sowjetvölker".

Die Nachricht dieses Mannes war geeignet, sein Gebäude zum Einsturz zu bringen, stellte sie doch seine Politik, seine Weisheit, seine ganze Person in Frage. So konnte das alles nur Machwerk der westlichen "Imperialisten" und deren Agenten, der "Parteifeinde" sein — die ihn mitsamt dem Pakt zu Fall bringen wollten.

Diese Nachricht durfte nicht wahr sein, denn eine solche Wahrheit wäre gegen ihn selbst gerichtet gewesen. Stalin hatte Trotzki im fernen Mexiko ermorden lassen. Sollte der große Ankläger, dessen vernichtende Kritik am Hitler-Pakt Stalin unerträglich geworden war, in dieser Nachricht gespenstisch auferstehen? Nein, Trotzki war tot und die Nachricht falsch.

"Nein", sagte mein Gegenüber, "die Finanz, die Industrie braucht Hitler. Sie gewährt ihm auch — notgedrungen — Spielraum genug gegen die jüdischen Kapitalisten, für den Blut-und-Boden-Mythos (die Kirche, die man ja auch braucht, wird daran nicht zugrunde gehen). Aber die Reichswehr, das eigentliche Machtinstrument, bleibt tabu. Da muß Hitler



kuschen. Und er wird kuschen, und wenn er dabei seine besten Freunde über die Klinge springen lassen muß, den Goebbels und den Röhm, die jetzt von der zweiten Revolution schwätzen, an die Einlösung der einstmaligen sozialen Versprechungen erinnernd. Gerade das werden die Kapitalisten Hitler nie gestatten. Das weiß er auch ganz genau. Die Kleinbürger, die seinen antikapitalistischen Phrasen nachgelaufen sind, wollen jetzt Hitler den Wechsel einlösen lassen. Aber wer sind die Kleinbürger? Welche historische Kraft steckt hinter ihnen? Null Komma Null. Über die kann Hitler getrost zur Tagesordnung übergehen. Die können keine ernsthafte Krise seines Systems heraufführen. Wenn sie nicht parieren, kommt Hitler ihnen mit der Peitsche, und danach verlangen diese Untertanenseelen auch noch."

Die späteren Ereignisse um den sogenannten Röhm-Putsch (30. Juni 1934) haben bewiesen, wie richtig diese Analyse war. Auch Goebbels hätte das Schicksal Röhm ereilt, hätte er nicht rechtzeitig das Kräfteverhältnis gewittert und einen Haken zurück zu Hitler geschlagen.

Als er auf die Cliquenkämpfe innerhalb des Hitlerregimes zu sprechen kam, erzählte ich von meinen Erlebnissen in der SA-Kaserne Hedemannstraße und dem mysteriösen Papen-Dokument, nach dem man mich dort ausfragte.

Viel später erst hatte ich in Erfahrung gebracht, was es damit auf sich gehabt hatte. Dem Weißenseer SA-Sturm, der mich von der Straße weg gekidnappt hatte, war bei einer anschließenden Haussuchung in der von mir verlassenen Wohnung ein privater, unpolitischer Brief von **Edith Bodek** in die Hände gefallen (der sich unglückseligerweise im Briefkasten befand). Sofort erfolgte auch bei ihr eine Haussuchung, und hier stieß die SA im Zimmer der Untermieterin — einer Gräfin Maria von Bredow (der damaligen Privatsekretärin von Papen) — auf eine Abschrift besagten Dokuments, von dessen Existenz ich zu der Zeit noch keine Ahnung hatte.

Es war ein umfassendes Memorandum (offenbar für eine Kabinettsitzung bestimmt), in dem die rechtswidrigen Willkür- und Terrormaßnahmen der Nazis (insbesondere die Bestialitäten der SA), die unmittelbar nach dem Reichstagsbrand einsetzten, fein säuberlich aufgeführt waren.

Hugenberg und Papen waren zu diesem Zeitpunkt (vor allem wegen des "deutschen Ansehens im Ausland") sehr interessiert daran, wenigstens die primitivsten rechtsstaatlichen Formen zu wahren, die schlimmsten Übergriffe gegen Juden und Demokraten zu verhindern und auch die "Unterdrückung des Kommunismus" innerhalb der — ohnehin schon unerhört verschärften — Gesetze zu halten.

Insbesondere wandte sich das Memorandum gegen die viehischen Mißhandlungen in den Folterkellern der SA, welche der "deutschfeindlichen Greuelgropaganda" unnötigen Auftrieb böten. Aber die Deutschnationalen gaben sich, als es im Kabinett zur Aussprache kam, mit vagen Zusagen Hitlers zufrieden, der das Memorandum im übrigen als ein "Sammelsurium heimtückischer Verleumdungen der nationalen Revolution" zurückwies.

Ich traf den Journalisten noch einige Male. Es war immer gleich anregend und interessant — dieses Beisammensein in dem kleinen Café.

Dann hatte es plötzlich ein Ende: Mein Gegenüber erzählte mir unter "C", er habe eine Laborantin (in einem weltbekannten deutschen Chemiebetrieb) kennengelernt, die mit einem führenden Chemiker dieses Konzerns befreundet sei, nun aber ihr Herz für ihn entdeckt habe. Sowohl aus Liebe zu ihm als auch aus Empörung über die dunklen Hitlerpläne hätte sie sich bereit erklärt, ihm die chemische Zusammensetzung (Formeln und Fertigungsdaten) eines fürchterlichen Giftgases zu beschaffen, an dem ihr Freund für seine Firma im geheimen Auftrage der Hitlerregierung laboriere.

Ich solle vorerst mit niemandem darüber sprechen. Ohnehin befinde sich alles noch im Vorstadium, doch sei an der Seriosität seiner Informantin nicht zu zweifeln. Es sei doch wirklich des Nachdenkens wert, was jetzt an Ungeheuerlichem wiedererstehe in diesem Deutschland nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges. Hitler beteuere "unbändigen" Friedenswillen. Aber all sein Streben sei nur darauf gerichtet, schnell und wirksam mit neuartigen "überlegenen" Waffen aufzurüsten, um dann (siehe "Mein Kampf") nacheinander über unsere Nachbarvölker (alles "Untermenschen") herzufallen und ein "germanisches" Großreich der deutschen "Herrenrasse" zu errichten.

Gewiß sei das unrealistisch, aber wären die imperialistischen Raubpläne der Alldeutschen, der deutschen Schwerindustrie vor und im ersten Weltkrieg nicht auch unrealistisch gewesen?

Hitler betreibe eben seinen Wahnsinn mit Methode; er wolle mit aller Macht die vorangegangene deutsche Niederlage ungeschehen machen, werde damit aber nur eine weitaus schlimmere Katastrophe heraufführen. Die Millionen, die ihm jetzt hysterisch zujubelten, würden nur zu bald seine Opfer sein und ebenso Millionen ahnungsloser Menschen rings um dieses Hitlerdeutschland.

Müsse man nicht, so gab er zu bedenken, zu jeder Tat bereit sein, um eine solche Katastrophe — sie wäre eine deutsche, eine europäische, ja eine Weltkatastrophe — zu verhindern?

Nun, wir waren durchaus einer Meinung. Es war politisch und moralisch nicht nur statthaft, sondern sogar Pflicht, an die große Glocke zu hängen, öffentlich aufzudecken, was unter dem Deckmantel tiefster Geheimhaltung an Ungeheuerlichem im Dritten Reich geschah: Mochte es sich nun um politische (Terror) oder militärische (illegale Aufrüstung) Geheimnisse handeln.

Doch so notwendig es war, den militärischen Plänen der faschistischen Abenteurer nachzugehen — auch in dieses Dunkel hineinzuleuchten —, meine Aufgabe lag auf anderem Gebiet. So sah ich es jedenfalls.

Konspiration — und der terroristischen, faschistischen Diktatur konnte man nur konspirativ begegnen — hat ihre eigenen Gesetze.

Ich beschränkte mich strikt auf illegale politisch-informatorische, agitatorische und organisatorische Wirksamkeit.

So berichtete ich meinem Fraktionsfreund Georg Krausz von meinem Dilemma, ohne indes die Sache "C" selbst zu erwähnen.

Georg Krausz sagte darauf, er halte es unter diesen Umständen für das Beste, meinen Freund selbst "zu übernehmen". Er sei in der Lage, derartige Informationen "an die richtige Stelle" weiterzuleiten. Schade. Ich hoffte beinahe, die Laborantin würde vielleicht ihr Versprechen nicht einlösen können, so daß der Kelch an mir vorüberginge.

"Ich bin nun so weit", meinte der Journalist bald darauf.

Was tun?

Zum nächsten Treff ging Georg Krausz — die DAZ in der Hand — in unser Café.

Jahrzehnte später erst habe ich durch DDR-Veröffentlichungen von Gerhard Eisler und Georg Krausz Zusammenhänge erfahren, die mich annehmen lassen, daß dieser Unbekannte kaum ein anderer gewesen sein kann als der "Meisterspion" **Richard Sorge**<sup>25</sup>.

Es scheint so, daß Richard Sorge mit dem stalinistischen Geheimdienst in doppelter Hinsicht schlecht gefahren ist. Nicht nur, daß dieser seine bedeutsame Information über den bevorstehenden Hitlerüberfall mißachtete, er tat auch nichts, um Sorge zu retten — als er in die Hände der japanischen Abwehr gefallen war —, obgleich die Japaner seinen Austausch angeboten hatten.

So ist Sorge kläglich zugrunde gegangen. Er wurde gehenkt — ein Opfer der deutsch-japanischen Kriegspolitik, ein Opfer seines grenzenlosen Idealismus und ein Opfer derjenigen, denen seine Ideale galten.

---

<sup>25</sup> Richard Sorge (1895-1944) war Kommunist, Staatswissenschaftler und Agent und Spion für den sowjetischen Militärgeheimdienst. Sein Arbeitsgebiet war das mit NS-Deutschland verbündete Japan. Dort wurde er 1941 enttarnt. 1943 wurde er von einem japanischen Gericht zum Tod verurteilt.

So nüchtern und kritisch dieser bedeutende Kopf den Bereich des späten Kapitalismus analysierte, so mystisch sah er — ungeachtet aller Versöhnler-Opposition — die neue gesellschaftliche Ordnung, die im Osten erstanden war.

Der Mann, der so viele Geheimnisse des Faschismus im Westen aufdeckte und deutete, ist am ungelösten Geheimnis des Ostens, am Stalinismus, gescheitert. Politisch und persönlich.

In dem Schicksal von Richard Sorge ist all die Problematik jener Tätigkeit beschlossen, die rein juristisch — *summum ius, summa iniuria* — mit "militärischer Spionage" bezeichnet wird.

Es besteht kein Zweifel daran, daß es sich beim "Dritten Reich", gegen das Richard Sorge ankämpfte, um einen Verbrecherstaat *par excellence* handelte, der stetig Verbrechen gegen die Menschheit beging und weitere vorbereitete. Es besteht kein Zweifel daran, daß man seine düsteren Geheimnisse aufdecken mußte, und zwar auf allen, gerade auch militärischen Gebieten. Es besteht ferner für mich — der ich glaube, Richard Sorge kennengelernt zu haben — überhaupt kein Zweifel, daß er aus idealistischen Gründen handelte. Sorge war geradezu wahrheits- und enthüllungsbesessen. In dem Moment aber, da er sein Wissen einem — notwendigerweise im Polizeidenken erstarrten — bürokratisch institutionalisierten Geheimdienst, dem Macht- und Mordorgan eines Imperiums (welchem auch immer) zur Verfügung stellte, gab er sich, ohne sich dessen bewußt zu werden, in die Hände einer — nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten — verbrecherischen Apparatur, die ihn eiskalt als nützliches bzw. unnützes Werkzeug behandelte, nicht aber als lebendigen Menschen.<sup>26</sup>

Großen Auftrieb gaben uns Versöhnlern die Februar-Ereignisse (1934) in Österreich: der heldenhafte Kampf der **Schutzbündler**<sup>27</sup> gegen die reaktionäre Heimwehr. Trotz des unglücklichen Ausgangs dieser sozialistischen Erhebung gab es manchen "linientreuen" kommunistischen Genossen zu denken, daß dort im kleinen Österreich Sozialdemokraten mit der Waffe in der Hand die Demokratie verteidigten, während bei uns die KPD kampflös fiel, weil sie die SPD- und Reichsbanner-Genossen beschimpfte, statt mit ihnen gemeinsam Front gegen den heraufziehenden Faschismus zu machen.

---

<sup>26</sup> Im selben Sinne äußert sich die Cembalistin und Musikwissenschaftlerin Eta Harich-Schneider über ihn in ihrer Autobiographie CHARAKTERE UND KATASTROPHEN (Berlin 1978). Sie hielt sich während der NS-Zeit meist in Japan auf und war eng mit Richard Sorge befreundet.

<sup>27</sup> Der Republikanische Schutzbund (SchB) war die 1923/24 gegründete paramilitärische Organisation der österreichischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP).  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Republikanischer\\_Schutzbund](https://de.wikipedia.org/wiki/Republikanischer_Schutzbund)

Von dieser Zeit an gaben wir für alle Berliner Siemens-Betriebe (auf ständig wechselnden Schreibmaschinen) die illegale Betriebszeitung "Siemens-Lautsprecher" heraus, die in den einzelnen Werken und Abteilungen dieses Konzerns solch einen Einfluß gewann, daß sich sogar die DAZ in einem Leitartikel mit ihr auseinandersetzte. Wer zwischen den Zeilen dieses kritisch-bürgerlichen Organs las, merkte eine unverkennbare Schadenfreude darüber heraus, daß die Nazis mit der Arbeiterbewegung immer noch nicht fertig geworden waren.

Auf den ersten Blick schien es der übliche SA-Krawall zu sein. SA-Leute schlugen jüdisch aussehende Personen und beschmierten Fensterscheiben "nichtarischer" Geschäfte mit Davidssternen und wüsten antisemitischen Parolen. Ihrem Betätigungsdrang schien am Kurfürstendamm nur das übliche Ventil geöffnet zu sein; aber es lag etwas Fahriges, Überforschtes in ihrem Treiben, ihren herausfordernden Blicken und ihrem hektischen Gebaren. Auch bildeten sich kleine Gruppen von Passanten, die im sommerlichen Wetter diskutierend beieinanderstanden. Darauf begann die SA planmäßig die breiten Bürgersteige des Kurfürstendamms durchzukämmen und die kleinen Ansammlungen aufzulösen.

An der Ecke Kurfürstendamm/Bleibtreustraße hielten in beiden Richtungen Zivilisten, offenbar Kriminalbeamte, prüfend jedes Fahrzeug an.

Ich hatte das Café Kranzier verlassen, als ich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß "da unten etwas los" sei, und war als harmloser Spaziergänger, durch die SA-Streifen schlendernd, gerade bis hierher gelangt, als die Kriminalbeamten zwei hohe SA-Führer und gleich darauf einige schneidige Männer in Zivil aus ihren eleganten Privatwagen holten, um sie dann recht unsanft in ein SS-Auto zu verladen. Jetzt kamen auch noch Gruppen von SS-Leuten in ihren schwarzen Uniformen hinzu, und es war wohl ratsamer, von der Straße zu verschwinden. Als ich in meine Pension in der Bleibtreustraße kam, erfuhr ich von Han-Sien des Rätsels Lösung. Das Radio hatte soeben den angeblichen "Röhm-Putsch" bekanntgegeben. Der "Führer" habe "gnadenlos" durchgegriffen .. .

Zur damaligen Zeit erschien noch (bald darauf wurde er verboten) der von Rudolf Küstermeier (ich lernte ihn später im Zuchthaus Brandenburg kennen) herausgegebene "**Blick in die Zeit**". Diese Zeitschrift brachte ausschließlich Zeitungsausschnitte, auch aus ausländischen Blättern; sie waren meisterhaft, geradezu diabolisch zusammengestellt.

"Blick in die Zeit" hatte unmittelbar vor dem Röhm-Putsch Pressenotizen veröffentlicht, aus denen deutlich wurde, daß irgend etwas in der

SA-Führung vorging. Stabschef Röhm hatte sogar einen mehrwöchigen, unklar motivierten Urlaub angetreten. Insofern waren wir auf das, was jetzt geschah, vorbereitet.

Jede Auseinandersetzung innerhalb einer totalitären Diktatur muß mit Mord enden. Die dramatische Form, in der diese Krise gelöst wurde, durfte nicht zu einer falschen Einschätzung, zu einer Oberbewertung der inneren Krise des Hitlerregimes führen.. Das tolle Morden war nicht Ausdruck der Tiefe seiner Krise, sondern des hohen Grades der Starrheit und damit auch der Bestialität dieses Regimes. Bestien drängen nach starren Systemen, und starre Systeme erzeugen Bestialität.

Nein, solange die Arbeiter nicht in die Aktion eingriffen, solange die Betriebe nicht in Bewegung kamen und mit selbständigen Forderungen hervortraten (die akute Krise des Systems nutzend), konnte die faschistische Diktatur jedweden internen Konflikts Herr werden.

Am Nachmittag dieses ereignisreichen Tages schon stellten wir ein (von mir entworfenen) Flugblatt her:

"Hitler führt das Papen-Programm der Schwerindustrie durch — ohne Papen — ohne Schleicher." Nicht Gangsterkumpane, blutbesudelte Abenteurer vom Schlage eines Ernst Röhm und Karl Ernst könnten Hitler stürzen, sondern nur eine einige, regenerierte Arbeiterbewegung, welche auf neuen Wegen die schwere Niederlage überwinden müsse, die als Folge der verhängnisvollen Fehler — der SPD sowohl als auch der KPD — eingetreten sei.

Am gleichen Abend schon brachte ich die Flugblätter in einer Spandauer Laubenkolonie zu Siemens-Arbeitern, die sie am nächsten Morgen an die Arbeitsplätze und in die Toiletten schmuggelten. Daß wir so schnell zur Stelle waren, so schlagfertig operierten, die komplizierten, vielen rätselhaften Ereignisse auf ihren eigentlichen Kern zurückführten und verständlich machten, wurde uns im Siemens-Betrieb hoch angerechnet.

In der Straßenbahn wurde unverblümt über die heutigen Vorfälle diskutiert. Seit dem Reichstagsbrand hatte es das nicht mehr gegeben.

Ein angeheiterter Arbeiter (offenbar hatte er mit seinen Arbeitskollegen die Ereignisse auf seine Art gefeiert) fragte laut in die Straßenbahn hinein, ob ihm die "Partei" die drei Mark fünfzig für das Röhm-Bild ersetzen werde, das nun nicht mehr im Zimmer hängen könne!

"Wer weiß, wer weiß, wer sich da noch alles als Verbrecher entpuppt von den Herrschaften da oben."

"Da wirst du wohl bald ein ganz anderes Bild von der Wand nehmen müssen", wurde ihm bedeutet.

Nach dem Röhm-Putsch flackerte die Diskussion in den Betrieben wieder auf. Viele, die bisher — eingeschüchtert durch den braunen Terror — geschwiegen hatten, trauten sich nun wieder, ihren Arbeitskollegen gegenüber, mit der Sprache heraus, insbesondere, wenn ihnen diese als ehemalige Gewerkschafter, SPD- oder KPD-Anhänger bekannt waren. Doch über schadenfrohe Witze und Redensarten ging das nicht hinaus. Nirgendwo kam es zu Aktionen, gar zu Streiks. Als sich sehr bald zeigte, wie stabil das Regime geblieben und wie fest es — gerade nach der Beseitigung der SA-Desperados — mit Reichswehr und Industrie verbunden und verfilzt war, da erlosch auch die freie Diskussion wieder. Jeder fürchtete, "zuviel gesagt" zu haben, so daß ein bedrücktes, finsternes Schweigen eintrat, tiefer als zuvor.

Der "deutsche Blick" (satirische Antithese des Volksmundes zum "deutschen Gruß", dem "Heil Hitler" mit stramm emporgeworfenem Arm — als wolle man damit die eigene Nichtigkeit und individuelle Impotenz verdecken) kam auf, das scheu-gedrückte, flatternde Schielen, den Kopf drehend nach einem heimlichen Zuhörer, dem überall lauernden Denunzianten.

Die Mehrheit der Arbeiter (dafür sprachen alle Berichte, die wir aus den Betrieben erhielten) war noch nicht der faschistischen Ideologie erlegen, war immer noch verhältnismäßig immun geblieben, vom rassistischen, chauvinistischen Wahn noch nicht ergriffen. Die Arbeitermassen hätten lieber heute als morgen die Hitlerdiktatur fallen sehen — eben fallen sehen —, denn sie selbst fühlten sich ohnmächtig, als selbständiger historischer Faktor in die Entwicklung einzugreifen und das deutsche Schicksal zu wenden. Solange die deutsche Arbeiterbewegung aber als selbständige Kraft ausgeschaltet war (und das würde noch lange der Fall sein) und solange die Hitlerdiktatur nicht auf unüberwindliche außenpolitische Schwierigkeiten stieß (auch dafür lagen vorerst keine Anzeichen vor), war jede Hoffnung auf einen Sturz des Hitler-Faschismus reine Illusion.

Am 1. Dezember 1934 wurde Kirow (Parteichef des Leningrader Bezirks und Politbüro-Mitglied der KPdSU) in Leningrad ermordet.

Das war Stalins Reichstagsbrand, sein Start zu den neuen, blutigen Säuberungswellen, den Schauprozessen, der Dezimierung der Partei, der Komintern, der Folterung, Ermordung und Verbannung von Millionen, der Schaffung einer ständigen "Reservearmee" von Zwangsarbeitern, eines Millionenheeres von Staatssklaven, deren Schädel und Skelette die "Großbauten des Kommunismus" fundamentierten.

Am 1. Dezember hatte ich einen "Treff" mit einem Genossen der illegalen Bezirksleitung der KPD. Er war vor kurzem erst "von drüben" eingetroffen, war dort auf der Lenin-Schule gewesen.

Sein erstes Wort: "Was sagst du zu dem Mord an Kirow? Da stecken bestimmt die Nazis dahinter." Auch ich tippte in dieser Richtung. Wieviel schlimmer war die Wirklichkeit, die sich erst viel später herausstellte.

Tatsächlich ist die Analogie zum Reichstagsbrand verblüffend. Fest steht, daß Stalin den Mord an Kirow ebenso zum Ausgangspunkt seiner Verbrechen machte wie Hitler den Reichstagsbrand. Ähnlich wie beim Reichstagsbrand aber besteht keine absolute Gewißheit darüber, ob die verbrecherische Tat geplant und befohlen oder nur skrupellos ausgenutzt wurde.

Chruschtschow hat in seiner berühmten Geheimrede 1956 und auch später deutlich gemacht, daß der Mord an Kirow "ungeklärt" sei, was auf die Urheberschaft Stalins schließen läßt. Die Umstände deuten — genau wie beim Reichstagsbrand — mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine bewußt angelegte Provokation hin.

Im übrigen bringt mir dieser Treff vom 2. Dezember auch eine persönlich wichtige Botschaft. Der Genosse von der Bezirksleitung teilt mir mit, daß der "Siemens-Lautsprecher" in Moskau Beachtung gefunden hat, insbesondere wegen seines konkreten betrieblichen Inhalts, der auf engen Kontakt mit den Siemens-Arbeitern schließen lasse. Ich sei für die Lenin-Schule vorgeschlagen und solle mich darauf einrichten, eventuell schon Weihnachten — die unauffälligste Reisezeit — nach Prag abzufahren. Von dort aus gehe es dann weiter .. .

Bald werde ich bei Kurt und seinen Freunden in Moskau sein, im "Zentrum", teilnehmen an der neuen Entwicklung, die Dimitroff eingeleitet hat.

Ob Kurt wohl hinter der Einladung nach Moskau steckt? Immerhin sind wohl auf seine oder Ankas Initiative Auszüge aus dem "Siemens-Lautsprecher" in der "Basler Rundschau", dem getarnten Nachfolgeorgan der "Inprekor" (Internationale Pressekorrespondenz), erschienen.

Aber es wird nichts daraus.

Unmittelbar vor Weihnachten, am 4. Dezember, werde ich durch einen unglückseligen Zufall verhaftet. Meine zehnjährige Kerkerhaft beginnt. Wäre ich zehn Minuten später mit der S-Bahn nach Spandau gefahren, wären mir die zehn Jahre vielleicht erspart geblieben. Aber was mir damals als schweres Unglück erscheint, erweist sich späterhin als Rettung vor einem noch schlimmeren.



Schuld war das vorweihnachtliche Grippewetter. Unser Kurier nach Spandau war ausgefallen. Eine neue Ausgabe des "Siemens-Lautsprechers" war soeben fertiggestellt, mußte noch vor der Nacht aus der "Produktionsstätte" verschwinden. Ich hatte um 17 Uhr einen Treff in der Wohnung der Genossen Franz und Karla Budel, draußen in Spandau.

Franz arbeitete im Siemens-Elektrowerk und konnte die illegalen Betriebszeitungen weiterleiten. Normalerweise nahm ich kein illegales Material zu solchen politisch-organisatorischen Gesprächen mit. Der Kurier brachte es sonst zu einer speziellen Spandauer "Anlaufstelle". Aber diesmal war Not am Mann, das Material mußte fort, und so erschien es beim Abwägen zweier Gefahren als das geringere Risiko, jetzt während der schützenden Hauptverkehrszeit in der überfüllten S-Bahn das Material im Rucksack (rings um die Zeitungen Kartoffeln geschichtet) nach Spandau mitzunehmen.

Alle zehn Minuten fuhr der Zug vom Bahnhof Savignyplatz nach Spandau. Pünktlichkeit bei illegalen Treffs war Pflicht. So ging ich rasch und erreichte — leider — gerade noch "meinen" Zug.

Karla empfing mich, klaubte die Zeitungen aus dem Rucksack und verstaute sie provisorisch mit den Kartoffeln in der Küchenkiste. Franz müsse jeden Augenblick aus dem Betrieb zurück sein, trinke vielleicht noch eine "Molle" mit einem Kollegen, mit dem er im Gespräch bleiben wolle oder den er nicht abschütteln könne.

Ich war noch keine fünf Minuten in der Wohnung, da fuhr ein Polizeiflitzer vor. Es donnerte an die Wohnungstür:

"Aufmachen, Polizei!"

Flucht unmöglich. Es ist passiert. Ich kann ein harmloser Besucher sein. Ich werde nicht polizeilich gesucht. Eine Haussuchung dort, wo ich gemeldet bin, würde nichts zutage fördern. Würde Karla fest bleiben?

Wir hatten für alle Fälle eine plausible Erklärung für meine Anwesenheit vereinbart. Ich sei auf Zimmersuche, weil ich bei Siemens Arbeit bekäme, und sie hätten ein Zimmer frei.

Wir hatten auch ausgemacht, daß jegliches Material (falls es in die Hände der Polizei fiel) von einem Spandauer Genossen stamme, der kürzlich aus Hitler-Deutschland emigriert, also nicht greifbar war. Es kam jetzt ausschließlich auf Karla an, die kaltblütige, handfeste, schlagfertige Karla. Aber Karla, die sich später im Verlauf der Untersuchung als so tapfer, so standfest erweisen sollte, war einen Moment lang, eine Schrecksekunde nur, in Panik. Die Polizei fand sofort das nur flüchtig versteckte Zeitungspaket.

"Haben Sie das Zeug hergebracht?" Ich tat überaus erstaunt. Jetzt brüllten sie Karla an.

"Stammt das von Ihrem Mann oder von dem da?"

"Von ihm", würgte Karla und zeigte auf mich. Karla (die ihren Mann noch frei wähnte — erst später erfuhren wir, was sich kurz vordem im Siemens-Betrieb zugetragen hatte) denkt jetzt nicht an unsere Sache, sondern nur an ihren Mann, als würde es dadurch für den leichter.

Wenn ich jetzt weiter leugne, was meine Pflicht wäre, wird Karla rasend werden, wird meinen, ich wälze es auf ihren Mann ab (sie ist jetzt keines klaren Gedankens fähig), wird viel mehr verraten, weitaus Schlimmeres. Ich muß sie zur Besinnung kommen lassen. Wieder dringen die Bullen auf Karla ein. Ich komme allem zuvor: "Jawohl, ich habe die Zeitungen hierher gebracht", sage ich laut und bestimmt.

Wäre ich nur zehn Minuten später gekommen, dann hätte ich vor dem Haus das Polizeiauto (in das ich nun mit Karla hineingestoßen werde) stehen sehen — und schleunigst kehrtgemacht. Sie bringen mich ins Spandauer Polizeipräsidium, das Kreisgefängnis. Die Vernehmungsbullen schlagen mich zu Boden, trampeln auf mir herum. Sie hören von mir, das Zeitungspaket stamme von meinem ständigen Kontaktmann, einem dicken Juden (ich gebe ein Konterfei, als sei es aus dem "Stürmer" geschnitten). Monatlang werden sie nach diesem fiktiven "Isidor" suchen, täglich die Schule in Neukölln, vor der ich mich angeblich immer mit ihm traf, beschatten.

"Wann ist dein nächster Treff mit ihm?"

"Der ist schon vorbei. Ich sollte ihm heute abend um 18.30 Uhr die ordnungsgemäße Ablieferung des Materials melden."

Für das "ordnungsgemäße" setzt es neue Schläge. Sie tummeln sich wild auf der falschen Fährte. Die "Stürmer"-Figur erweist sich als großartiger Köder. Wie leicht diese Bestien anbeißen, wenn der vorgegaukelte Fraß nur ihren bösen Instinkten, ihren üblen Ressentiments entspricht ..

In später Nacht werde ich in eine Haftzelle gesperrt, die offensichtlich bisher leichteren Sündern vorbehalten war, wie das ganze kleine Gefängnis.

Der Betrieb hier ist noch nicht auf die neue Situation, den Naziterror, eingespielt.

Der Aufseher, bärbeißig gemütlich (wohl ehemaliger SPD-Beamter), macht einige derbe, aber deutlich mißbilligende Bemerkungen über meine zerrissene, blutbeschmierte Kleidung, mein zerschundenes Gesicht.

Als "Trost" teilt er mir mit, daß mein "Leidensgefährte" gleich "nebenan" sitze.

Ich höre, wie sich sein hallender Schritt entfernt. Der Gefängniskorridor liegt still und verlassen. Ich klopfe an die Wand. Von drüben klopft es wieder. Ich klopfe immer näher zum Fenster hin — sein Klopfen folgt mir. Ich steige auf den klapprigen Schemel, öffne das Fenster, rufe vorsichtig durch die Traljen: "Franz!"

Er antwortet. Wir können uns ungestört unterhalten. Welch Glücksumstand.

Ich erfahre, was sich mit Franz abgespielt hat. Er wurde in der Mittagspause schon im Elektrowerk verhaftet und gleich dort "in die Mache" genommen. Allein auf sich gestellt, ist der Riese rasch "weich" geworden und hat sehr viel ausgeplaudert. Er hat den Genossen Greiner, seinen Betriebskollegen, angegeben und den Genossen Emil Neßler (einen KPD-Funktionär aus der illegalen Spandauer Wohngebietsleitung). Beide sind inzwischen ebenfalls verhaftet.

Von mir hat er — wie er mir immer wieder versichert — nur angegeben, daß ich ihm zuweilen "Siemens-Lautsprecher" gebracht hätte. Er verspricht, auf keinen Fall über seine bisherigen Aussagen ("es war nur im ersten Schreck, du mußt mich verstehen, ich bin kein Verräter...") hinauszugehen.

Franz hat sich an sein Wort gehalten. Weder in der Voruntersuchung noch im Prozeß hat die Gestapo von ihm etwas Zusätzliches zu seinen ersten unglücklichen Aussagen erfahren. Ich hatte ihm geraten, nach der naheliegenden Methode vorzugehen:

"Ich habe sofort nach meiner Verhaftung ein umfassendes Geständnis abgelegt und nichts verborgen. Weiteres ist mir nicht bekannt." Seine anfängliche Geständnisfreudigkeit machte dies glaubhaft.

Franz wäre nicht verhaftet worden, hätte er sich strikt an unsere Abmachungen gehalten. Illegales Material sollte nur — und auch das erst nach langer, sorgfältiger Prüfung — an zuverlässige, altbekannte Antifaschisten (SPD, KPD, Gewerkschafter) ausgehändigt werden. Etwas anderes waren anonyme "Streuaktionen".

Franz war einem "meckernden" SA-Mann aufgesessen, der sich vor dem Röhm-Putsch oppositionell gebärdete, dann aber "umfiel" und Franz beim Gestapo-Abwehrbeauftragten denunzierte. Als "corpus delicti" lieferte er ein Exemplar des "Siemens-Lautsprechers" ab, das Franz ihm leichtfertigerweise anvertraut hatte.

Durch das Zellenfenster-Gespräch war viel gewonnen: Franz war moralisch gestärkt worden, fühlte sich nicht mehr allein und verloren, das Leck war gedichtet. Auch war ich nun über den Hergang und den Umfang der Katastrophe im Bilde. Beides erwies sich als äußerst nützlich.

Mein Feldzugsplan gegenüber der Gestapo war wesentlich leichter zu entwerfen und durchzuhalten.

Es kam mir während der Untersuchungshaft sehr zustatten, daß ich kein heuriger Hase war. Insofern erwies sich die schreckliche Nacht in der SA-Kaserne Hedemannstraße — nachträglich gesehen — als förderliches Training.

Am gefährdetsten sind Menschen, die sich ohne jede vorangegangene Erfahrung urplötzlich völlig isoliert sehen, einem erbarmungslosen, sadistischen Folterregiment unterworfen. Dann kann es geschehen, daß manch einer, der im moralischen Windschutz seiner überzeugungsfesten Gemeinschaft sich als tapfer und zuverlässig erwies, völlig zusammenbricht, sich als einsames Nichts gegenüber der allmächtigen, alles zermalmenden Staatsmaschine empfindet, der man nicht entrinnen kann, der man alles gestehen muß.

Menschen, die sich nur in der Gruppe geborgen fühlen, die nie selbständig, nur auf sich gestellt, gedacht, sich nie dem Ungeheuer, dem Konformität heischenden Drachen allein entgegengestellt haben, nie im Einzelkampf standen, nie einsam gelitten haben, mögen für den Gruppenkampf geeignet sein. Sie werden versagen, wenn es isoliert zu leiden, isoliert zu sterben gilt, ist das doch die unerträglichste Belastung von allen, denen wir ausgesetzt sein können.

Hinzu kommt wohl auch, daß konstitutionsmäßig die Menschen sehr unterschiedlich auf absolute Isolierung, auf physische und psychische Folter reagieren.

Wohl dem, der nicht auf die Probe gestellt wird ...

Mit meiner Verhaftung ist die Gestapo am letzten Mann. Die Kette reißt ab. Meine eigentliche politische Tätigkeit wird nicht ermittelt. Ich werde als "Kurier nach Spandau" (also nur wegen "technischer" politischer Betätigung), wegen "Weiterleitung" des "Siemens-Lautsprechers", wegen der dadurch begangenen "Vorbereitung zum Hochverrat" vom Berliner Kammergericht zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.

Ich mache mir keine Illusionen über meine Lage. Das wird kein kurzer, das wird kein leichter Knast sein.

In der Weimarer Republik (die Arbeiterbewegung hatte den "humanen" Strafvollzug erkämpft) war das anders gewesen. Wer da in Gefängnishaft geriet oder gar "auf Festung" ging, bezog gleichsam eine marxistische Universität. Er konnte die Zeit nutzen, sich ein reiches fachlich-berufliches und politisches Wissen aneignen, in Diskussion und Arbeitsgemeinschaften mit seinen Mitgefangenen das Gelesene, Studierte vertiefen.

Es gab reichhaltige, modern eingerichtete Anstaltsbibliotheken und darüber hinaus die Möglichkeit, eigene Fach- und marxistische Literatur zu beziehen.

Ich hatte das selbst erfahren. Anfangs der dreißiger Jahre hatte ich eine Geldstrafe von 200 Reichsmark in Gefängnishaft "abgebüßt". Ich hatte als verantwortlicher Redakteur für Schulzeitungen des "Sozialistischen Schülerbundes" gezeichnet und mir eine Beleidigungsklage zugezogen. Wir sahen es damals als Ehrensache an, politische Geldstrafen "abzusitzen". Die Berliner Universität allerdings sah diese Verfahrensweise als "unhonorig" an und relegierte mich. Studenten durften zwar Geldstrafen zahlen, aber nicht im Gefängnis sitzen. Das ging gegen die "akademische Ehre".

Nun gut, ich machte mir wenig Sorgen darum, vertauschte ich doch die lederne Universität und ihre bürgerlich-sterile nationalökonomische Fakultät mit einer Fakultät ganz anderer, durchaus höherer Art.

Ich trat meine mehrwöchige Haft mit einem Koffer eigener Literatur an und genoß die schöne Ruhe meiner Studien. Ich muß zugeben, daß ich täglich stolz war, nun auch "gesessen" zu haben.

Immerhin sollte es sich für später gesehen als nicht unvorteilhaft erweisen, daß ich mich nun in Knastverhältnissen (wenn auch unter unverhältnismäßig günstigeren Umständen) bereits auskannte.

Das Grundproblem ist letztlich das gleiche: Wie wird der Mensch mit der Isolierung fertig, damit, daß er in eine schmale Zelle gesperrt ist, hinter Gittern sitzt?

Insofern gilt der alte Häftlingsspruch: "Der beste Knast taugt nichts."

Ich habe mich allerdings durch das sogenannte Ausgestoßensein aus der jeweiligen "Gesellschaft" niemals moralisch bedrückt gefühlt. Solcher Ritus wurde an mir völlig ergebnislos vollzogen. Der Häftlingskittel, ob nun Gefängnis-, Zuchthausstreifen, das Zebra der KZ-Uniform oder die abgelegten Vopo-Uniformen im DDR-Zuchthaus Bautzen, sie galten mir — und damals uns allen — als "Ehrenkleid". So hatte es stolz unser großes Vorbild Karl Liebknecht bezeichnet, als er ins wilhelminische Zuchthaus geworfen wurde, weil er sich gegen den Krieg gewandt, den Feind im eigenen Lande gesehen hatte.

Nein, jetzt sah das viel bitterer aus, und es war nicht abzusehen, wann — und ob überhaupt — ich hier herauskommen würde. Gewiß, das Hitlerregime war zum Untergang verurteilt; doch wann würde es so weit sein? Noch zeichnete sich keine ernsthafte Krise des Regimes ab. Die Nazis würden mich auch nach Ablauf der sechs Zuchthausjahre kaum heräuslassen, und es war noch sehr die Frage, ob sie uns wehrlose

politische Häftlinge nicht mit in den Strudel ihres Unterganges hineinreißen und vernichten würden.

Wie ist es zu erklären, daß ich dann doch die dunkle Zeit überstanden habe?

Die wichtigste Voraussetzung, um zu überleben, ist, sich nicht fallen zu lassen. Nie und unter keinen Umständen aufzugeben — dieses "allen Gewalten zum Trotz sich erhalten". Dazu gehört viel innere Überzeugung und das unbeirrbar Bewußtsein, daß der Widerstand gegen das terroristische System berechtigt, ja notwendig ist. Es gehört geistige Substanz dazu, die Fähigkeit, auch in grenzenloser Einsamkeit, in fast aussichtsloser Lage sich mit sich selbst beschäftigen zu können, seine Gedanken, seine Phantasie auf geistige "Spiele", Probleme, Stoffe zu richten. Sehr viel Selbstdisziplin und eine unbändige seelische Energie sind aufzubringen. Ungemein stärkend wirkt die solidarische Kommunikation mit Mitgefangenen, mit heimlichen politischen Freunden unter dem Aufsichtspersonal sowie der (legale oder illegale) Kontakt mit der Außenwelt.

Hinzu kam (in meinem Falle) eine äußerst zähe, gesunde Konstitution. Aber was hilft das alles, wenn nicht Glück im Spiel ist?

Wie viele meiner Leidensgenossen — nicht weniger überzeugt, nicht weniger gesund, nicht weniger geistig regsam als ich — sind im Zuchthaus und im KZ elend zugrunde gegangen. Ein einziges Mal "Pech" — zur falschen Zeit, an der falschen Stelle! Beim falschen Arbeitskommando dem falschen SS-Mann über den Weg zu laufen konnte das Ende bedeuten.

Mein Glück — das war vor allem das Pech, das mir nicht begegnete.

Und es gab eine Menge, eine astronomische Variationsbreite von Pechmöglichkeiten. Sie haben sich bei mir nicht realisiert — trotz ihres unwahrscheinlich hohen Wahrscheinlichkeitsgrades.

Überlebende sind das Produkt einer Serie von glücklichen Zufällen.

"Wir leben hier, alles Politische, in knorker Kameradschaft, wie eine große Familie", schreibe ich an meine Angehörigen aus dem Übergangsgefängnis in der Charlottenburger Kantstraße. Doch es trifft sich schlecht: Nicht der deutschnationale Direktor, der so etwas glatt durchgehen ließe, zensiert an diesem Tage die Post des kleinen Gefängnisses, sondern der neue, nazistische Polizeinspektor. Der Brief wird beschlagnahmt und wandert mit den Akten von Knast zu Knast. Ich komme sofort — bis zum beschleunigten Abtransport ins Zuchthaus Luckau — in "Absonderung". Um so besser für mich. Nun können mich die politischen Kalfaktoren ungestört mit Informationen, Zeitungen und Lebensmitteln versorgen. Die Nazis haben ihre Kerker noch nicht im Griff und werden es auch später

(soweit es die Strafanstalten betrifft, die der Justiz unterstehen) nie voll erreichen.

**Zuchthaus Luckau.** Man läßt uns Politische unbehelligt und ohne Arbeitszwang — legt uns auch nicht mit Kriminellen zusammen. Allerdings müssen wir — unter dem Kommando eines finsternen Raubmörders (er hat seinen Landstreicherkumpan um fünfzig Pfennig Beute ermordet) — auf dem Zuchthaushof kasernenmäßig mit Karabinerattrappen exerzieren.

Höhepunkt der Tragikomödie: wenn sich der poltrige Hauptwachtmeister Meyer (hingerissen von Barras-Erinnerungen) mit heroisch geschwungenem Säbel (er wird deshalb allgemein "Säbel-Meyer" genannt) an die Spitze des Zuges setzt und uns voranstürmt, um in fiktiver Attacke den Feind in die Flucht zu schlagen.

Wir lesen — die umfangreiche Bibliothek ist noch kaum gesiebt —, diskutieren sehr gründlich und damals noch verhältnismäßig kameradschaftlich das ewige Thema:

"Wie konnte es kommen, und was wird nun?" Wir verfertigen Kassiber und Traktätchen, die von Zelle zu Zelle wandern. Der schweizerische Genosse René Bertholet<sup>28</sup> verfaßt sogar eine handgeschriebene Broschüre über den Siegeslauf der chinesischen Revolution, der damals anhebt.

Der Magdeburger Hermann Danz, mit mir in einer Zelle, und Karl Olbrich, ehemaliger Agit-Prop-Sekretär des Zentralkomitees der KPD, legen schriftlich die Notwendigkeit eines Neubeginns der Arbeiterbewegung dar.

Hermann, ein vorbildlicher Kamerad, das Gegenteil eines stalinistischen Apparatschiks, kommt später frei, betätigt sich weiterhin illegal und wird während des Krieges ein zweites Mal verhaftet, zum Tod verurteilt und bald darauf hingerichtet.

### *Erwin Kerber — der Traven-Freund*

Erwin Kerber war ein echter Rabauke vom Wedding, gewitzt, lebenserfahren, tollkühn und idealistisch. Er, der immer Gruppenführer war, konnte sich nie in eine Gruppe fügen, blieb geistig und politisch

---

<sup>28</sup> René Bertholet (1907-1969) wuchs in einer sozialistischen Genfer Arbeiterfamilie auf. Eine dreijährige Ausbildung in der Walkemühle, einem sozialistischen Landerziehungsheim in Nordhessen, festigte sein Selbstvertrauen und die ethischen Grundsätze, denen er sein Leben lang treu blieb. Die Beteiligung am Widerstand gegen die Nazis brachte ihn zweieinhalb Jahre ins Zuchthaus. Während des Weltkrieges arbeitete er mit dem französischen Widerstand zusammen und rettete zahllose bedrohte Menschen, nach dem Krieg organisierte er auch in Deutschland Hilfe mit Lebensmittelpaketen. - Ein kühnes Vorhaben war die Errichtung einer Genossenschaft im Süden Brasiliens mit 500 Donauschwaben-Familien. Das gleiche unternahm B. später für verarmte Landarbeiter im Nordosten Brasiliens, in Pindorama.

Individualist, ja Anarchist. Er war im Hinterhaus, im vierten Stock zur Welt gekommen, in der berühmten Kösliner Straße, in welcher die radikalen Arbeiter am 1. Mai 1929 Barrikaden errichteten, um sich gegen den Schießbefehl Zörrgiebels, der die 1.-Mai-Demonstration verboten hatte und blutig zu unterdrücken suchte, zur Wehr zu setzen.

Erwin verschlang jedes Buch, das ihm in die Hände fiel. Sein Lieblingsautor war Traven. "Das Totenschiff" kannte er fast auswendig.

Er wurde ein erfinderischer Elektriker, aber lieber noch bastelte er an Waffen, spezialisierte sich auf militärische Geländeübungen, wurde der Anführer der illegalen Weddinger "Roten Jungfront" (der Jugendorganisation des ab 1929 verbotenen "Roten Frontkämpferbundes", RFB). Wo Erwins Gruppe den Rednerschutz übernahm, konnten die KPD-Führer auch in der wildesten Nazi-Versammlung unbehelligt zur Diskussion sprechen. Erwin war der geborene Saalschlacht- und Lokalkampfstrategie und hielt den Weddinger SA-Sturm eisern im Griff. Er war so gefürchtet, hatte solch einen legendären Ruf, daß er einmal (wie er immer noch mit großem Stolz erzählte) mit nur drei Begleitern als "Vergeltungsschlag" das SA-Lokal stürmte und als Feldherr, hinter der Theke stehend, die SA-Flucht — durch das Fenster hinaus — dirigierte. Im übrigen sah er genauso aus, wie sich die Nazis einen nordischen Helden vorstellen mochten.

Im November 1932 wurde seine Jungfront-Gruppe in eine schwere nächtliche Schießerei mit dem verstärkten SA-Sturm verwickelt. Es gab auf beiden Seiten Verletzte, er als einziger (diesmal wurde ihm seine Popularität zum Verhängnis) wurde erkannt. Wer kannte ihn auch nicht und seine dröhnende Kommandostimme!

Am nächsten Morgen schon wurde er verhaftet. Als der Prozeß stattfand, waren die Nazis bereits an der Macht. Nicht er hatte geschossen, doch er nahm die Schuld auf sich, um niemanden hineinzuziehen (die SA-Leute hatten das Blaue vom Himmel heruntergeschworen). So erhielt er zwölf Jahre Zuchthaus.

Als Erwin Kerber im Frühjahr 1935 in meiner Zuchthauszelle in Luckau landete, hatte er schon die Berliner Gefängnisse Moabit, Lehrter Straße und Tegel hinter sich und war ganz erfüllt von einer großartigen Begegnung, die ihm (ich weiß nicht mehr, ob in Tegel oder Lehrter Straße) widerfahren war.

Sein Zellenkumpel, ein Ausländer mit holländischem oder dänischem Paß, der aber Deutsch wie seine Muttersprache beherrschte, hatte ihm viel von der Seefahrt, fernen Ländern, besonders Mexiko, erzählt. Er interessierte sich lebhaft für den tumultuarischen Lebensgang Erwins, der so früh an einer Welt gescheitert war, deren Chaos ihn chaotisch handeln ließ.



Erwin schwärmte seinem Kumpel von seinem Lieblingsautor Traven vor und war ebenso erstaunt wie begeistert, als ihm sein weitgereister Mithäftling "Das Totenschiff" und andere Traven-Romane in allerlei neuartigen Varianten als Phantasiespiel vortrug. Nie sei ihm die Zeit im Knast so schnell vergangen wie in jenen Wochen, da der merkwürdige Fremde mit ihm durchspielte, wie die Fabel des jeweiligen Romans wohl am eigenartigsten abzuwandeln sei.

Nach Wochen vielseitiger, unablässiger "Prüfung" offenbarte ihm der große Erzähler endlich, daß er niemand anders sei als Traven selbst, die Nazis aber keine Ahnung hätten, wer da bei ihnen "einsitze". Sie würden ihn also nach seiner nicht allzu langen Gefängnishaft als "lästigen Ausländer" ausweisen.<sup>29</sup>

Erwin war fest überzeugt davon, daß dieser Mann kein Hochstapler war, und ist immer bei dieser Meinung geblieben. Es sprach manches dafür, daß es auch wirklich Traven war, dem Erwin begegnet ist. Wenn es einen Menschen gab, dem sich zu eröffnen ein Traven bewegt werden konnte — Traven, der wie kein anderer seine Identität mit beinahe krankhafter Sorge verbarg —, so war es Erwin Kerber, seiner Herkunft, seinen Überzeugungen, seinem Lebensweg nach.

Übrigens hat Erwin Kerber die Nazizeit überlebt. Er soll heute Kneipenwirt in Ostberlin sein, unweit des ehemaligen Bülowplatzes. Wieder steht Erwin hinter der Theke, aber nun nicht mehr mit der Pistole.

Der kleine, immer fröhliche **Hermann Danz** lispelte durch die Zahnlücken (die Gestapo hatte ihm die Vorderzähne eingeschlagen) :

"Wir sind drin, die anderen sollen sehen, wie sie 'reinkommen.'" Allerdings, gegen das, was wir hinter uns hatten — die Zeit der Gestapo-Vernehmungen —, war das Zuchthaus Luckau ein Idyll.

Wir Politischen mit den hohen Zuchthausstrafen waren zwar im "Flügel" isoliert, dem "schweren Bau", in verwanzten Käfigen, die als Einzelzellen eingerichtet, nun der Überfüllung wegen mit je drei Häftlingen belegt waren, aber wir waren hier unter uns, und man ließ uns in Ruhe.

Hermann war ständig in hitzige Diskussionen mit Erwin Kerber verwickelt. Welch unterschiedliches Paar. Der cholerische, athletische Erwin (wir hatten ihn den "Germanen" getauft), der alles in Zweifel stellte, stets in aphoristischen Geistesblitzen opponierte, und der bedächtige, geduldige, zielsichere und unverwüstliche Hermann.

---

<sup>29</sup> Aif Wikipedia (Abruf 22.8.2022, 14:47) steht: "1933 schickte der Schriftsteller dem New Yorker Verlag Alfred A. Knopf englische Manuskripte seiner Romane (...)".

Erwin kippte schnell von einer Stimmung in die andere; Hermann blieb ausgeglichen, tolerant. Er dachte sehr kritisch über die KPD, konnte sich aber für Erwins anarchistische Ideen nicht begeistern:

"Ich bin Revolutionär, du bist Rebell", pflegte er solchen Streit zu beenden.

Erwin verachtete die KPD-Führer ("ich habe sie aus nächster Nähe kennengelernt"). Abgesehen von seinem Privatgott Traven ließ Erwin nur Max Hölz, Landauer, Eisner und die amerikanischen Anarchisten Sacco und Vanzetti gelten, deren tragisches Schicksal ihm aus Upton Sinclairs packendem Roman "Boston" bekannt war.

In der Freistunde diskutierte ich viel mit Heinrich Jakobi und Dr. Gottschalk, zwei äußerst eifrigen KPÖ-Anhängern, asthenischen Typen mit schmalen, asketischen Gesichtern und flammend-empörten Augen, wenn sie auf die KPD-Politik zu sprechen kamen.

Im Herbst 1935 gingen wir Häftlinge mit den hohen Strafen auf Transport ins "feste" Zuchthaus Brandenburg-Görden. Zu zweit an-einandergekettet marschierten wir unter Polizeibewachung in langer Kolonne durch das reizvolle Städtchen Luckau.

Wir kamen auf den Bahnsteig und wurden neugierig von hübschen Schülerinnen gemustert, als wir zu den — an den Zug angekoppelten — Gefängniswagen mit den winzigen Luftklappen geführt wurden. Ich hörte im Vorbeigehen, wie ein Mädchen zu ihrer Gefährtin, die dem blonden Erwin teilnehmend und sogar ein wenig flirtend zulächelte, mit mädchenhaftem Abscheu sagte:

"Das sind doch Zuchthäusler, Abschaum der Nation."

In **Brandenburg-Görden** herrschten durchaus Zuchthausverhältnisse. Hier erst begannen die wirklich verbissenen, erbitterten Auseinandersetzungen unter uns. Die hämmernden Ereignisse stellten uns vor die Frage, ob nicht die Grundlagen unseres Denkens unzureichend, ja weitgehend falsch gewesen waren. Jetzt ging es nicht mehr nur um "Fehler" Stalins oder Ulbrichts, es ging auch um unser mystisches Bild von Lenin und der Oktoberrevolution. Selbst bei Trotzki war ja der "Marxismus-Leninismus" nicht in Zweifel gezogene Grundlage des Denkens. Seine Kritik richtete sich im wesentlichen gegen Stalin und die entartete stalinistische Bürokratie. Stalin habe den Leninismus verraten.

In der Zeit der Brandenburger Haft aber fallen auf uns Hammerschläge, die unser bisheriges "geschlossenes" Weltbild weithin in Frage stellen, überfluten uns Ereignisse, von denen eines in immer schreienderem Widerspruch zu unserer "Theorie" steht als das andere.

Empfang im Zuchthaus Brandenburg:

Dr. Müller, der Strafanstaltsarzt, liest meine Zugangskarte: "Heinz Brandt ...? Aha! Heinz Brandt, der Fremdenlegionär."

"Ja", sage ich, "das Heft für einen Groschen."

"Werkstudent? Was haben Sie studiert?"

"Volkswirtschaft — wie Weltkrisen entstehen."

"Wieviel haben Sie mitgebracht?"

"Sechs Jahre."

"Vorbereitung zum Hochverrat?"

"Ja."

"Kommunist?"

"Ja."

"Idiot."

Immerhin, das war kein schlechter Anfang, und als ich, "der Zugang", in meine Zelle eingewiesen wurde, Haus I, Station 3, da hing dort schon das Schild: "Kostverstärkung."

Dr. Müller hat sich mir und auch den anderen Politischen gegenüber immer anständig, zumindest korrekt verhalten. Doch wurde er 1943 von den Russen erschossen, weil er als Häftlingsarzt an Exekutionen teilgenommen hat.

Kaum sind wir zu dritt in der Zelle, da wird aufgeschlossen, der Anstaltslehrer tritt ein, will mit uns drei Luckauer Zugängen diskutieren. Mein Zellengenosse Skorczynski verweist auf den gerade stattfindenden Bergarbeiterstreik in England. Die Arbeiterbewegung sei nicht tot.

"Unsere Volksgemeinschaft hat den Klassenkampf überwunden", antwortet der Lehrer. Er redet sehr "menschlich", behauptet, daß auch er in der "Jugendbewegung gewesen sei", und meint dann nachsichtig zu mir gewandt: "So geht's im Leben. Beide kommen wir von daher, der eine wird Nationalsozialist und Zuchthauslehrer und der andere Kommunist und Zuchthaushäftling. Schicksal ..."

Seine Mitleidstour mißfällt mir: "Sie haben eben Pech gehabt", sage ich.

Er bekommt einen roten Kopf, verläßt wortlos die Zelle, erstattet aber keine Anzeige.

Draußen auf dem Korridor hat der Kalfaktor, der Genosse Gerhard Jurr, das Gespräch in der offenstehenden Tür mitangehört und verbreitet bei den Politischen begeistert meine Antwort. Mein Start im Zuchthaus ist gut.

Aber hat wirklich nur der Lehrer Pech gehabt ...?

Im Zuchthaus Brandenburg weht unter uns Politischen eine andere Luft als in Luckau. Ständig kommen Zugänge aus dem "Apparat"

(hauptamtliche Funktionäre der KPD). Immer schärfer schälen sich zwei Gruppen heraus.

Die unbedingt Linientreuen, die nichts vergessen und nichts hinzugelernt haben, durch die Haft noch verhärtet werden und der Politik Stalins und der Komintern blindlings vertrauen. Sie diffamieren den geringsten Zweifel bereits als beginnende "Zersetzung". Diese Linientreuen erhalten laufend Verstärkung durch Kettenverhaftungen im oberen illegalen Funktionärsapparat.

Aber auch die andere Gruppe, die der nachdenklich gewordenen Kommunisten, wächst an. Sie verbindet sich mit all jenen Genossen, die schon lange zuvor nicht-stalinistisch waren (Genossen aus der SPD, SAP, KPO, Trotzkisten, Gruppe "Neubeginn"). Wir versuchen, unsere Gedanken untereinander auszutauschen und sie auch den Unentwegten verständlich zu machen. Deren Diskussionsformen aber werden um so feindseliger, je problematischer die Kominternpolitik im Lichte der Ereignisse erscheint.

Hauptdiskussionpunkte: die Moskauer Schauprozesse, die Entwicklung des Spanischen Bürgerkrieges, später die Ermordung Troztkis und — und nun beginnt die Diskussion lebensgefährlich zu werden — der Hitler-Stalin-Pakt und der anschließende Finnlandfeldzug.

Zu den allzeit Eisernen gehören in meinem Umkreis: **Fritz Grosse, Bruno Baum, Martin und Waldemar Schmidt, Hans Milkert**. Zu den Nachdenklichen, Diskutierenden, mehr oder weniger Kritischen: **Albert Kaiser, Karl Olbrich, Bergmann, Lederer, Alfred Lowack, Karl Oltersdorf**, die Brüder **Gerhard und Werner Jurr, Karl Zinn** und ein Genosse, dem ich mich immer näher anschließe, der mir am meisten gibt: **Rudi Küstermeier**.

Dazwischen stehen einige, die lieber zuhören als mit ihrer Meinung herausrücken. Sie wollen sich nicht festlegen, denn dauernd drohen die Stalinisten: "Später einmal wird euch die Partei wegen eurer Abweichungen, eurer parteifeindlichen Kritik zur Rechenschaft ziehen."

Zu diesen Übervorsichtigen gehören **Willi Rumpf, Oskar Hoffmann, Herbert Sandberg, Otto Trillitsch** und merkwürdigerweise (obwohl sie früher radikale Versöhnler vom Bobby-Flügel waren) auch **Max Frenzel und Georg Krausz**.

Kurz nach mir trifft Karl Olbrich aus Luckau ein.

"Was sagst du zu den Prozessen in Moskau?" ist meine erste Frage. "Stalin räumt mit der Opposition auf. Sie ist gescheitert. Von Moskau ist nichts mehr zu erwarten."

Eine gefährliche Zuspitzung tritt mit dem "Nichtangriffspakt" zwischen Hitler und Stalin ein. Bis dahin war das Band der Solidarität unter uns Politischen unerschütterlich, die Gemeinsamkeit selbstverständlich.

Trotz aller internen Differenzen hielten wir gegenüber dem Zuchthausapparat fest zusammen — das war stillschweigende Voraussetzung auch bei der erbittertsten Diskussion. Das System der gegenseitigen moralischen, ideellen und materiellen Hilfe (Austausch von Gedanken, Informationen, Kassibern, Zeitungen, Lebensmitteln, Tabak) war fabelhaft ausgebaut, klappte technisch hervorragend. Wir waren die große Familie, wenn auch mit internem Familienkrach, geblieben. Erhielten wir politischen Besuch, dann erfuhren unsere Angehörigen oft mehr von uns (über die Situation draußen) als wir von ihnen. Unsere Verbindungen reichten ebenso nach Godesberg (Sitz des Generalstabes während des Frankreichfeldzuges) wie in die Spitzen der katholischen Kirche, war doch die Elite des Widerstandes aus allen politischen Lagern im Zuchthaus Brandenburg-Görden konzentriert.

Unmittelbar zu Beginn der Frankreich-Offensive skizzierte ein Besucher — er kam aus Godesberg zu einem hohen, inhaftierten Offizier — die Stimmung im Generalstab folgendermaßen:

"Wenn es gelingt, sind wir es, die groß dastehen, nicht Hitler. Und wenn es schieft, ist Hitler der Schuldige. Dann schaffen wir ihn uns vom Halse." Der Offizier — ich glaube, er hieß **von Böhn** — berichtete uns brühwarm und war wie wir empört über diese zynische Einstellung hoher "oppositioneller" Generale, auf deren Widerstand damals so viele ihre Luftschlösser bauten.

Verbindungen zu Wachtmeistern und Gefangenen, die in Elektrowerkstätten arbeiteten, wurden ausgenutzt, um die neuesten Radionachrichten aus aller Welt zu erfahren. Ausländische Sender wurden abgehört, und wir wurden Meister in der Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Wir kämpften — Welch paradoxe Vorstellung — um die illegale Lektüre des "Völkischen Beobachters". Den Höhepunkt aber unserer illegalen Information bildeten einige Nummern der "Times" mit den erbitterten Reden Churchills, Edens und Duff Coopers gegen Chamberlains verhängnisvolle Politik des Münchener Abkommens. Rudi Küstermeier hatte uns die kostbaren Exemplare beschafft — weiß der Teufel, wie sie zu ihm in die Bibliothek des Zuchthauses gelangt waren.

Rudi Küstermeier und Karl Zinn (der Bruder des hessischen Ministerpräsidenten Georg August Zinn) versorgten uns mit den schönsten Werken der Weltliteratur (die z. T. schon als "artfremd" aussortiert worden waren).

Welch bemerkenswerte Entwicklung, daß manch ein Häftling, der sich damals um jede erreichbare Lektüre bemühte, der alles tat, um die Nachrichtensperre der Kerkerwände zu durchbrechen, sich allseitig zu

informieren, heute daran mitwirkt, die stalinistische Isolierungsmauer gegen jegliche nicht genehme Information aufzurichten.

Eine Mauer, die gegenüber der gesamten Bevölkerung errichtet wurde, und nicht nur für die zahllosen Eingekerkerten. Sie wachen ängstlich und despotisch darüber, daß ja keine unerwünschte Zeitung oder Sendung, kein "revisionistisches" Buch die Menschen erreicht. Sie haben in Hitlers Kerker nur gelernt, wie es gemacht wird, um es selbst auszuüben.

Auf so manchem Gebiet erweist sich das DDR-System als letzter Ableger, als Spätling des Stalin-Staates, somit als mechanisches Negativ, nicht aber als Überwindung des Faschismus.

Das Zuchthaus Brandenburg-Görden war einer der wenigen Nazikerker, dessen Häftlinge vom Pakt zwischen Hitler und Stalin nicht wie von einem unerwarteten Verhängnis, einer plötzlichen Naturkatastrophe überrascht wurden.

Sein mögliches Kommen wurde schon monatelang vorher diskutiert und je nach der unterschiedlichen Auffassung befürchtet oder herbeigesehnt. Das Verdienst für diese frühzeitige Information kann **Bruno Baum** für sich buchen, der unmittelbar nach der sensationellen März-Rede Stalins (XVIII. Parteitag der KPdSU, 1939) deren Text übermittelt bekam.

Doch er war nicht nur über den Inhalt im Bilde, er verstand seinen Stalin auch richtig. Deshalb lehnte er auch die Version der Illusionisten, der Entschuldiger Stalins brüsk ab, jener, die da meinten, Stalin habe nur geblufft mit seiner Drohung, daß die Panzer Hitlers auch gen Westen gedreht werden könnten; in Wirklichkeit wolle Stalin damit nur günstigere Bedingungen für einen Pakt mit den Westmächten herauschinden.

Wir warnten vor solchen Illusionen, weil wir bei Stalin auf das Schlimmste gefaßt waren.

Bruno Baum trat ebenfalls gegen diese Ansichten auf, allerdings mit ganz anderen Argumenten:

"Was kann uns Besseres passieren", so meinte er, "als daß die imperialistischen Räuber sich gegenseitig in die Haare geraten, die Sowjetunion so aus dem Kriege herausbleibt, um erst im Endstadium einzugreifen?!"

Schon Lenin habe gelehrt, daß Kommunisten die imperialistischen Gegensätze ausnutzen müßten. Mit welchem Räuber man sich dann vorübergehend verbände, sei eine rein taktische, aber keine prinzipielle Frage.

Warum nicht mit Hitler, wenn das für das "sozialistische Vaterland" das Vorteilhafteste sei?

Das Verhängnisvolle an dieser Betrachtung (sie beruhte auf einer mechanischen Auslegung Leninscher Schablonen über das Wesen des

Imperialismus) war die Gleichsetzung der westlichen Demokratien mit dem faschistischen Blutregiment, ganz zu schweigen von der Einschätzung der stalinistischen Despotie als "sozialistisches Vaterland aller Werktätigen".

Konnte eine internationale Bewegung, die für sich in Anspruch nahm, ein humanes Zeitalter heraufzuführen und die Vorgeschichte der Menschheit zu überwinden, sich schlimmer kompromittieren?

War es wirklich so schwer, das Verlogene, Fadenscheinige, Irrsinnige dieser "Logik", dieses Zerrbild-Marxismus zu durchschauen?

Man sollte meinen — nein.

Aber es ist eine Tatsache, daß die Stalin-Brille, richtiger gesagt der Mythos, mit dem man die Sowjetunion umgab, den Unentwegten die Sicht so trübte, daß sie alles hinnahm, wenn es nur aus Moskau kam, wenn es nur der "weise Lehrer aller Völker" deklariert hatte.

Nur so ist es zu verstehen, daß selbst heute nach den entsetzlichen, weil offiziellen Enthüllungen des XX. Parteitages (auf ihm hielt Chruschtschow 1956 seine weltberühmt gewordene Geheimrede über den "Personenkult Stalins") der Mythos vom "Wunderland, wo selbst das Böse noch gut ist", selbst bei sonst einsichtigen Menschen noch weiterwirkt. Mystischer Glaube ("ich glaube es, weil es paradox ist"), der zum Religionsersatz geworden ist, trotz ebenso wie ein (von der Wissenschaft längst widerlegtes) Kirchendogma logischen Argumenten. Der Stalinismus hat von jeher, wenn Tatsachen seinen Behauptungen offensichtlich entgegenstanden, diese Tatsachen geleugnet, gefälscht und umgeschrieben.

Es ist also kein Wunder, daß Bruno Baum<sup>30</sup> und seine Anhänger das Zustandekommen des sogenannten Nichtangriffspaktes im August 1939 begrüßten, gerade weil damit der Krieg ausgelöst, herbeigeführt wurde — der erwünschte Krieg der "Imperialisten untereinander".

Wir ändern aber standen aufs tiefste betroffen über diesen schlimmen Verrat an der internationalen Arbeiterbewegung, der vor aller Welt offenbar machte, daß auch Stalins Staat — nur mit einem anderen Vorzeichen als derjenige Hitlers — eine inhumane Despotie darstellte.

"Gleiche Brüder, gleiche Kappen", "Pack schlägt sich, Pack verträgt sich", schrieben wir an unsere Angehörigen in harmlosem, privatem Zusammenhang, so daß unsere Briefe die Zuchthauszensur passierten.

Erst München — das Abkommen Hitler-Chamberlain — als Beschwichtigungspakt, dann die hinhaltenden, schwerlich ernstgemeinten

---

<sup>30</sup> Bruno Baum (der ab 1943 in Auschwitz war) hat nach 1945 eine einseitige und offenbar falsche Darstellung des Widerstands in Auschwitz veröffentlicht, der von anderen Überlebenden deutlich widersprochen wurde. [https://de.wikipedia.org/wiki/Bruno\\_Baum](https://de.wikipedia.org/wiki/Bruno_Baum)

englischen Verhandlungen mit der Sowjetunion, und nun der Hitler-Stalin-Pakt, der Kriegspakt: Ein Knäuel von Verstrickungen.

Rudi Küstermeier meinte: "Nach allem, was vorausgegangen ist, und nach dem Tiefstand, den die Sowjetunion erreicht hat, ist ihr nur noch diese Politik übriggeblieben."

Wir sahen uns gezwungen, unsere grundsätzliche Gegnerschaft zu dieser Pakt-Politik zu formulieren. Unsere Thesen lauteten inhaltlich:

- Der Faschismus ist eine tödliche Gefahr für die menschliche Gesellschaft, insbesondere in seiner nazistischen Erscheinungsform; der Pakt mit dem Faschismus, von wem auch geschlossen, ist ein Verbrechen.
- Der Abschluß dieses Paktes im Namen angeblicher Interessen einer angeblichen Arbeiterbewegung bedeutet keinen Fehler, sondern Verrat — so wie auch der 4. August 1914 (die Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion) keinen Fehler, sondern Verrat am Sozialismus, an der großen Idee der Völkerfreundschaft, der internationalen Verbrüderung bedeutete.
- Der Nichtangriffspakt ist ein markanter historischer Beweis dafür, daß der Stalinismus keine Diktatur des Proletariats darstellt, sondern im Gegenteil eine Diktatur über das Proletariat.
- Die III. Internationale (Komintern) erweist sich deutlich als reines Anhängsel der stalinistischen Außenpolitik, als Instrument des Stalinschen Terrorsystems. Die Komintern erweist sich im Zweiten Weltkrieg genauso als "verwesender Leichnam" wie seinerzeit — im Ersten Weltkrieg — die II. Internationale.
- Die internationale Arbeiterbewegung kann — wie die jetzige Katastrophe beweist — nur auf völlig neuer Grundlage, nur durch prinzipiellen Bruch mit der terroristischen Despotie, nur auf demokratischer Grundlage also, neu erstehen. Nur eine solche humanistisch-sozialistische demokratische Plattform legitimiert — politisch und moralisch — unseren Kampf gegen den Faschismus. Nur von einer solchen Grundkonzeption aus kann der Faschismus nicht nur gestürzt, sondern auch überwunden werden.

Der Hitler-Stalin-Pakt war nicht nur der Ausdruck einer vorübergehenden und begrenzten Interessengemeinschaft, sondern auch einer partiellen Übereinstimmung von Faschismus und Stalinismus — trotz ihrer unterschiedlichen sozialen, historischen und ideellen Wurzeln und ihrer Gesellschaftsstruktur.

Wo war noch zu spüren, daß dem Stalinismus im Unterschied zum — auch der Idee nach menschenfeindlichen — Faschismus als humaner Kern



auch jetzt noch die großartige Menschheitsvision des Karl Marx zugrunde lag?

Wer wie wir im Faschismus den Todfeind sah, konnte an seinem jetzigen Helfershelfer, dem Stalinismus, nicht vorbeigehen, mußte auch ihn bekämpfen.

Solchen erbitterten Argumenten gegenübergestellt, zerrissen die Stalinisten die bisherigen Bande der Solidarität. Es trat eine sehr komplizierte Lage ein. Die Mehrzahl der Parteikommunisten — sie hatte zu den Illusionisten, Unentschiedenen gehört — war niedergeschlagen, verzweifelt und schwankte zwischen uns und den Unentwegten hin und her.

Manche sagten auch, sie verstünden zwar ganz und gar nicht, warum das alles geschehe, billigten auch die von unseren Linientreuen vorgebrachten Argumente nicht, aber man müßte doch Stalin, müßte doch der Sowjetunion vertrauen. Es würde sicherlich irgendwelche stichhaltigen, wenn auch für uns noch unersichtlichen, rätselhaften Gründe für diesen Pakt geben. Einige versuchten auch, der Taktik Stalins ganz unsinnige Deutungen zu geben. So erklärte z. B. Fritz Grosse entwaffnend treuherzig, daß es genau umgekehrt sei, wie die Nazis jetzt raunten. (Die Braunen verbreiteten damals die Flüsterparole, daß Stalin die Juden in der Sowjetunion systematisch "abmurkse", weil er zum völkisch-nationalen Denken bekehrt sei und ganz Rußland in seinem Sinne umwandeln wolle.) Nein, meinte Fritz Grosse, das Gegenteil sei richtig. Hitler sei durch Stalin in den Kampf gegen England, das Bollwerk der Weltreaktion, die kapitalistische Hauptmacht, gedrängt worden. Die Nazis — vollgesogen mit wirren, noch unklaren sozialistischen Vorstellungen — hätten die reaktionärsten Imperialisten angegriffen. Unter dem Druck der befreundeten Sowjetmacht würde diese Auseinandersetzung die ideologisch unklare NSDAP zersetzen, kanalisieren, bolschewisieren und über diese "Umwandlung" der NSDAP den Weg für eine sozialistische deutsche Entwicklung ebnen . . .

Hier hatte es wenig Zweck zu diskutieren.

Eine ganze Reihe von politischen Häftlingen begann dem Pakt gute Seiten abzugewinnen in der illusionären Hoffnung, er werde zu einer Massenamnestie für die Antifaschisten, zu unser aller und auch zu Ernst Thälmanns Befreiung führen: Vielleicht sei auch an einen Austausch von uns in die Sowjetunion gedacht, das sei doch das Mindeste, was Stalin jetzt von Hitler verlangen würde.

Ausnahmsweise waren wir uns mit den Linientreuen einig, als wir diese "Strohhalmdtheorie" — wie wir sie geringschätzig nannten — für völlig unrealistisch erklärten.

Wir wußten: Nicht die Amnestie — der Krieg steht vor der Tür.

Mit den Schüssen gegen Polen erloschen die Amnestieträume. Selbst linientreue Häftlinge waren erschüttert, als sie im "Völkischen Beobachter" Molotows obskures Telegramm an Hitler lasen, jenes Telegramm, in dem Hitler der "ewigen Freundschaft" zwischen beiden Ländern versichert wurde, die durch das "gemeinsam geopfert Blut besiegelt" worden sei. Gemeint war das Blut der — bei dem gemeinsamen Feldzug zur Aufteilung Polens — gefallenen deutschen und russischen Landser.

Vom Blut der hingeschlachteten Polen und Juden sprach Molotow diskreterweise nicht.

In unserer anfänglichen Erbitterung diskutierten wir noch offen und ungeschminkt mit den linientreuen Genossen. Wir waren uns also über die Konsequenzen unserer Auffassung noch gar nicht klar geworden.

Die Stalinisten deklarierten uns als "trozkistische" und "bürgerliche" Agenten des Faschismus, mit denen die Diskussion abubrechen sei. Sie versuchten, uns moralisch und politisch zu isolieren ("wer Stalin kritisiert, hilft Hitler") — uns gegenüber höre die Zuchthausolidarität auf.

Gleichzeitig waren sie bestrebt, "schwankende" Genossen unserem "zersetzenden" Einfluß zu entziehen, sie zu "festigen".

Ich war sehr bestürzt, als mein Nachbar in der "Soldatenmalerei", der sozialdemokratische Genosse Karl Oltersdorf, mir beim Anpinseln der Linol-Spielsoldaten anklagend zuraunte — er sagte es zitternd und mit Tränen in den Augen —, er könne unsere "herabreißenden, negierenden" Diskussionen nicht mehr ertragen. Wir trieben ihn zur Verzweiflung, er habe sich von den "Aufrechten", "Unerschütterlichen" überzeugen lassen: "Für mich gilt jetzt nur noch die Linie, nichts als die Linie", sonst müsse er den Glauben an alles verlieren. Deshalb breche er auch die Beziehungen zu uns ab, er wolle politisch nicht als "Allesverneiner" und physisch nicht durch Selbstmord enden ...

Das war ein ernstes Signal.

Unser Dilemma bestand darin, daß wir klar zu erkennen meinten, was falsch war, daß wir uns keiner Illusion über die Sowjetunion und die (nicht zufällige, sondern notwendige) Entartung der Oktoberrevolution hingaben, andererseits aber kaum wußten, was denn nun an "Positivem" an die Stelle der verlorenen Illusionen, an die Stelle jenes "blinden Glaubens" gesetzt werden könne.

Wir spotteten zwar, wir seien die "Wissenden", die anderen die "Gläubigen", aber wir empfanden zusehends, wie wenig wir letztlich

wußten, wie nebelhaft unsere Begriffe vom "Neubeginn" waren, daß dieses schöne Wort noch kaum einen Inhalt besaß.

Kann man einem Menschen mehr Wahrheit zumuten, als er gerade noch verträgt, ohne zu zerbrechen? Das fragte ich mich selbst. Welchen Sinn hätte solch ein Wahrheitsfanatismus, da wir doch gemeinsam in den Krallen des Teufels stecken: Die wissend Unwissenden und die unwissend Gläubigen...

Wir müssen in den *doppelten* Untergrund gehen. Wir wollen weder Verzweiflungsstimmung heraufbeschwören noch Fememethoden der Verdunkelten provozieren.

So stellten wir uns auf die *sokratische* Methode um: Fragen stellen ... Fragen, die zum Nachdenken zwingen, zu fruchtbarem Zweifel führen, ohne zur Verzweiflung zu treiben. Immer wieder auf den Widerspruch zwischen Realität und Doktrin durch Fragen hinzielen. Die Antwort den Befragten aufgeben, sie nicht selbst übernehmen. Die Sucht nach "maximaler Aufklärung" überwinden. Wir wurden zu "Homöopathen der Wahrheit", wie wir bissig über uns selbst spotteten.

Meinen Freunden in Stockholm schrieb ich aus dem Zuchthaus, wie sehr es mich freue, daß sie nun ihre Dreizimmerwohnung verlassen und eine geräumigere gefunden hätten.

Sollten sie wenigstens wissen, falls ich hier im Knast draufginge, daß ich die Tür hinter dem Stalin-Kommunismus zugeworfen hatte und auch keine Regeneration der Komintern mehr erwartete. Da meine Freunde ihre Wohnung gar nicht gewechselt hatten, war für sie klar, daß es sich hier um die III. Internationale und nicht um drei Zimmer handelte.

Die langen, harten und so ereignisreichen Jahre im Zuchthaus Brandenburg waren mit quälenden Selbstauseinandersetzungen verbunden. Nicht nur die historischen Ereignisse zwangen dazu, sondern auch persönliches Erleben.

Schon vor Kriegsausbruch hatte ich im Zuchthaus erfahren, daß Kurt von der GPU abgeholt worden war. Auch mein Bruder Richard, der vor dem Faschismus in die Sowjetunion emigrierte, war der "Säuberung" Stalins zum Opfer gefallen. Meine Freunde berichteten mir, als sie mich im Zuchthaus besuchten, daß Richard 1938 in Moskau verhaftet worden und von einem Militärtribunal zu zehn Jahren Zwangsarbeit "ohne Schreiberlaubnis" verurteilt worden war.

Nach allem, was ich im Zuchthaus schon über die Moskauer Terrorwelle erfahren hatte, konnte ich mir über Kurts und Richards Ergehen keine Illusionen mehr machen. Für die Außenwelt hatten sie aufgehört zu existieren, waren im Dunkeln verschwunden ... Sicher stand es um sie schlimmer als um mich. Selbst im Nazi-Zuchthaus hatte ich Schreib- und

Posterlaubnis. Meine Angehörigen wußten, wo ich mich befand, und konnten mich regelmäßig besuchen.

Eines Tages besuchte mich sogar unerwartet eine Freundin von mir und Karl Olbrich. Karl war schon frei, hatte mir eine Michelangelo-Postkarte geschickt: "Die Erschaffung des Adam", bevor er mit Hilfe unserer Freunde kurz vor Kriegsausbruch über die grüne Grenze in die Tschechoslowakei emigrierte. Vor dem Einmarsch der Nazis in Prag gelang es ihm, sich nach England zu retten. Dort aber wurde er von den Stalinisten der englischen Regierung als "unzuverlässig" denunziert. Daraufhin wird er interniert und auf Kanada-Transport abgeschoben. Der Transporter wird von einem Nazi-U-Boot torpediert. Niemand kommt mit dem Leben davon. So ist auch Karls Tod eine Folge des Zusammenwirkens beider totalitärer Mächte.

An jeder neuen Station der Ereignisse im Dritten Reich habe ich mich in Gedanken mit Richard und Kurt unterhalten: Was mochten jetzt — und in ihrer Lage — ihre Ansichten sein? Was dachten sie über das neueste Geschehnis? Ich stellte mir vor Augen, daß — falls sie überhaupt noch lebten — für sie die Haft ungleich fürchterlicher sein mußte als für mich. Viel mehr noch als die unmenschliche Behandlung mußte sie die Erkenntnis bedrücken, daß die Partei, deren Idee ihnen das Leben bedeutet hatte, Instrument eines Despoten geworden war, dem solche Macht aber nur in einem schlimmen System zufallen konnte — einem System, das seine eigene humane Vergangenheit verfemte, auslöschte, und mit dieser Vergangenheit alle Idealisten, die noch an sie glaubten.

Wir hatten es nicht anders erwartet, als im Faschismus eine Bestie zu finden. Seine blutigen, beispiellosen Untaten bestätigten uns nur, wie richtig, wie notwendig es gewesen war, gegen ihn anzukämpfen. Aber es war nun, wie die Geschichte bewies, unmöglich geworden, für Stalin zu votieren, weil man gegen Hitler kämpfte.

Hitlers Gestapo folterte Kommunisten, um echte Geständnisse zu erpressen. Stalins GPU folterte Kommunisten, um falsche Geständnisse zu fabrizieren. So hat Stalin mehr Kommunisten ermordet als Hitler. Und Stalin gelang das, worin Hitler versagte: Er mordete die kommunistische Idee, unseren großen Traum. Stalin, nicht Hitler, hat den "Kommunismus", die "Diktatur des Proletariats" ad absurdum geführt.

Ich habe erst sehr viele Jahre später — nach dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) — erfahren, daß mein Bruder Richard und mein Freund Kurt schon kurz nach ihrer Verhaftung umgebracht worden sind. Das "Taufwetter" in der Sowjetunion reichte nur so weit, die beiden — wie auch die anderen Opfer des Stalinismus — posthum zu "rehabilitieren". Der Boden wurde

ein wenig gelockert, aber nicht umgepflügt. Immerhin, der alte Stalinismus ist tot. Doch aus seinen Wurzeln wächst der Neo-Stalinismus. Ich habe die Menschen, die mir am nächsten standen, gleichzeitig und auf die gleiche Weise durch die Nazis und Stalinisten verloren. Noch in Brandenburg erfuhr ich, daß meine Eltern und mein jüngster Bruder Wolfgang als "Nichtarier" aus Posen in die Lubliner Gegend deportiert wurden (Ostrov Lubielski). Dort sind sie umgekommen.

### *Weißenberg — der Quark-Prophet*

Er stand — der kleine, dünne, seltsame Alte mit dem langen weißen Patriarchenbart — ein "biblisches Bild" — im "kleinen Kreis" des Zuchthaushofes und fütterte die Tauben. Er fütterte die Tauben mit Weißbrotbrocken, die sie ihm, dem komischen Kauz, fein säuberlich von den flachen Handflächen pickten. Sie saßen ihm auf dem langgestreckten Arm und saßen ihm auf den schmalen Schultern; sie umkreisten sein Haupt und ließen sich dann auf seiner Zuchthausmütze nieder. Er war der Prophet in der Wüste, empfing das Manna nicht von den Vögeln, sondern bot ihnen das kostbare Gut.

Brot war rar im Zuchthaus (jetzt im Krieg besonders) und gar erst Weißbrot. Von uns jungen, ewig hungrigen Häftlingen, die wir im "großen Kreis" des Freistundenhofes um den "kleinen Kreis" wandelten, in dessen Mitte der einsame Eremit stand, flog so mancher heißhungrige, verständnislose Blick zu dem "Silbergreis", der den Tauben so freigebig bot, was uns mangelte.

Weißenberg, so verlangte es seine Würde, thronte hoch über dem irdischen Jammertal. Profane Blicke, sündige Gedanken erreichten ihn nicht. Weißenberg, der große Meister, vertrat den Schöpfer hier auf Erden. Den Tauben ward sein Geheimnis offenbar. Die Tauben kündeten seinen Ruhm, seine Weisheit, trugen seinen Namen in alle Welt.

Die Menschen verkannten, verbannten ihn. Die Himmelsboten aber legten Zeugnis ab von seiner Größe, seiner Güte ...

Er hatte als Schäfer begonnen: irgendwo da unten auf dem Lande, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Er verstand sich auf seine Schafe, der Hirte; er verstand sich auf die Menschen, verstand sich auf die Kräuter: pflegte und heilte. Unter seinen geschickten Fingern ward jegliches leidende Geschöpf gesund. Er fühlte sich zum "Hirten" berufen. Der Herr hatte ihn als Schafhirten gesegnet. Ihm war nicht bange in der hohen Mission des Menschenhirten.

Er kam zur rechten Zeit nach Berlin. Der kleine Heilpraktiker hatte großen Zulauf. Es war in der wirren Nachkriegszeit der zwanziger Jahre. Er spezialisierte sich auf trostbedürftige Kriegerwitwen und verstand es, sie "aus einem Punkte zu kurieren", schob aber alles auf die Heilkraft des Quarks, seines Hauptmedikamentes, das er äußerlich und innerlich verordnete.

Seine verblüffenden Heilerfolge sprachen sich rasch herum. Bald gehörten auch Männer zu seinen Bewunderern. Aus seinem Patientenkreis erwuchs seine Gemeinde, denn er krönte seine Heilpraktiken mit dem großen Mysterium, in das allerdings nur Begnadete eingeweiht wurden. Nur reine Seelen waren der Verkündung würdig, durften zu seinen Füßen der Offenbarung lauschen, daß es "göttliche" Kräfte seien, mit denen er gesegnet war — als Mann und als Heilender.

Des Leibes wie der Seele Heil war gleichermaßen in seine elementar-kräftigen, magnetischen Hände gelegt — Gott hatte ihm den Hirtenstab anvertraut: Der Schäfer, der Schaf-Meister, Heil-Meister, das waren nur symbolische Vorstufen, irdische Stationen gewesen auf seinem göttlichen Pfad als Großer Meister.

Sein legendärer Hirtenstab reichte in urwüchsiger Kraft von dieser in jene Welt; wohl denen, die sich in seinen Schutz begaben.

Sein Schäfer-Latein machte ihn zum Millionär und Harems-Patriarchen. Die Weißenberg-Sekte, die ihrem Meister göttliche Ehre erwies, baute ihre eigene Siedlung in Berlin. In der Weißenberg-Kirche prunkte als zentrales "Gottesbild" das Konterfei des weißbärtigen Propheten. Umgeben von seinen (meist weiblichen) Priestern zelebrierte er das Hochamt in so hehrer, erhabener Form, daß seine gläubige Gemeinde von mystischem Schauer geschüttelt war. Wunderheilungen und mystisch-orgiastische Tänze in der Weißenberg-Kirche waren Höhepunkte des Rituals.

Schließlich ging Weißenberg auch unter die Verleger und gab den "Weißen Berg" heraus, eine Zeitung, die im nüchternen Berlin ihren Weg machte, gerade wegen ihrer obskuren Mischung von Naturheilkunde, Okkultismus, Astrologie und mystisch-sinnlichem Weißenberg-Kult.

Was er auch in die Hände nahm, es gelang dem Großen Meister. Weißenberg wäre als Berliner Original, Berliner Sehenswürdigkeit sanft im Schoße seiner munter-vitalen Sektengemeinde entschlafen, hätte es die "Mächte des Bösen" nicht gegeben.

Als Mächte des Bösen entpuppten sich eines Tages die Nazis. Neben einem Hitler, einem Goebbels, einem Göring konnte kein Weißenberg bestehen. Der "Weiße Berg" wurde vom "Völkischen Beobachter" verschlungen, und der Große Meister wanderte auf Geheiß des großen "Führers" wegen Steuer-, Vermögens- und Sittlichkeitsdelikten ins

Zuchthaus (einschlägige Paragraphen hatte unser Schäfer zur Genüge verletzt).

Die großen Gangster sind des kleinen Gangsters Feind.

Unser Schäfer aber schwor Gottes strafenden Blitz auf das Haupt des "Führers" herab — der es so viel umfassender als er verstand, seine Schäflein zu scheren.

Und siehe da, auch dieser Wunsch wurde ihm gnädig gewährt — wenn auch erst am 29. April 1945. Vorerst aber fügte er sich demütig-würdevoll in die "Prüfung Gottes".

Kein Wunder also, daß seine Karriere auch im Zuchthaus bald einen steilen Aufstieg nahm.

Als ich das Zuchthaus Brandenburg Ende 1940 verließ, hatte sich Weißenberg auch in dieser hartgesottenen, kalten Umgebung durchgesetzt: Nicht nur die kriminellen Häftlinge (von "Berufs" wegen abergläubisch), nein, auch die Aufseher (und deren Frauen und Bräute) liefen ihm die Zellentür ein, ließen sich ihre dunkle Zukunft aus der Hand lesen, heilkräftige Amulette anfertigen, untersuchen und behandeln.

Weißenberg hatte den Prophetenthron von Brandenburg erklommen. Gegenüber dieser Leistung verblasen alle vorangegangenen Erfolge des großen Magiers.

Auch ich übrigens muß Weißenberg Dank zollen, denn es gelang mir einmal, mit Hilfe seiner Quark-Therapie die Warzen an den Händen einer jungen Freundin zu beseitigen.<sup>31</sup>

### *Blüten...*

Er hatte, der schneidige Abraham, der "Perser" aus Odessa, in der zaristischen Kavallerie gedient, und der Schlitz durch seine mächtige Adlernase sollte von einem Lanzenstich herrühren. Von seinen tollkühnen Reiterkünsten erzählte er effektiv, glaubwürdig, mit viel interessanten Details. In der eintönigen Zuchthaushaft lauscht man jedem dankbar, der etwas zu erzählen weiß. Kein Zweifel, der Perser kannte sich aus in der Reiterei .. .

Noch besser kannte er sich im Odessaer Hafenleben aus, genauer gesagt, in dessen Unterwelt: Schmuggler, Fischer, Matrose in einer Person, schien er Kuprins meisterhafter Odessa-Novelle "Gambrinus" entsprungen.

---

<sup>31</sup> Joseph Weißenberg (1855-1941) war Gründer einer christlichen S-ekte, die noch heute existiert. Ganz bürgerlich offenbar.

Odessa hatte im Bürgerkrieg zwischen Weiß und Rot unmittelbar nach der Oktoberrevolution schwere Zeiten durchgemacht, bis sich auch an der Schwarzmeerküste das neue Regime, die Macht der Bolschewiki, endgültig durchsetzte. Abraham, zwischen den Fronten des Bürgerkrieges, zwischen Kadetten, Sozialrevolutionären, Menschewiki, Anarchisten und Bolschewiki, zwischen den nationalen Fronten der Polen, Ukrainer, Juden, Russen und Franzosen, hatte sich wie eine Luftblase obengehalten — immer in dubiose Geschäfte verwickelt. Als sich das Leben in der bewegten Hafenstadt unter der eisernen Hand des Sowjetregimes wieder konsolidierte, da litt es den gewitzten Abenteurer nicht mehr in seiner Heimatstadt. Er gehörte — nun staatenlos — zu dem bunten Konglomerat russischer Emigranten, das sich Anfang der zwanziger Jahre in den Hauptstädten Westeuropas niederließ.

Zunächst verlegte Abraham sein Tätigkeitsfeld nach Berlin, dessen Geschäftswelt sich in diesen hektischen Inflationsjahren hemmungslos der "Flucht in die Sachwerte" befleißigte. Der Dollar beherrschte das Feld — Gold und Juwelen waren der Maßstab aller Dinge. Russische Emigranten, die einst bessere Tage gesehen, standen am Kurfürstendamm, an der Gedächtniskirche, auf der Tauentzien und schlugen ihre geretteten Wertsachen, Gold, Juwelen, Schmuck aller Art, los oder betätigten sich als fliegende Zwischenhändler. Sie verstanden ja etwas von all diesen Kostbarkeiten. So entwickelte sich "rund um die Gedächtniskirche" ein schwarzer Markt für Kleinodien aller Art. Den Hauptstoß dort machte ein ehemaliger Großfürst, das Bild eines schneidigen russischen Reiteroffiziers, wie ihn nur Leo Tolstoi in "Krieg und Frieden" und seiner "Anna Karenina" entworfen haben konnte. Der zungenfertige Großfürst hatte heldenhaft gegen die Roten gekämpft — seine von einem roten Lanzenstich aufgeschlitzte Nase zeugte davon. Im letzten Augenblick war es ihm geglückt, sein Leben und seine Juwelen, auch einen Teil des Zarenschatzes zu retten. Nun stand er hier und bot Kostbarkeiten feil — eine nie wiederkehrende Gelegenheit für devisa-künftige Kunden. Aber was blieb ihm anderes übrig. "Auf dem Pferde — unter dem Pferde", sagt das russische Sprichwort. Unter dem Zaren hätte er sich auf dem Pferde befunden. Welch goldene Zeiten waren das gewesen. Jetzt sei er unter dem Pferde gelandet; nitschewo. Morgen schon, morgen schon werde er auch wieder glücklich sein .. .

So manch ein Kauflustiger biß an bei "Großfürst" Abraham, doch wurde es ihm nicht leicht gemacht, die funkelnde Ware zu erwerben. Just im Moment seines höchsten Interesses erschien ein weiterer Kunde, ein smarter Amerikaner, ein cleverer Engländer. Der hatte Devisen wie Heu und wollte anscheinend den gierigen deutschen Provinzonkel aus dem



Geschäft stoßen. Manchmal steigerte sich der erbitterte Rivalitätskampf bis zu Tätlichkeiten; so hartnäckig und mit schlagenden Argumenten bestand der erste Käufer auf seinem Prioritätsrecht. Doch Großfürst Abraham konnte die Streitenden beschwichtigen. Er habe Ware genug, es lange für beide Kunden, aber es sei wohl angebracht, nun von der Straße zu verschwinden. Wozu die Polizei durch unnötigen Lärm aufmerksam machen? Die gingen doch solch private Geschäfte nichts an. So setzte man sich denn besänftigt zu dritt in das kleine Café an der Ecke.

Der Angelsachse handelte nicht lange und bot hohe Preise. Seine Geldtasche war prall von Dollars, mit Pfundnoten gefüllt. Plötzlich allerdings zeigte er sich mißtrauisch.

Waren die Juwelen auch echt? Das Gold auch hochkarätig? Der Großfürst — in seiner Ehre gekränkt — gab saftige russische Flüche von sich. Aber der Angelsachse bestand darauf — sonst würde aus dem ganzen Geschäft nichts —, einen Taxator heranzurufen.

Dieser examinierte die begehrten Objekte umständlich und sachverständig. Sie fanden sein höchstes Lob ("ich als Fachmann habe selten so exquisite Stücke vor Augen gehabt — und man sieht was in Berlin"). Konnte der Deutsche auch mit dem Ausländer nicht Schritt halten, so manch schönes Stück ging nach der gewissenhaften Untersuchung in seinen Besitz über.

So war es denn dem Schlächtermeister aus Meseritz oder dem Textilfabrikanten aus Chemnitz gelungen, den gesamten Devisenbesitz preisgünstig in Wertsachen anzulegen. Ausnahmsweise wurden auch Stoffballen, Schweinehälften und Rinderviertel in Zahlung genommen.

Stellte der glückliche Käufer daheim in der Provinz fest, daß er auf wertlose Talmiware hereingefallen war, hatten sich der "Großfürst", der "Amerikaner" und der "Taxator" längst in die Beute geteilt.

Abraham beteuerte — wenn er uns beim Kleben von Zellophantüten in der Zuchthauszelle von seinen Abenteuern erzählte —, die Arbeit dieses famosen Trios sei nicht nur höchst einträglich, sondern auch nahezu risikolos gewesen — keines der Opfer habe Anzeige erstattet. Allerdings habe der "Angelsachse" von rabiaten Kaufwütigen so manchen Schlag einstecken, so manches blaue Auge in Kauf nehmen müssen.

Dann war der Perser nach London gegangen, um sich dort seiner eigentlichen Mission zu widmen.

Sein bevorzugtes Hobby nämlich lag auf dem Gebiet der "Schwarzen Kunst". Auch im graphischen Gewerbe hatte er es zu hoher Perfektion gebracht. Dieser Könnner von hohen Graden widmete sich allerdings nur der schwierigsten, kompliziertesten Seite dieses diffizilen Gewerbes: der eigenmächtigen Produktion von Banknoten, englischer Pfundnoten

insbesondere. Er stellte sie äußerst kunstfertig her, nämlich samt dem Geheimzeichen, das dieses hochspezialisierte Produkt der Bank von England fast unfälschbar macht. Siehe da, Abrahams (und seiner Bande) "Blüten" konnten auch von den gewiegtesten Falschgeldexperten des Secret Service nicht als Fälschung identifiziert werden: Papier, Farbe, Zeichnung, Nummer, Wasserstreifen, Druck und eben auch das vertrackte, höchst geheime Geheimzeichen stimmten aufs Haar. Bis dahin hatten englische Pfundnoten als bombensicher gegolten .. .

Die Bank von England stand vor der rätselhaften, bestürzenden Tatsache, daß ihre Noten neuerdings als eineiige Zwillinge auftraten: Immer häufiger stieß sie auf zwei Scheine mit der gleichen Nummer. Aber welcher von den beiden der "echte" war, das konnte sie nicht entscheiden. Nie wäre — nach Abraham — der Secret Service auf die Spur der Blütenproduzenten gelangt, hätte er es nicht zuletzt mit der "krummen Tour" versucht. Er lancierte durch seine Kanäle in den "internationalen" Kreis der Londoner Unterwelt das verlockende Angebot, daß derjenige Täter, der sich freiwillig stelle und auspacke, nicht nur mit Straffreiheit, sondern auch mit einer außergewöhnlich hohen Belohnung rechnen könne. Da fand sich ein "Schwein", das die Fälscherwerkstatt und deren "Facharbeiter" hochgehen ließ.

"Ich könnte heute noch glücklich leben in London, wäre dieser dreckige Hund, der Schlag soll ihn treffen, nicht gewesen."

Abraham war besessen von dem Wunsch, nach London zurückzukehren, hatte nur noch ein Lebensziel, dort den Verräter aufzuspüren. Einen "Jungen von Odessa" ans Messer zu liefern verstieß gegen die Ordnung der Welt — schrie nach blutiger Rache.

Ich weiß nicht, ob seine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist. Im Krieg mit England konnten die Nazis "Experten" vom Schlage des Persers gut gebrauchen und werden ihn wohl in "Schutzhaft" genommen haben, um sich seiner subtilen Fertigkeiten für ihre dunklen Zwecke zu bedienen. Bekanntlich gab es im KZ Sachsenhausen eine solche Falschgeldbaracke speziell für englische Pfundnoten .. .

Fast immer konnte man sich auf die "schweren Jungen" im Knast verlassen. Sie hatten ihre "Ganovenehre", besaßen auf ihre Art Kollektivegeist, übten Solidarität. Sie betrogen und unterdrückten ihre Mitgefangenen nicht — vor allem waren sie keine Denunzianten; sie sahen im Staat, in der Justiz, in den "Schiens" (von chien, französisch "Hund"), dem Wachpersonal, ihren Feind. Viel eher waren schon Denunzianten und Kameradenschinder unter den "Speckjägern", dem kleinen Gesindel, anzutreffen — hier hieß es besonders wachsam sein.

Mit einem Abraham, einem "Kistenmaxe" konnte man Pferde stehlen. Jenseits aller Politik stehend (Politische waren für sie "arme Irre", die statt "ein Ding zu drehen", das etwas einbringt, für das man nun also den Knast als Unkosten in Kauf nehmen kann, "umsonst", für "notting" Leben und Freiheit riskierten), waren sie doch bereit, schon um dem gemeinsamen Feind ein Schnippchen zu schlagen, Informationen und Kassiber weiterzuleiten, die wir Politischen einander sandten. Oft standen wir auch mit Hilfe solcher Edelganoven (die ja in festen "Ringen" zusammengeschlossen waren — wie etwa der weltbekannte Berliner Ringverein "Immertreu" mit seiner Vereinshymne "Ob immer Treu und Redlichkeit", zu dessen rauschenden Festen und glanzvollen Beerdigungen stets auch hohe leitende Kriminalbeamte und Rechtsanwälte eingeladen wurden) mit der Außenwelt in Verbindung. Angesichts des faschistischen Terrors mußten wir jede Möglichkeit nutzen und durften nicht zimperlich sein.

### *Der Einbrecherkönig*

Eine Ausnahme von dieser Regel bildete Emil Strauß, der "König der Einbrecher", der "prominenteste" kriminelle Gefangene des Zuchthauses Brandenburg-Görden. Die Taten der Gebrüder Strauß und der spätere Prozeß hatten das Berlin der Jahre nach dem ersten Weltkrieg in Atem gehalten. Höhepunkt ihrer Laufbahn — davon erzählte Emil jetzt noch mit leuchtenden Augen — war der gelungene Einbruch im Berliner Polizeipräsidium, der Höhle des Löwen, in dem sich zu dieser Zeit eine Weltausstellung der modernen Tresorknack- und Einbruchswerkzeuge befand.

Als ich Emil kennenlernte, einen großen, sehnigen, schlanken Menschen mit versponnenen blauen Augen und ausdrucksvoll modellierten "langen" Fingern, war er schon über fünfzehn Jahre in Zuchthaushaft. Sein Bruder lebte nicht mehr.

Er war ein genialer Konstrukteur und hatte im Laufe der langen Haft eine Anzahl äußerst brauchbarer Patente angemeldet, darunter das erste funktionsfähige Modell einer Schreibmaschine mit chinesischen Schriftzeichen (also einer Unzahl von Typen). Er war ein "reicher" Mann geworden, ohne daß er von seinem Vermögen den geringsten Gebrauch machen konnte.

Entgegen aller Vernunft setzte Emil seine Hoffnungen auf die Nazis. Von ihnen — ausgerechnet von denen, die mit radikalsten Mitteln gegen die "erblichen" Berufsverbrecher vorgingen (siehe die Ermordung der Berliner

Bankräuber Gebrüder Saß) — erwartete er seine Freilassung, war zu jedem Dienst bereit, um sein utopisches Ziel zu erreichen, was die Gestapo weidlich nutzte. Er arbeitete als ihr Vertrauensmann.

Die Siege der Nazis versetzten ihn in einen wahren Rauschzustand, und er setzte naiverweise voraus, daß wir seinen Jubel teilen würden, wenn er uns mit flackernden Augen triumphierend die neueste Siegessondermeldung vom Kriegsschauplatz in Polen, Skandinavien, Frankreich verkündete. Blitzkrieg, Endsieg, Amnestie waren seine drei Traumstationen.

Wir hüteten uns davor, uns in Diskussionen mit ihm verstricken zu lassen.

Meine Mutter hatte mir einst viel vom Strauß-Prozeß erzählt, als Zeugnis dafür, wie sehr die Jugend durch den Krieg, die Kriegsfolgen verwildert wäre, und wie wenig die Gesellschaft sich befähigt zeige, der Entwicklung Herr zu werden, die sie selbst verschuldet habe ("Ihr laßt die Armen schuldig werden und überlaßt sie dann der Pein ...").<sup>32</sup> Als ich diesen legendären Emil Strauß kennenlernte, war er Vorarbeiter in der "Soldaten-Malerei", wo wir Kunststoffspielsoldaten aus Linol die Uniformen des Dritten Reiches naturgetreu auf den Leib malten — eine Tätigkeit, die der infantilen Uniformfreude des Emil Strauß sichtlich entsprach.

Als ich nach sechsjähriger Haft am 8. Dezember 1940 das Zuchthaus Brandenburg-Görden verließ, war ich nicht frei. Zwei Polizisten holten mich am Zuchthausstor ab. Ich wurde zum Alex überführt, dem zentralen Berliner Polizeigefängnis am Alexanderplatz. Dort verblieb ich in einer Massenzelle, bis der "Schutzhaft"-Befehl des SD für mich eintraf.

"Ab in den Luftkurort Sachsenhausen", hieß es zynisch, als ich Mitte Februar 1941 ins KZ überführt wurde.

Am Alex traf ich Skorczynski wieder, meinen früheren Zellengenossen aus Brandenburg.

Skorczynski war im Zusammenhang mit dem Hitler-Stalin-Pakt in die Sowjetunion ausgetauscht worden. Es war meine erste Begegnung mit einem Genossen, den die GPU nun ihrerseits an die Gestapo ausgeliefert hatte. Er war bald nach seiner Ankunft in der Sowjetunion als "verdächtig" inhaftiert und trotz seines verzweifelten Widerspruchs der Gestapo ans Messer geliefert worden. Skorczynski erzählte mir von Massenauslieferungen solch unglücklicher Menschen — meist auch noch

---

<sup>32</sup> Karl Otten: Der Fall Strauß (1925)  
Albert Dettmann: Gehetzt und verfemt (1927)

Juden — und berichtete über Einzelheiten der ÜbergabeprozEDUREN an die Gestapo.

Obwohl ich mir über das Stalin-System keine Illusionen mehr zu machen glaubte, war ich durch Skorczynskis Bericht erschüttert und benommen: Wie konnte dies alles geschehen?

Es waren dunkle Wochen, in denen ich auf dem Alex saß, das KZ vor Augen, aber auch mein Schicksal vor Augen — wäre ich zur Lenin-Schule gekommen, anstatt den Nazis in die Hände zu fallen. Alles drehte sich vor meinen Augen. Die Welt, von der ich träumte, war nirgends zu finden.

Hatte ich bisher geglaubt, das Neue sei bereits geboren, das Tor zur Humanitas aufgerissen, so sah ich nun das Dunkel. Man mußte sich bestenfalls mit dem Grau begnügen, mit dem Grau leben. Das Licht lag noch in ferner Zukunft. Aber war es nicht leichter, aus dem Grau ins Licht zu stoßen als aus dem Dunkel?

Zwei "Judenblöcke" gab es im KZ Sachsenhausen. Ich kam in den "Block 38" im "Kleinen Lager"; nebenan der "Block 39". In meinem Block traf ich wiederum einen Genossen, den die Stalinisten an die SS ausgeliefert hatten. Dieser Fall war noch tragischer, noch bezeichnender für das Wesen des damaligen Sowjetstaates, den Abgrund, in dem das "Vaterland aller Werktätigen" gelandet war.

Es war ein typisch jüdischer Intellektueller, den ich vor mir hatte.

Kluge, scharfblickende Augen hinter der Hornbrille, eine hohe Stirn, krauses schwarzes Haar. Ich glaube, er hieß Bornstein. Selbstverständlich wußten die GPU-Leute, daß sie die Juden, die sie der Gestapo ans Messer lieferten, sozusagen direkt vor den faschistischen Gaskammern abluden. Die letzten Flüche dieser Unglückseligen galten beiden Systemen zugleich.

Welche Unverfrorenheit gehört dazu, wenn Stalinisten die KZ der Nazis verdammen, da diese doch von der GPU mit zahllosen Opfern beliefert wurden und da doch die stalinistischen KZ ein infernalisches Ebenbild boten.

Wer hat das moralische Recht, gegen die nazistische Unmenschlichkeit aufzustehen und das, was im eigenen Bereich geschah, zu verschweigen oder, noch schlimmer, im Stile der "National- und Soldaten-Zeitung" zu bagatellisieren?

Nicht zufällig ließ Ulbricht in der DDR das Auschwitz-Buch "Die Todesfabrik" <sup>33</sup> einstampfen, weil in dessen Vorwort die prinzipielle Absage eines KZlers an *jegliches* KZ enthalten war.

Das KZ ist unabdingbarer Bestandteil totalitärer Willkür.

Bornstein (oder hieß er Rubinstein?) faßte Vertrauen zu mir, nachdem er durch mich vom Schicksal meines Bruders Richard gehört hatte.

Ich fragte ihn nach Einzelheiten aus den russischen Lagern, und was er mir mitteilte, stand den Untaten der Sachsenhausener SS-Bestien vom Schläge eines Schubert, Sorge und Fickert in keiner Weise nach.

Eine spezielle "Belustigung" der Wachmannschaften seines Lagers hätte beispielsweise darin bestanden, Häftlinge, "Volksfeinde", auf die Bäume zu jagen und dann als "faule kapitalistische Früchte" herunterzuschießen. Bornstein war ein sehr zurückhaltender, scheuer, ehrlicher Mensch, der wenig über seine schrecklichen Erlebnisse sprach und ständig befürchtete, von dem Blockältesten, einem Politischen, auf die Transportliste gesetzt zu werden. Er wurde von den Linientreuen schief angesehen, da er ein gefährlicher "Trotzkist" sein müsse: "Grundlos werden ihn die sowjetischen Genossen nicht verhaftet und ausgewiesen haben."

"Ausgewiesen" — welch erschreckend beschönigendes Wort — wie bezeichnend diese Verniedlichung des wahren Sachverhalts.

Im Zuchthaus Brandenburg-Görden hatten die Unentwegten zu mir gesagt: "Ohne Beweise würden sie nicht gegen deinen Bruder vorgegangen sein. Er ist gewiß ein Feind der Sowjetmacht gewesen. Du mußt dich innerlich von ihm lossagen."

Seitdem hatte ich geschwiegen.

Nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion lockerte sich im KZ Sachsenhausen die Diskussion merklich auf. Die Linientreuen gerieten zuerst einmal völlig durcheinander, hatten sie doch noch am Vortage des Kriegsausbruches den Hitler-Stalin-Pakt mit Argumenten verteidigt, die nun völlig von den Tatsachen desavouiert worden waren. Hinzu kam, daß sie von außen kaum noch Instruktionen über die jeweilige "Linie" und deren Interpretation erhielten. Die gebrauchsfertige, wohlverpackte Wahrheit "made in Moscow" traf nur stockend, bruchstückweise ein.

Mit einem Schläge war der Faschismus wieder der Hauptfeind. Aus dem Bundesgenossen gegen den "Hort der Reaktion", das demokratische England, war plötzlich wiederum das reaktionärste und raubgierigste kapitalistische Land der Welt geworden.

---

<sup>33</sup> Ota Kraus/ Erich Kulka: Die Todesfabrik. (Aus d. Tschech. übertr. v. Zora Weil-Zimmering; Berlin/DDR 1957: Kongress-Verlag, neu (Berlin 1991: Dietz Verlag)

Im Osten brandete die braune Woge immer wieder vergeblich um das eingeschlossene Leningrad, zerschellte an Moskau und verlor im Herbst 1942 ihre Kraft vor Stalingrad.

Angesichts der mangelnden Orientierungsmöglichkeiten und der umwälzenden Veränderung zerfiel in Sachsenhausen die politische Organisation der deutschen Häftlinge in drei Gruppen:

- Da waren erstens jene sturen Linientreuen, die sich nicht schnell genug auf die neuen Dogmen des prinzipienlosen Stalin umstellen konnten. Sie beteten die Axiome von gestern an. Nach ihrer Meinung — sie scharten sich um den Genossen Baumgarten — würde die KPD sieghaft wie der Vogel Phönix aus dem Zusammenbruch des Faschismus hervorgehen. Die SPD sei historisch tot und werde nie wieder zum Leben erwachen. Das Volk, vor allem die Arbeiter, würden sich um die neu erstehende KPD scharen. Das Ende des Faschismus sei also gleichbedeutend mit dem Beginn Sowjetdeutschlands, der Diktatur des Proletariats unter Führung der KPD. Der gegenwärtige Rückzug der Sowjettruppen (in den Jahren 1941/42) sei nicht militärisch erzwungen, sondern beruhe auf der genialen Taktik Stalins, die Faschisten tief ins Land zu locken (so hätte es einst Kutusow mit den Truppen Napoleons getan), um sie desto besser vernichten zu können. Genosse Baumgarten machte ebenso heroische wie irrealer Vorschläge für einen bewaffneten Aufstand im KZ, um die russischen Kriegsgefangenen zu retten, die in der heimtückischen Genickschußanlage von den SS-Wachmannschaften (in weißen Arztkitteln) hingemordet wurden. Es sei eine Schande für uns, diesem Treiben tatenlos zuzusehen.
- Die beiden anderen Gruppen hielten die Vorschläge und Pläne Baumgartens angesichts der gegebenen Lage für phantastisch und abenteuerlich. Wir würden keinen einzigen unserer russischen Leidensgenossen retten können. Ein gewaltsamer Ausbruch aus dem Lager — das war ein aussichtsloser Versuch. Das gesamte KZ konnte von der SS in wenigen Minuten durch MGs zusammengeschossen werden. Überdies würden die Nazis dann in sämtlichen anderen Lagern zu blutigen Repressalien gegen die politischen Häftlinge schreiten. Die moralische Wirkung solch einer heroischen, aber verfrühten Aktion wiege dies Opfer nicht auf. Wer gäbe uns das Recht, das Leben aller in einer aussichtslosen Aktion hinzuopfern?

Nur in diesem Punkte waren sich die beiden anderen Gruppen einig.

- Die eine von ihnen hatte sich um den Genossen **Fritz Selbmann**<sup>34</sup> zusammengeschlossen. Sie schätzte die Situation verhältnismäßig nüchtern und real ein. Erstes Ziel sei die Erkämpfung der bürgerlichen Demokratie, Sturz des Faschismus. Das bedeute Errichtung eines demokratischen Regimes unter Beteiligung aller antifaschistischen Strömungen. Nur unter dieser Voraussetzung sei auch das Wiedererstehen der Arbeiterbewegung denkbar. Die SPD sei keineswegs tot und würde sich selbstverständlich bei demokratischen Bedingungen ebenso neu bilden wie die KPD, falls es zu keiner gemeinsamen Arbeiterpartei käme. Beide Parteien hätten aus der Vergangenheit zu lernen. Keine der alliierten Mächte und keine der neu erstehenden Parteien würden anfänglich in Deutschland ein Übergewicht haben. Sie alle hätten sich zunächst einmal auf der gegebenen Grundlage einer — wie auch immer gearteten — Demokratie zu finden.

Fritz Selbmann, dem sich auch **Karl Schirdewan** und **Karl Raddatz** anschlossen, wurde von den Unentwegten heftig angefeindet. Er zog sich daraufhin verbittert und mutlos aus der politischen Diskussion zurück. Es sei unfruchtbar, so erklärte er, mit solchen Leuten zusammenzuarbeiten, auch nur zu sprechen: "Lieber benutze ich das bißchen freie Zeit zum Gitarrespielen." Wahrscheinlich fürchtete er auch die dunklen Machenschaften der Stalinisten und tarnte sich deshalb, mehr als er es wirklich war, als "alter Latscher".

- Die dritte Gruppe war ein loses Gebilde von Anhängern sehr unterschiedlicher Auffassungen, die sich dabei aber insgesamt entschieden von der Baumgarten-Gruppe abgrenzten. Gemeinsam war ihnen allen ein mehr oder weniger nebelhaftes Streben nach etwas *völlig Neuem*.

Diese Gruppe, mit der ich durch Albert Buchmann (er war Lager-Kapo für Arbeitseinsatz), Hans Seigewasser, Martin Döring und Hans Stöcker (ein alter Versöhnler) in Verbindung stand, hatte auch die besten

---

<sup>34</sup> Fritz Selbmann (1899-1975) hatte er in der SBZ (stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Wirtschaftskommission) und in der DDR hohe Funktionen inne. 1954 bis 1958 war Selbmann Mitglied des ZK der SED. Wegen "abweichender Haltung" wurde er von Walter Ulbricht 1958 im Umfeld der sogenannten Schirdewan-Wollweber-Fraktion in der SED-Führung aus seinen politischen und staatlichen Ämtern gedrängt und verlegte sich auf die Schriftstellerei. Seine reflektierenden Arbeiten ALTERNATIVE BLANZ CREDO. VERSUCH EINER SELBSTDARSTELLUNG (Halle/Saale 1969) und DAS SCHREIBEN UND DAS LESEN. EIN SAMMELBAND (Halle/Saale 1974) sind sehr lesenswert, seine belletristischen Arbeiten wohl weniger (ich kenne nur DIE SÖHNE DER WÖLFE, meines Erachtens ein Kolportageroman). Von seiner Haft im NS berichtet er in DIE LANGE NACHT (Halle/Saale 1961).



internationalen Verbindungen, insbesondere zu den tschechischen, französischen und skandinavischen Häftlingen.

Als ich in Sachsenhausen mit diesen Genossen zusammengekommen war, arbeitete ich für sie — unter denkbar schwierigen Bedingungen — eine kurze schriftliche Plattform aus, in der ich darlegte, wie etwa ich mir eine Arbeiterbewegung neuer Art vorstelle.

Ich ging dabei von den Vorstellungen im "Kommunistischen Manifest" aus, daß eine Arbeiterpartei (im Gegensatz zur entarteten KPdSU Stalins) vor allem keine von den Werktätigen verschiedenen Interessen haben dürfe, und daß sie (wiederum im Gegensatz zur bisherigen KPD und jetzigen KPdSU) die Bedingungen und Resultate der Bewegung wahrheitsgetreu und realistisch einschätzen und daher auch richtig voraussehen müsse. Die geschichtlichen Ereignisse hätten bewiesen, daß die Arbeiterbewegung Europas auf der bisherigen Grundlage keine Zukunft habe, daß sie ein neues Verhältnis zur Demokratie (zu deren expansiven Entwicklung von der bürgerlichen zur sozialistischen Demokratie — was ihre Steigerung, nicht ihre Minderung bedeute) gewinnen müsse.

Hans Seigewasser meinte nach der Lektüre meiner kleinen Schrift zu den anderen, ich sei ein Genosse, der mindestens ebenso radikal wie die Trotzisten nach einer neuen Lösung suche.

Wir alle miteinander hatten die rosigsten Blümenträume über die zukünftige Entwicklung und waren nur in einem Punkte skeptisch: ob wir das Dritte Reich überleben und die neue schöne Zeit noch erleben würden.

Wir diskutierten mit sehr viel Schwung und Begeisterung und meinten zuversichtlich, die "konkreten Formen" des Neuen würden sich schon finden, wäre die Hauptvoraussetzung — das Ende des Faschismus, das ja unvermeidlich war — erst einmal gegeben. Es sei müßig und reine Spekulation, jetzt schon ein Schema zu konstruieren für eine Situation, deren reale Bedingungen unmöglich vorausgesehen werden könnten. Nur eines stehe auf jeden Fall fest, daß man nicht da wieder anknüpfen dürfe, wo man 1933 stehen geblieben, stecken geblieben und gescheitert war.

So sehr von uns die stalinistische Entwicklung in der Sowjetunion abgelehnt wurde, so hatten wir doch noch Illusionen, daß als Folge des antifaschistischen Krieges eine Regeneration der KPdSU möglich, ja unausweichlich sei — insbesondere auch unter dem Einfluß der westlichen Bundesgenossen.

Als ich an einem Oktobertage 1942 mit meinem Arbeits-Außenkommando "Häuser-Neubau" (hier wurden für prominente "Ehrenhäftlinge" und ihre

Familien, wie z. B. Schuschnigg, kleine massive Häuschen außerhalb des Stacheldrahtes, aber innerhalb des Großbereiches des KZ Sachsenhausen gebaut), in den Lagerbereich einrückte und das Tor passierte ("Jedem das Seine" war die zynische Inschrift), ertönte der Lautsprecher: "Juden in der SK (Strafkompanie — ein KZ innerhalb des KZs) antreten."

Im Laufschrift über den Appellplatz, im Laufschrift in die besonders eingezäunte SK. Da hockten sie schon, die anderen, starr und gespenstisch in Kniebeuge, die Hände im Nacken verschränkt ("Sachsengruß" nennt es die SS zynisch, vielleicht, weil derart die Sachsen auf ihre Hinrichtung durch die Henker Karls des Großen warten mußten<sup>35</sup>).

SS-Leute gingen durch unsere Reihen und traten jedem in die "lahmen Knochen", der sich rührte oder gar heimlich versuchte, sich hinzusetzen.

"Ihr Saujuden habt Heydrich umgebracht", riefen sie. " Jetzt geht es durch den Kamin mit euch! Ihr kommt raus aus dem Lager — als Rauch! "

Zum Abendappell indes wurden wir auf den Appellplatz entlassen. Der Rapportführer — der der Reihe nach von den "Blöcken" die Antrittsstärke entgegennahm — ging auch unseren Block ab, verharrte dann und fragte ölig-leutselig, wer sich zu "leichter Arbeit" melden wolle. Ein neues Kommando sei gebildet für solche, die sich schwerer Arbeit nicht mehr gewachsen fühlten.

Die alten Lagerhasen wußten, was das bedeutete. Keiner von ihnen meldete sich. Aber im Laufe dieses Tages waren zahlreiche Zugänge eingetroffen (Opfer einer Blitzaktion im "Reich" als erste Repressalie gegen die Juden nach der Erschießung Heydrichs durch tschechische Partisanen). Diese ahnten nicht, was hier gespielt wurde. An die hundert von ihnen meldeten sich, wurden vom Appellplatz weg in bereitstehende Krankenwagen gestoßen und zur (Erschießungs-) "Station Z" ("Z" zynisch für *letzte* Station) gefahren.

Am nächsten Morgen tauchte das Gerücht auf, daß alle Häftlinge jüdischer Abstammung "auf Transport" gingen. Ziel sei das Vernichtungslager Auschwitz. Sehr bald zeigte sich, daß es sich um keine Latrinenparole handelte. Die Schreibstube fertigte schon die Transportlisten an. Schlagartig wurde das Revier nach jüdischen Häftlingen durchgekämmt — sie landeten in der "Station Z".

Die Politischen in den anderen Blöcken unternahmen alles, all das wenige, was sie tun konnten, um unsere Lage zu erleichtern: Vor allem versorgten sie uns selbstlos mit warmen Sachen. Letzte Gespräche mit Albert Buchmann, Martin Döring, Hans Seigewasser, Hans Stöcker, Hans

---

<sup>35</sup> Hierfür konnte ich zumindest im Netz keinen Hinweis finden. Woher will Brandt das wissen?

Rosenberg. Sie kleideten mich ein, als ginge ich zum Nordpol. Was konnten sie sonst auch tun. Sie gaben sich gezwungen munter — vielleicht sei es nur ein Transport "normaler Art", einer von den vielen, die wir alle hinter uns hatten. Aber ihre Mienen strafte sie Lügen.

Ihr Abschied galt einem Todeskandidaten.

Wir kommen zur Entlausung, zum Duschen, und all die schönen warmen Sachen wurden uns von der SS hohnlachend abgenommen: "Die braucht ihr nicht mehr", hieß es ölig-bedauernd.

Wir standen, abgefertigt nun, im dünnen Zebrakittel vor dem Badeblock. Da kommt der Zug vom Nachbarblock 39 anmarschiert.

Plötzlich schwärmten die 39er aus und jagten in wilder, aufgelöster Flucht quer über den Appellplatz. "Schießt doch, schießt doch", riefen sie den wild hinter ihnen herprügelnden SS-Männern zu, "uns bekommt ihr nicht zur Station Z!"

Ein SS-Mann hatte sich ihnen gegenüber einen "Spaß" erlaubt und erzählt, man würde den Juden "menschenfreundlicherweise" die beschwerliche Reise nach Auschwitz ersparen und sie gleich hier fertigmachen ... Nach allen KZ-Gesetzen mußte jetzt ein blutiges Gemetzel anheben. Aber ein Wunder geschieht!

Der Lagerkommandant wollte keine "Scherereien", wollte den Auftrag des "Reichsheini" (Himmler) preußisch-korrekt erfüllen. Durch Lautsprecher wurde verkündet, daß der Transportzug nach Auschwitz bereitstehe und die Juden sofort auf dem Appellplatz antreten sollten, um die Transportverpflegung in Empfang zu nehmen. Niemand würde bestraft werden.

Es ereignete sich ein zweites Wunder. Die warmen Sachen wurden zurückgegeben, da sie nur "irrtümlicherweise" abgenommen worden seien.

So hatte — entgegen allen Erfahrungen und Erwartungen — die Verzweiflungsaktion nicht nur ohne Blutbad geendet, sondern sogar noch einen kleinen Erfolg gezeitigt. Niemals hatte ich für mein Leben so wenig gegeben wie in jenem schlimmen Moment, als der Block 39 "meuternd" auseinanderstob.

Zwar wurden uns die warmen Sachen, wie alles, was wir am Leibe hatten, bei unserer Ankunft in Auschwitz abgenommen, aber sie wärmten uns wenigstens während der bösen Fahrt.

Das KZ Sachsenhausen lag hinter uns. Wir fuhren quer durch Deutschland nach dem Osten. Wir fuhren mit dem Tod um die Wette. Vor kurzem hatte die Schlacht um Stalingrad begonnen, und schon jetzt stand fest,

daß sie eine der großen Entscheidungsschlachten war, an deren Ende Hitlers Untergang stehen würde.

"Räder rollen für den Sieg", \_verkündete die Lokomotive.

Aber die Räder an den Viehwaggonen, in denen wir zusammengepfertcht transportiert wurden, rollten für den Mord.

Sie rollten nach **Auschwitz**, und das eingeladene Vieh waren wir.

Wieder ging es durch ein KZ-Tor. Der Torbogen verkündete: *Arbeit macht frei* — "Sklaverei verzögert Vergasung" wäre die sinngemäße Übersetzung dieses SS-Deutsch.

Die ewig gleichen Lagerstationen: Entlausung, Bad; aber dann etwas Neues. Nachdem wir überall am Körper geschoren worden waren, wurden uns Nummern in den linken Unterarm eingeätzt.

"Damit wir die Leichen besser sortieren können", höhnte die SS. Fortan war ich die Nummer 69912 — eine sehr solide Nummer, sie hält bis auf den heutigen Tag.

Wir kamen unter kalte Brausen und liefen dann nackt, aber "ausgerichtet" an dem kalten, regnerischen Oktobertag zu dem uns angewiesenen Block. Wir standen nun kältezitternd, nackte Kreatur, vor dem Blockeingang, den Sklavenstempel eingebrannt, Nummern nur noch für die Sklavenhalter. Wo der Mensch zur Sache degradiert ist, zum Werkzeug, tritt die Nummer sinngemäß und durchaus logisch an die Stelle des Namens.

Wir waren noch Glückspilze bei allem, denn es erfolgte keine "Selektion".

Nackt in den Block ist besser als nackt in die Lastautos, wie wir es später vor Augen haben, als die klappernden Gebeine der Alten und Gebrechlichen in die Wagen geworfen werden, als wären sie schon Tote (der Totenschein ist ja auch schon ausgestellt). Und dann rollen die vollgeladenen Fuhren ratternd, schwankend und hupend über den schlammigen Boden in Richtung Frauenlager "Birkenau" (der Rotkreuzwagen mit den Giftgaskristallen hinterher) zu den Gaskammern, dorthin, wo die Flammen aus den Kaminen der Krematorien schlagen und die ganze Gegend in den beißenden Geruch verbrannter Knochen, versengten Fleisches hüllen.

Nein, wir gingen nicht "ins Gas", wie das hier mit schöner Sachlichkeit bezeichnet wurde. Es war uns wohl vorbehalten, durch Sklavenarbeit totgeschunden zu werden.

Feuer und Gestank lastete über dem Lager — und das dumpfe Schweigen des Terrors: die Psychose der Todesfabrik.

Unter diesem Gewölbe des entsetzten Schweigens vollzieht sich ein hektisch-pedantischer Betrieb: der höchst sinnvoll organisierte, generalstabsmäßig geplante, technisch perfekte Verwaltungsmord —

eiskalt vom Berliner Schreibtisch her ersonnen und kunstvoll realisiert. Hektischer noch als Mord und Sklaverei aber ist der Beutebetrieb.

Ein Dschungel an persönlichen und Instanzen-Rivalitäten, Kompetenzstreitigkeiten um Gold, Brillanten, Devisen: das Beutegut der Vergasteten, Hingemordeten. Den Leichen wird das Gold aus dem Gebiß geschlagen. Kinderschuhe, Frauenhaare gehen zurück ins "Reich". Die Asche der Verbrannten wandert als Dünger in die Fischteiche der SS. Sadistischer Rausch: Die mißhandelten Sklaven stöhnen. Die schreienden nackten Frauen werden in die Gaskammern getrieben. Mordrausch und Goldrausch. Der große, der perfekte Lustmord des Dritten Reiches ist im vollen Gange, die Lustmörder vom Dienst treten in Aktion.

Sachsenhausen — das war die Hölle gewesen. Aber eine überschaubare Hölle. Auschwitz ist ein Mord-, Beute- und Sklavendschungel.

Wir Sachsenhausener, frisch eingetroffen im Hauptlager Auschwitz, mit den Umständen nicht vertraut — wir kannten die Häftlinge, die SS-Aufseher, die Arbeitskommandos nicht —, befanden uns in einer besonders bedrohlichen Lage, waren doppelt gefährdet.

Am Tage nach unserer Ankunft schon wurde unser Block durchgekämmt. SS-Leute trieben uns zum Appellplatz — zur Selektion. Wir mußten — nackt — um unser Leben laufen in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Die SS-Aufseher bildeten Spalier. Wer das Tempo nicht durchhielt, wurde aussortiert, war nicht arbeitsfähig, landete auf dem Todes-LKW.

Reglos standen sie da oben, starrten, Verdammte, stumm zu uns hinunter, die wir — noch — leben durften.

Sie wirkten gespenstisch still, wie vom Schlangensblick hypnotisierte Kaninchen, und wir schworen uns: So würden *wir* nicht sterben. Wir würden diese Starre des Entsetzens, die lähmende Psychose durchbrechen, auch in hoffnungsloser Lage kämpfen, so viele SS-Mörder wie nur möglich mit in den Tod nehmen.

Nur weg aus dem Hauptlager, dem Zentrum der Vernichtung. Das schien uns das Wichtigste. In einem der kleinen Außenlager konnten wir KZ-erfahrenen Sachsenhausener uns als feste solidarische Gruppe eher durchsetzen, gab es größere Chancen zu überleben. Mein Sachsenhausener Freund **Dr. Walter Löbner**<sup>36</sup>, Arzt aus Marienbad,

---

<sup>36</sup> Dr. Walter Löbner, \* 27. Januar 1903 in Herrmannshütte/Heřmanova Huť/Tschechien; † 18. August 1989 in Haifa/Israel.

Bis zur Annexion des Sudetenlandes durch die Deutschen 1938 war Löbner Arzt und Chirurg in Marienbad. Er verheimlichte seine antifaschistischen Ansichten nicht und wurde deshalb vor dem Krieg im April 1939 verhaftet. Löbner wurde in Prag inhaftiert und später in das Lager Sachsenhausen bei Berlin gebracht. Im Oktober 1942 wurde er von Sachsenhausen nach Auschwitz deportiert. Er kam zunächst zur Zwangsarbeit, diente aber ab April 1943 als Arzthäftling in der Krankenbaracke und in den Nebengebäuden des Stammlagers Auschwitz.

verschaffte sich vom Stubendienst den rettenden Auftrag, Lederschuhe für abkommandierte Facharbeiter von der Kammer abzuholen. Wir Häftlinge der untersten Stufe trugen Holzschuhe, Holländer, mit denen man sehr schnell fußkrank wurde, "Muselmann", und damit Vergasungskandidat.

Die Kammerbullen — politische Polen — zählten uns großzügig und verständnisvoll über die Sollstärke hinaus Schuhe in den Korb. Noch im Barackenflur entledigten wir uns der verhängnisbringenden Holländer, versorgten den Block, auch die anderen Sachsenhausener, mit Lederschuhen: Unsere Gruppe war "transportfähig".

Am gleichen Tage noch schickte uns der polnische Blockschreiber in das kleine Außenlager Budy — wiederum ein Glücksfall, denn eigentlich waren wir für das üble IG-Farben-Lager Buna vorgesehen.

Wir "Sachsenhausener" wurden in Budy vom grünwinkligen (grüne Winkel an der Brust trugen die BVer, die Berufsverbrecher; die Politischen trugen rote Winkel) Lager-Kapo empfangen. Er sah nicht sehr vertrauenerweckend aus, musterte uns eingehend. Blieb vor mir stehen: "Na, kennst du mich noch?"

"Nein."

"Wirklich nicht?"

"Du bist Berliner der Sprache nach. Vielleicht sind wir uns auf irgendeiner Knast-Station begegnet."

"Auf dem Alex. Du warst auf Transport von Luckau nach Brandenburg. Hast in der großen Transportzelle mit uns diskutiert. Sagtest schon damals, daß Krieg kommt. Hast recht behalten. Wollte es nicht glauben, zu jener Zeit. Habe dich gleich wiedererkannt an deiner Himmelfahrtsnase."

Das ist nun sieben Jahre her. Wir mögen uns nur wenige Minuten gesprochen haben, und doch hatte er sich mein Gesicht gemerkt.

Ich trat hier beim "privilegierten" Waldkommando Budy an.

Länger als zehn Minuten indes habe ich diesem Kommando nicht angehört. Wütend erschien Staschek, der Pferdestall-Kapo. Er war (obwohl der Wald-Kapo mir das versprochen hatte) nicht verständigt worden: "Du gehörst zur Beton-Kolonie, ab in den Pferdestall."

---

Am 18. Januar 1945 wurde er mit den anderen Insassen von Auschwitz-Birkenau auf einen dreiwöchigen "Todesmarsch" geschickt, bis sie das Lager Groß Rosen in Westpolen erreichten. Vier Tage später wurden die Insassen mit dem Zug in das Lager Dora Mittelbau in Deutschland und im April in ein Arbeitslager in Oranienburg bei Berlin gebracht. Am 21. April floh er und blieb etwa eine Woche im Wald, bis er von der Roten Armee freigelassen wurde.

Nach seiner Entlassung arbeitete Löbner als Arzt und Direktor des Beckermann-Krankenhauses bei Oranienburg. Im Juli 1945 kehrte er nach Prag zurück und lernte seine zukünftige Frau Lily kennen. 1948 wanderte das Paar mit ihren Töchtern Aya und Dana nach Israel aus.

Als Zeuge im Auschwitz-Prozeß: [https://www.youtube.com/watch?v=e\\_O82Y27pJE](https://www.youtube.com/watch?v=e_O82Y27pJE)

Wehmütig sah ich das Waldkommando abrücken.

Es ist nie zurückgekehrt.

Zwei Häftlinge, Zigeuner, waren unmittelbar nach der Arbeitsaufnahme geflüchtet. Die sonst so "gemütlichen" SS-Leute dieses Kommandos, "Beutegermanen" (so wurden die in die SS gepreßten Volksdeutschen genannt), legten das restliche Kommando um — neunundzwanzig Häftlinge — und widmeten sich der Verfolgung der beiden Zigeuner.

Der Lagerkapo von Budy hatte es Walter Löbner (nachdem er den polnischen Kutscher zusammengeflickt hatte) ermöglicht, ein kleines "Revier" für Unfallverletzte und Infektionskranke einzurichten. Zuweilen kam der SS-Standortarzt vom Stammlager Auschwitz und inspizierte. Wen er als "schweren Fall" ins Hauptrevier Auschwitz verlegte, war zumeist Kandidat für die Gaskammer.

"Wir haben drei Feinde", sagte Walter, "und gemeinsam arbeiten sie fürs Gas: die SS, die Laus, die Anophelesmücke."

Fleckfieber und Malaria grassierten.

Gegen die Anophelesmücke gab es keinen Schutz. Die sumpfige, seenreiche Gegend war im Sommer von Mückenschwärmen bevölkert, von denen etwa ein Drittel der Malaria übertragenden Art angehörte.

Gegen die Läuse konnten wir — trotz des unbeschreiblichen Drecks — einigermaßen ankämpfen.

Gegen die SS halfen List und Beutegut: Sie war dumm und käuflich. Wir Politischen verfügten meist über ein "Operativ-Depot" von Uhren und Gold: So halfen die Vergasteten, halfen die Toten den Lebenden — den noch Lebenden, die den unterirdischen Kampf gegen ihre Henker aufgenommen hatten.

Auschwitz war nicht nur Fabrik des Todes — es war auch Dschungel des kriminellen und politischen Kampfes um blutiges Gold. Mit List, Tücke und — Uhren kämpfte Walter um Medikamente — war glücklich, wenn es ihm gelang, Chinin für die Fiebernden zu organisieren.

Ich half Walter im Revier, das charakteristische Zickzackbild der Fleckfieber- und Malaria- (zwei- bis dreitägiger Rhythmus trat hier auf) Fieberkurven in "normale" Kurven Grippekranker umzufälschen ... denn Seuchenkranken drohte die Gaskammer!

Der schwarze Sender der polnischen Partisanen funkte aus Krakau; die SS kam ihm nie auf die Spur. Er war in einem Keller installiert, unweit des historischen Wawel, in dem jetzt der Gauleiter residierte. Aber die uralte Wawel-Uhr schlug ihm schon die Stunde.

Ich stelle sie mir vor, wie sie da saßen, über ihren Manuskripten am Sendegerät. Was für Modelle hätten sie Veit Stoß abgegeben, dessen herrliche, realistisch-mystische Holzschnitzereien die Krakauer Marienkirche zum weltberühmten, unvergeßlichen Kunstwerk erheben!

Die Manuskripte, über die sie sich beugen, die sie entziffern, in elektrische Signale verwandeln — Signale, die von der Londoner BBC empfangen und von ihr um den Erdball gesendet werden, daß die ganze Welt von den Auschwitz-Greueln erfahre —, diese Manuskripte stammen von uns.

Sie haben das Lager in Zahnkremtuben, in Zigarettenschachteln, in Puderdosen verlassen, dem kleinen Beutegut, das unablässig aus der Vernichtungsstätte geschmuggelt wird.

Was wir schreiben, sind keine "Milieuschilderungen". Es sind knappe Angaben: Taten, Täter, Namen, Termine, Opfer, Zahlen, Herkunft der Todestransporte, präzise Darstellungen, wie die Gaskammern, wie die Krematorien "funktionieren", welches Beutegut in die Lust- und Raubmord-Zentrale Berlin geht.

Es sind vor allem die Ungarn-Transporte, von denen wir berichten können. Viele von ihnen gehen "geschlossen ins Gas".<sup>37</sup>

Das "Reich", das da mit preußischer Perfektion mordet, führt mit gleicher preußischer Präzision korrekte Mordstatistik. Unsere Verbindungen reichen in jedes Zweiglager, reichen ins Stammlager, auch in die Schreibstuben. Der illegalen internationalen Häftlingsorganisation im KZ sind auch die Details der großen Todesfabriken zugänglich.

Was BBC da an exakten Einzelheiten über Auschwitz meldet — nach den fünf Eröffnungsschlägen der Schicksalssymphonie Beethovens, dem mahnenden Pausenzeichen —, ist so präzise, so aktuell, daß die "politische Abteilung" (die SD-Zentrale im Lager) fest davon überzeugt ist, die Informanten seien leitende SS-Offiziere, "Schweinehunde", die sich rückversichern wollten — sie sind auf falscher Fährte. Sie suchen vergeblich.

Walter Löbner, der als Häftlingsarzt überall im Lagerbereich herumkommt und immer etwas zu berichten hat, sagt erschüttert:

"Es gibt für mich keine höhere Aufgabe, als von dem zu zeugen, was hier geschieht. Es muß bekannt werden! Welch zermürbender Gedanke, es könnte den Nazis gelingen, dieses Dantesche Inferno vor der Welt verborgen zu halten."

---

<sup>37</sup> Vgl. Mária Ember: SCHLEUDERKURVE. JÜDISCHE UNGARN UND UNGARINNEN IM NS-ARBEITSLAGER 1954/45. mit einem Anhang: MOSHE (MIKLÓS) KRAUSZ – EIN FAST VERGESSENER KÄMPFER FÜR DIE UNGARISCHEN JÜDINNEN UND JUDEN (Leipzig/Berlin 2020: A+C) – Dieser Anhang der Neuausgabe enthält Faksimiles solcher Manuskripte aus Auschwitz.



Ich kann ihn beruhigen: "Wir funken aus der Hölle ..."

Ende 1944 hörten die Vergasungen plötzlich auf. Ein verrücktes Gerücht kam auf: Himmler verhandele mit den Westmächten. Auschwitz solle geräumt, die Häftlinge ins neutrale Ausland abgeschoben werden.

Das Lager wird nicht vernichtet — das Lager wird evakuiert.

Die Spitzen der russischen Truppen sind bis zur Zola gelangt, und wir hasten unter den Schlägen der panisch erschrockenen SS auf schneeverwehten Kreuz- und Querwegen bei 12 Grad Kälte durch den Winterwald.

Drei Tage und drei Nächte dauert der Todesmarsch (ohne eine einzige warme Mahlzeit, mit kargen Rastpausen). Wer nicht weiterkann, wird am Straßenrand niedergeknallt. Die Leichen rechts und links im Chausseegraben — starrgefroren auf rotgefärbtem Schnee — säumen unseren Leidensweg, lassen uns die letzten Kräfte zusammenreißen.

In Gleiwitz wurden wir auf offene Güterwaggons geladen. Was für eine Fahrt! Die SS-Begleitmannschaft hatte sich einen Koksofen aufgestellt. Wir drängelten uns in seine Nähe.

Noch einmal drei Tage und drei Nächte.

Eines Abends hielt ein Flüchtlingszug auf dem Nebengleis. Ein Zivilist beugte sich aus dem Abteilfenster, befragte uns, wer wir seien, woher wir kämen.

Ich berichtete freimütig von der Vergasungsstätte, von unserem Todesweg. Er machte sich eifrig Notizen auf einer Zigarettenschachtel. Ob er die Heimat erreichte, das Skizzierte niedergeschrieben hat?

Vielleicht führte er Tagebuch: einer der unzähligen Deutschen, denen inmitten der Katastrophe die Augen aufgingen — dann aber gründlich.

In einer Ecke des Waggons stapelten wir die Leichen auf. Kameraden, die den Marsch gerade noch mit unserer Hilfe geschafft hatten, nun aber des Nachts erfroren, an Hunger und Erschöpfung zugrunde gingen.

Endlich langten wir — zum Skelett abgemagert, "Muselmänner" nur noch — im **KZ Buchenwald** an. Wir kamen in das überfüllte "Kleine Lager". Unser "Block" war ein hölzerner Pferdestall, so überbelegt, daß wir nachts, auf den Holzplanken aneinandergedrückt, uns nur nach Kommando von einer Seite auf die andere drehen konnten.

Es gelang mir, zum Blockältesten vorzudringen, einem Rotwinkligen. Ich sagte ihm, daß ich ein politischer Häftling wäre, aus Berlin, und schon — vor den vier Jahren KZ in Sachsenhausen und Auschwitz — wegen "Vorbereitung zum Hochverrat" sechs Jahre in den Zuchthäusern Luckau und Brandenburg gesessen hätte.

Zwei Stunden später erschienen zwei "Politische" aus dem "Großen Lager", **Emil Carlebach**<sup>38</sup>, mein zukünftiger Blockältester (er kannte mich von den "Roten Studenten") und Georg Krausz (der war vom Zuchthaus Brandenburg auf Transport ins Zuchthaus Waldheim gegangen und dann nach weiteren Knast-Irrfahrten im KZ Buchenwald gelandet).

Es dauerte Wochen, bis ich mich wieder einigermaßen aufgerappelt hatte. Mein Brandenburger Zuchthauskamerad, der Zeichner **Herbert Sandberg**, fütterte mich — er war magenkrank — mit einem Großteil der ihm durch einen Glücksfall zugeteilten Haferflocken wieder hoch.

Ende Januar war ich halbtot in Buchenwald eingetroffen. Im März stand ich wieder auf den Beinen. Am 11. April nahm ich — mit einem langen dänischen Gewehr — an der bewaffneten Befreiungsaktion der Buchenwalder Häftlinge teil. Wir waren frei, noch ehe die amerikanischen Panzer den Berg heraufkrochen.

An die dreißig SS-Leute, deren wir noch habhaft werden konnten, hatten wir gefangengenommen und übergaben sie den Amerikanern, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als uns zu entwaffnen.

Die schweren Zuchthaus- und KZ-Jahre, das erhebende Erlebnis des internationalen Widerstandes hatten sich mir unauslöschlich eingepägt, hatten meine in den vorangegangenen Jahren der Freiheit gewonnenen Erkenntnisse gefestigt, bestätigt — wie vieles aber auch in Zweifel gezogen und umgestürzt.

Ich trat am 11. April 1945 in mein drittes Leben ein, um daran mitzuwirken, daß Deutschland sich aus inhumaner Vergangenheit befreie und eine Zukunft finde.

Ich bin wieder da. Ich bin ganz da, und das Dasein verlangt ungestüm nach mir. Es ist das keine Zeit zum Verschnaufen. Wer denkt an Sanatorium, Kur? Da ist der Frühling, der lockende lichte Frühling, Lerchen trillern über dem Chaos, und wir sind das neue Leben, dem es bestimmt ist, aus den Ruinen zu erstehen.

"Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt", wird Johannes R. Becher — noch ist er nicht zum Hofbiographen Walter

---

<sup>38</sup> Von 1950 bis 1952 kam es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung Carlebachs mit Margarete Buber-Neumann. Carlebach bestritt die Verantwortung Stalins für die Verfolgung deutscher Kommunisten in der Sowjetunion; bei dieser Position blieb er lebenslang. Buber-Neumann hatte Carlebach wegen Beleidigung und übler Nachrede verklagt, weil dieser sie als Trotzkinin und amerikanische Agentin bezeichnet hatte. Im Zusammenhang mit diesem Rechtsstreit wurde auch Kritik an Carlebachs Verhalten gegenüber nicht „linientreuen“ kommunistischen Buchenwald-Häftlingen geübt; dabei wurde ihm von dem Lagergenossen Benedikt Kautsky unmittelbare Mitverantwortung für den Tod mindestens zweier polnischer Häftlinge angelastet. Gegen diesen Vorwurf wehrte sich Carlebach auch später noch: als der Zeithistoriker Hans Schafranek die eidesstattliche Erklärung Kautskys 1990 abdruckte, wurde er von Carlebach auf Unterlassung und Schmerzensgeld verklagt. (Wikipedia)

Ulbrichts abgesunken — texten. Hanns Eisler wird die Musik dazu komponieren. So wird die Nationalhymne der DDR entstehen und damit genau das ausdrücken, was uns in diesen ersten Maitagen bewegt.

Es ist Frühling, auch dieses zweite Mal, da ich auferstehe — diesmal nach einer längeren Nacht als damals, da ich aus der SA-Kaserne Hedemannstraße kam. Nach 1000 und einer Nacht .. .

Genau gezählt, nach 3778 Nächten: Zehn Jahre, vier Monate und sieben Tage sind es seit jenem verhängnisvollen 4. Dezember 1934, da ich nach zweijähriger illegaler antifaschistischer Tätigkeit in Spandau in der Wohnung des Siemens-Arbeiters Franz Budel verhaftet wurde, bis zum heutigen 11. April 1945, da wir in Buchenwald losschlügen, die heranrückenden amerikanischen Panzer als Rückendeckung.

Jede dieser Nächte war eine Nacht vor der Hinrichtung, eine Nacht vor dem Foltertod, war eine Nacht der Hoffnung, eine Nacht vor der Befreiung.

Jede dieser Nächte war eine Nacht ohne Liebe.

Mit 25 Jahren bin ich in den Kerker gekommen — mit 35 Jahren verlasse ich das KZ.

Ich habe zehn Jahre ohne ein Mädchen, zehn Jahre ohne die zärtlichen Arme einer Frau gelebt, und es waren die Jahre gerade, in denen der Jüngling, der Mann am heftigsten nach Liebe, nach sexueller Erlösung verlangt.

## Der Buchenwald-Schwur

Und wer denkt schon so weit, daß er's nicht mehr aushält —  
überhaupt noch zu denken. Das waren nur wenige.  
Und die haben es mit ihrem Leben bezahlt.  
Hans Jürgen Micheisen: DREI AKTE - HELM (1965)

Zu Beginn des Jahres 1945, im Frühling, werden die scheußlichsten Sklaven- und Vernichtungslager, die je existierten, die nationalsozialistischen KZ, liquidiert, die Überlebenden befreit. Sie werden befreit durch die Armeen der Alliierten, die Rote Armee, die amerikanische, die englische, die französische Armee. Millionen sind es, die auferstehen. Eben noch war ihre Existenz in Frage gestellt gewesen. Jetzt wenden sie sich inbrünstig dem wundersam geretteten Leben zu: Sie sind frei. Sie empfinden intensiv wie nie zuvor, daß sie existieren. Ihr Überleben ist ihnen überwältigendes Erlebnis. Die Gequälten befreien sich in dem Aufschrei, vereinigen sich in dem Schwur: NIE WIEDER!

Es gibt wenige Lager, die sich selbst befreien. Es gibt kein Lager, das sich so organisiert befreite wie Buchenwald. Der BUCHENWALD-SCHWUR<sup>39</sup> wird zum Symbol, zum Befreiungsgelöbnis schlechthin.

Wir stehen da oben, fahlhäutige Skelette, auf dem Appellplatz, die dünnen Arme emporgereckt, die spitzen Finger stechen den Eid in den Himmel. Wir sind zusammengeströmt, Eidgenossen, nicht angetreten, nicht aufmarschiert, nicht ausgerichtet.

Gestern noch waren wir Sklaven, kommandiert zum Appell: Mori-bundi — zum "Block" geordnet, todesstarr formiert in "Reih und Glied". Heute stehen wir in der lebendigen Ordnung der Freiheit und appellieren an die Welt.

Wir haben wieder eine Gegenwart. Unser Schwur — in die Zukunft gerichtet — beschwört die Vergangenheit. Was hinter uns liegt, bindet uns, so meinen wir, für immer. Trunken verweilen wir im Augenblick. Und so fragen wir uns nicht, was eigentlich nie wiederkehren soll. Auschwitz? Unbewußt verstehen wir dies NIE WIEDER allumfassend, so total wie das, was uns in den vergangenen zwölf Jahren begegnete.

Alles scheint einfach heute. Morgen schon wird alles fraglich sein.

---

<sup>39</sup> <https://www.buchenwald.de/471/>

Niemand von uns ahnt das Entsetzliche. In wenigen Monaten schon wird die Bombe auf Hiroshima fallen; wie bald wird Workuta in aller Munde sein; wenige Jahre nur, dann hängen Rajk, Kostoff und Slansky, ereignet sich die Tragödie des 17. Juni, wird die ungarische Revolution im Blut erstickt, brennen die Dörfer Vietnams — entlaubte Wälder, geflutete Felder.

Heute eint uns der gemeinsame Abscheu vor den Verbrechen der Vergangenheit. Morgen wird uns die unterschiedliche Beurteilung der neuen Verbrechen trennen.

Wir stehen — es ist der 11. April 1945 —, fahlhäutige Skelette, auf dem Appellplatz von Buchenwald, die Arme emporgereckt: Die Schwurhand zeichnet den Eid von Buchenwald an den Himmel.

## Ich lebe als "Zeitzünder"

Das hab' ich getan, sagt mein Gedächtnis.  
Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz —  
und bleibt unerbittlich.  
Endlich gibt das Gedächtnis nach.  
NIETZSCHE

"Wir sind der Auffassung, daß der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland. Wir sind vielmehr der Auffassung, daß die entscheidenden Interessen des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Lage für Deutschland einen anderen Weg vorschreiben, und zwar den Weg der Aufrichtung eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk."  
(Aus dem Aufruf des ZK anlässlich der Neugründung der KPD unter der Ägide der Sowjetmacht, 11. Juni 1945)

Ich gehörte zu den ersten vier Buchenwaldern, die sich nach Berlin durchschlugen. In jenen Tagen war Thüringen noch von den Amerikanern besetzt und ganz Berlin von den Russen.

Du bist KZler, du bist Berliner, dort ist Not am Mann, da gehört jeder von uns hin — war unsere Meinung. Es wird ein neues Berlin, ein neues Deutschland geben, die Zeit der Unmenschlichkeit liegt hinter uns. Wir Häftlinge, ob Sozialdemokraten, Kommunisten, bürgerliche Antifaschisten, waren im Grunde der gleichen Meinung. Weil wir selbst neu geboren waren, glaubten wir an die deutsche Wiedergeburt.

Alles war neu und ganz anders ...

Kurz vor unserem Abschied von Buchenwald war es, daß die ahnungslosen Bürger von Weimar zwangsweise von den Amerikanern auf den Ettersberg — dort oben befand sich das Lager — geführt wurden. Wir sahen ihr Entsetzen, ihren Abscheu an dieser Stätte des Grauens. Ihre aufgerissenen Augen erst machten uns deutlich, wo wir gelebt und was wir erlebt hatten.

Uns war es schon Alltag geworden.

Was mag sich in den Köpfen dieser Menschen abgespielt haben? Jeder von ihnen hatte gewußt, daß sich da oben auf dem Berg ein KZ befand. Göring hatte die Konzentrationslager die "Müllkästen der deutschen

Nation" genannt. Es kann ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß dort oben Schlimmes vorging. Aber was sie da mit eigenen Augen sahen, überstieg offensichtlich alles, was sie sich vorgestellt hatten.

Die Straßen waren verstopft von den Elendstrecks der Wandernden. Da wanderten die Sieger und die Besiegten, die, deren Leiden endeten, und die, deren Leidenszeit erst angehoben hatte. Heimwärts zogen die Bomben-Evakuierten und die verschleppten ausländischen Zwangsarbeiter. Heimwärts zogen die entlassenen Häftlinge und die entlassenen Kriegsgefangenen.

In Luckenwalde fielen wir vier einer Russenstreife in die Hände und "übernachteten" in einem Keller, zusammengepfercht mit verhafteten SS-Leuten — eine Situation, mit der wir am allerwenigsten gerechnet hatten. Die SS-Männer hockten dumpf am Boden. Sie trauerten um Hitler. Der Untergang der Waffen-SS und des "Tausendjährigen Reiches" erschien ihnen gleichbedeutend mit Deutschlands Untergang. Jede zum Tode verurteilte Kaste vermeint, daß mit ihr auch die Gesellschaft zugrunde geht, über die sie Macht besaß.

Meine Auschwitz-Tätowierung, die 69912 am linken Unterarm, rettete uns. Mit viel Wodka und auserlesenen Leckerbissen wurden wir am nächsten Tage schwankend in die Freiheit entlassen. Wir sahen diese Verhaftung als eine belanglose Episode an und die sofortige Entlassung als eine Selbstverständlichkeit.

Erst später erfuhren wir, welch Glück wir gehabt hatten.

**Georg Krausz**, dem Berliner Versöhner, mit dem ich im Zuchthaus Brandenburg und dann wieder im KZ Buchenwald gesessen hatte, war es ja weitaus schlimmer ergangen. Er verließ Buchenwald wenige Tage nach mir mit zwei jungen jüdischen Häftlingen. Alle drei wurden kurz vor Berlin von den Russen aufgegriffen und in das nunmehr russische KZ Sachsenhausen verschleppt.

Die beiden jungen Menschen sind dort umgekommen.

Ihm selbst gelang es erst nach vielen Jahren, mit einem entlassenen Häftling einen Brief an seine Frau Else Manzke durchzuschuggeln. Bis dahin hatte niemand von seinen Angehörigen etwas über seinen Verbleib gehört. Wir alle wähten, daß er beim Übergang über die Mulde erschossen worden war — von welcher Seite auch immer.

Die Russen gaben ihren Häftlingen weder Schreiberlaubnis, noch benachrichtigten sie ihrerseits die Angehörigen über Verhaftung oder Verbleib der in ihre Hände Geratenen.

Als Hans Seigewasser (damals Sekretär des Politbüro-Mitgliedes Franz Dahlem) und ich (zu der Zeit in der Berliner Bezirksleitung der SED tätig) von seinem Unglück erfuhren, schrieben wir einen Brief an Wilhelm Pieck,

der — wenn auch erst nach Monaten — zur Freilassung von Georg Krausz führte.

Wie mir Georg Krausz später erzählte, hatte ein kleiner Kommandant in einem Havelort vor Berlin — alle Kommandanten waren damals kleine Könige mit beinahe unbeschränkten Vollmachten — in folgendem Stil über sein Schicksal und das seiner beiden Gefährten entschieden:

"Wo euer Propusk (Ausweis)?"

Selbstsicher überreichten die drei ihre Entlassungsausweise aus dem KZ Buchenwald. Naturgemäß war das ein amerikanisches Papier. Der amerikanische Kommandant Ball — ihm unterstand das Lager Buchenwald — hatte die Ausweise unterzeichnet und gestempelt.

Darauf der russische Kommandant:

"Ihr Juden! Ihr im amerikanischen Auftrage! Ihr amerikanische Spione!"

Ohne Verhandlung, ohne Rechtfertigungsmöglichkeiten, ohne Urteil steckten die Russen sie auf unbegrenzte Zeit ins KZ Sachsenhausen.

Georg Krausz versicherte mir, daß dieser russische Kommandant und viele seiner Kerkermeister in Sachsenhausen aus ihrem primitiven Antisemitismus nicht den mindesten Hehl machten. War er vorher als Jude und Kommunist geschlagen worden, so nunmehr als Jude und "amerikanischer Spion".

Wenn wir vier, als wir Luckenwalde alkoholisiert verließen, auch nicht ahnten, welchem Schicksal wir eben entronnen waren, so bildete doch der Marsch von Buchenwald nach Berlin einen einprägsamen Anschauungsunterricht über die Situation, von der man im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands auszugehen hatte.

All die Genossen in den soeben gebildeten "antifaschistischen Komitees", die uns mit Tränen der Wiedersehensfreude begrüßten und gastlich beherbergten, erzählten uns flüsternd Schreckensgeschichten von vergewaltigten Frauen und willkürlich verhafteten Antifaschisten. Sie zeigten uns die Verschlüge im Keller, im Schuppen, auf den Dachböden, wo sie ihre Frauen und Töchter vor den russischen "Befreiern" versteckt gehalten hatten und teilweise noch versteckt hielten. Sie berichteten uns, wie schwierig und gefahrvoll die Zusammenarbeit mit den "kleinen Königen" sei. Keiner von ihnen wisse, was ihm der nächste Tag bringen würde — in Berlin solle es am schlimmsten gewesen sein.

Die ersten Wochen in Berlin waren ein Alptraum.

Es war ein Jammer, all die Zerstörung, all das Elend zu sehen. Wilde Gerüchte gingen um. Ich wohnte in den ersten Tagen im Christlichen Hospiz im Wedding (Arbeiterbezirk im Norden Berlins, heute im



französischen Sektor) — und die Diakonissinnen behaupteten schreckenserfüllt von einem Tage zum anderen:

"Morgen kommen die Mongolen."

Das bedeutete für sie soviel wie das Ende aller Tage. Übrigens kamen die Mongolen nie nach Berlin, und später hörten wir, daß gerade diese Truppen zu den diszipliniertesten gehört hatten.

Dann kam ein Tag, da glaubte ich, daß Berlin vielleicht doch den Grundstein für eine neue Entwicklung in Deutschland bilden könnte. Die drei westlichen Verbündeten der Sowjetunion zogen in Berlin ein.

Berlin wurde Viermächte- und Viersektorenstadt auf der Grundlage eines Viermächte-Status und einer Berliner Alliierten Kommandantur.

Die KPD und nach deren Zwangsvereinigung mit der SPD die SED sprachen von einem eigenen, einem deutschen, einem demokratischen Weg zum Sozialismus. Eine ganze Reihe von Sozialdemokraten folgten freiwillig dem Vereinigungsauftrag, waren voll Hoffnungen und Illusionen. Auch jene sozialdemokratischen Genossen, die gegen die Zwangsvereinigung auftraten und für das Weiterbestehen einer unabhängigen SPD, waren der Meinung, gerade solche Genossen wie ich sollten unter den Kommunisten in der neuen KPD und SED politisch wirken.

Sie kannten unsere kritische Stellung zur Vergangenheit und Gegenwart der KPD und erwarteten von jedem Antifaschisten mit langjähriger KZ-Vergangenheit einen eingefleischten Abscheu vor jedem terroristischen Regime.

### *Siggi Neumann*

Es läutet. Meine Wirtin öffnet. Ich wohne — es ist im Sommer 1946 — noch immer im Wedding. Plötzlich steht **Siggi Neumann**<sup>40</sup> im Zimmer. Das letzte Mal habe ich ihn im März 1933 gesehen — das ist nun dreizehn Jahre her. Damals war ich gerade wie durch ein Wunder aus der SA-Kaserne Hedemannstraße freigekommen. Ich war mit Siggi Unter den Linden entlanggegangen, in ständigem Auf und Ab. Er hatte mich beschworen zu emigrieren, mit ihm nach Paris zu gehen.

"Hier kommst du um, kommst du mit Sicherheit um", hatte er gesagt, "wenn du ihnen noch einmal in die Hände fällst, bist du verloren. Du

---

<sup>40</sup> Siegmund „Siggi“ Neumann, Pseudonym: Paul Brandenburg, (\* 14. Februar 1907 in Tarnów; † 27. November 1960 in Frankfurt am Main) war ein deutscher kommunistischer und sozialdemokratischer Funktionär und Gewerkschafter.

weiß, daß sie noch lange an der Macht bleiben werden. Früher oder später haben sie dich wieder."

Ich hatte nicht auf ihn gehört — hatte meinen Frontfimmel. Berlin, das war der Kampfplatz, den ich mir bestimmt hatte. Hierhin hatte mich mein junges Leben geführt, hier hatte ich zu fechten. Emigration, so hatte ich gemeint, bedeute Etappe, Desertion von der Front, Entfernung von der Truppe.

So war Siggie allein gegangen, erst nach Kopenhagen, dann nach Paris. Nach vierjähriger gemeinsamer politischer Arbeit in Berlin hatten sich unsere Wege getrennt.

Wir hatten uns 1929 bei der Tätigkeit als Studentenhelfer im "Sozialistischen Schülerbund" kennengelernt und rasch Freundschaft geschlossen. Später arbeiteten wir nicht mehr in der gleichen Organisation, waren aber immer noch freundschaftlich verbunden. Siggie leistete vorwiegend Gewerkschaftsarbeit, ich war, soweit es meine Zeit gestattete, im Kommunistischen Jugendverband und später in der KPD aktiv. Siggie war einige Jahre älter und ungemein gescheit. Ich konnte viel von ihm lernen. Er war wie ich "Versöhnler" geworden. 1931 hatte ich ihn "bekehrt".

Bis zu meiner Verhaftung Anfang Dezember 1934 hatte ich Siggie illegal Informationsberichte über aktuelle Ereignisse im Dritten Reich gesandt, die er in den Pressediensten aller möglichen antifaschistischen Emigrationsorganisationen veröffentlichte. So hatte sich einer der merkwürdigen Widersprüche ergeben, die das Leben mit sich bringt. Er, der mich aus der Gefahrenzone hatte entfernen wollen, war nun, nachdem ich hartnäckig geblieben war, an einer Zusammenarbeit interessiert, die mein Leben noch gefährlicher machte.

Genau das sollte sich nun, dreizehn Jahre später, wiederholen. Es lag nicht an Siggie, daß er erneut in dies Dilemma geriet.

Siggie sah glänzend aus, nur war er — durch einen Kopfschuß im Spanischen Bürgerkrieg — schwerhörig geworden. So wurde die Diskussion mit ihm nicht nur sachlich schwierig, sondern auch körperlich anstrengend. Zudem konnten sich leicht Mißverständnisse ergeben, denn wie die meisten Schwerhörigen erweckte Siggie immer den Anschein, alles gehört und auch richtig verstanden zu haben.

Siggie begann dort, wo er vor dreizehn Jahren Unter den Linden stehengeblieben war. Ich sollte sofort emigrieren, diesmal nach Hannover, dem Westen Deutschlands.

Siggie hatte das hinter sich, was mir noch bevorstand: Er hatte sich im Spanischen Bürgerkrieg der trotzkistisch beeinflussten POUM angeschlossen und war den Stalinisten in die Hände gefallen. In letzter

Minute wurde er von Freunden aus dem Kerker befreit. Es gelang ihm, den Häschern Francos und Stalins zu entkommen und sich nach Frankreich zu retten. Hier entzog er sich rechtzeitig dem Zugriff der Nazis und floh nach Schweden. Von dort war er soeben nach Deutschland zurückgekehrt und beabsichtigte — nach einer Aussprache mit Kurt Schumacher und Herbert Wehner — in der SPD tätig zu werden.

"Du warst", sagte er, "zehn Jahre vom Leben isoliert. Du hast in dieser schrecklichen Zeit deiner Nazihaft den Verfall des Stalinismus, die Entartung der russischen Revolution, die Tragweite all dessen, was geschehen, nur mangelhaft erfahren und erkennen können.

Der Stalinismus ist bankrott, der Marxismus-Leninismus endgültig kompromittiert. Also sind letzten Endes auch Lenin, auch die *Versöhner*, auch Trotzki gescheitert. Sozialismus ist nur auf demokratischem Wege möglich. Wir müssen von vorn beginnen."

So weit, so gut. Wie aber sollte ich mich entscheiden?

"Du wirst", sagte Siggie, "den Stalinisten in die Hände fallen, früher oder später. Ihr Spiel spielst du nicht, und sie werden dich vernichten, was immer du auch tun wirst. Hast du noch nicht genug? Du hast damals nicht auf mich gehört — tu es jetzt."

Fatale Wiederholung: Meine "Front" ist Berlin — nicht Hannover.

Ich werde in Berlin bleiben, aber ich werde — wie einst im Dritten Reich — die Verbindung zu Siggie nicht abreißen lassen. Ich werde ihn über alles unterrichten, was sich im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands einer demokratischen Entwicklung entgegenstellt.

Mißtrauisch beäugen die "Moskauer", Unentwegte, Leute von der Gruppe Ulbricht, uns Daheimgebliebene, uns Funktionäre, die wir niemals durch Stalins Säuberungs-, seine Gehirnwäschemaschine gegangen sind. Wir sind nicht von ihrer Kumpanei. An unseren Händen klebt kein Blut. Wir sind nicht in Stalins Verbrechen verstrickt, sind nie seine Helfershelfer gewesen — und wir haben am eigenen Leibe erfahren, was Terror ist. Wir bilden für dieses Regime, das seine dunklen Pläne noch nicht offen enthüllt, sie unter wohltonend demokratischen Phrasen verbirgt, eine potentielle Gefahr.

In diesen Tagen erfindet **Ulbricht** ein Schimpfwort, das so manch einer von uns insgeheim für sich akzeptiert.

"Der amerikanische Geheimdienst", so wettet Ulbricht, "hat Agenten bei uns eingeschleust. Sie tarnen sich, treten nicht offen auf, hüllen ihre negative, zersetzende Kritik in Watte. Es sind *Zeitzündler*, die eine zugespitzte Situation abwarten, um ihr schmutziges Handwerk auszuüben. Wir müssen wachsam sein, solche Feinde entlarven und unschädlich machen, bevor sie ihre Stunde für gekommen halten."

Jeder politische Gegner wird von Ulbricht zum "amerikanischen Spion" ernannt. Was tut's? Aber Zeitzünder? Das stimmt schon eher.

Was mir — und wie sich bald zeigen wird, noch vielen anderen — vorschwebt, ist ganz gewiß nicht der amerikanische Kapitalismus, zu dessen Wesen es auch gehört, daß Getreide, Kaffee und Milch ins Meer geschüttet werden, um angesichts einer hungernden Welt die Preise zu halten, zu dessen Wesen es gehört, daß die — von hohen Geistlichen gesegnete — Atombombe auf das am Boden liegende Japan geworfen wird. Was mir vorschwebt, ist noch viel weniger jenes mit kolonialer Gewalt auf ein entwickeltes Industrieland aufgepfropfte despotische Regime einer industriellen Entwicklungsdiktatur, wie sie die Sowjetunion darstellt. Auf deutschem Boden fehlt die Voraussetzung für all das, was Stalins Despotie der zaristischen gegenüber als einen historischen Fortschritt auswies.

Wie soll unser Traum von einer humanen, sozialistischen Gesellschaft, wie soll die große Vision von Karl Marx anders realisierbar sein, als auf einem *dritten* Wege? Ebenso weit entfernt von bürokratischen als auch Profitinteressen?

Kein Wunder also, daß die Konservativen aller Gattungen uns als "Wanderer zwischen den Welten" abtun; der "dritte Weg" ist nirgends gefragt.

### *Wolfgang Leonhard*

Karolinenhof ist ein idyllischer Vorort im Südosten Berlins, unmittelbar an einem langgestreckten See gelegen, der zur Seenplatte der Märkischen Schweiz gehört. Hier hat die Berliner Bezirksleitung der SED in dem enteigneten Gebäudekomplex eines nazistischen Ruderklubs ihre Jugendschule eingerichtet. Zu ihren beliebtesten Referenten gehört der Jugendliche Wolfgang Leonhard, Mitarbeiter der Schulungsabteilung des Zentralkomitees. Auch ich bin dort häufig Referent, spreche über die Französische Revolution und die bürgerliche von 1848.

Der junge **Wolfgang Leonhard**<sup>41</sup> liest über die jungen Volksdemokratien — seine besondere Liebe gilt Jugoslawien, dem Lande Titos. Noch gilt Tito

---

<sup>41</sup> Wolfgang Leonhard (1921–2014) war ein deutscher Historiker und Publizist. Seine Mutter Susanne Leonhard emigrierte 1935 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten mit ihm in die Sowjetunion, wo sie ein Jahr später im Verlauf von Stalins Terrorkampagne verhaftet und zu zwölf Jahren Arbeitslager in Sibirien verurteilt wurde. Der Junge blieb in Moskau, besuchte als Internat geführte Kadenschulen. Im April 1945 wurde er mit der Gruppe Ulbricht in die Sowjetische Besatzungszone in Ostdeutschland geflogen, wo er sich mit der stalinistischen SED überwarf und daraufhin nach Jugoslawien flüchtete. Von dort ging er nach Westdeutschland und schrieb dort 1955 das Buch *DIE*

auch bei uns als der große Volksheld. Wir befinden uns im Jahre 1946, drei Jahre also vor Titos spektakulärem, epochemachendem Abfall vom Kreml.

Aber Wolfgang Leonhard setzt eigenartige Akzente. Er legt — und folgt damit (entgegen unseren Bürokraten) dem tatsächlichen historischen Ablauf — das Schwergewicht auf die selbständige Rolle der jugoslawischen Partisanen im Freiheitskampf gegen das Hitler-Heer. Nichts von dem geschichtsfälschenden Schema, daß Jugoslawien seine Freiheit in erster Linie der Roten Armee verdanke.

Überhaupt paßt Wolfgang Leonhard nicht zu dem Klischee, das ich mir von der "Gruppe Ulbricht" gemacht habe. Er ist kein kalter Apparatschik, doziert nicht, gibt nicht jene unendlich langweiligen, offiziellen, wohlgedrechselten Thesen von sich. Er wird — spricht er — von seinem Stoff mitgerissen. Seine helle enthusiastische Stimme rührt die Zuhörer an, und es macht nichts, daß er eine etwas kindlich-naive Art hat, auf seinen Erfolg eingebildet zu sein. Immer wieder unterbricht er sein Referat, stellt Fragen, läßt die Zuhörer seminaristisch mitarbeiten, wirft Probleme auf, die zum Mitdenken anregen. Er nimmt durchaus nicht für sich in Anspruch, auf jede Frage sogleich die perfekte Antwort in der Tasche zu haben.

So jung er ist, er erinnert mich in seiner denkfreudigen, denkfördernden Methode sehr an Hermann Duncker und an Kurt aus unserer Weißenseer Versöhnlergruppe. Wolfgang wirkt kindlich froh und unbekümmert, gleichzeitig aber auch zergrübelt und zuweilen von einem melancholischen Ernst. Da ist eine innere Spannung, die ihn heraushebt aus der belanglosen Schar engstirniger Bürokraten oder gedankenloser jugendlicher Mitläufer.

Wir paddeln auf dem See, einer kleinen Insel zu, grünen Baumwipfeln entgegen. Hier auf dem Wasser scheinen wir geborgen, herausgelöst aus der allgegenwärtigen, allwissenden Maschine, der wir zugehören, der wir unterworfen sind.

Wolfgang erzählt von seiner Mutter, die der stalinistischen Säuberungsaktion zum Opfer fiel (sie hat sehr viel später in ihrem Buch "Gestohlenes Leben" einen erschütternden Bericht von ihrer Leidenszeit gegeben). Ich spreche von meinen im Stalinbereich verschollenen Geschwistern Richard und Lili. Seit der Nachricht von Richards

---

REVOLUTION ENTLÄßt IHRE KINDER über seine Erlebnisse. Er studierte und wurde Professor für Geschichte in den USA.

Es gibt eine sehenswerte Dokumentarsendung von Ralph Giordano mit Wolfgang Leonhard und Heinz Brandt (1979): <https://www.youtube.com/watch?v=9m1VwC8lvL4>

Einkerkerung habe ich nichts mehr über ihr weiteres Schicksal gehört. Wolfgang meint, daß es zwecklos sei, nachzuforschen.

Man würde doch nicht die Wahrheit erfahren.

Wir tasten uns mit halben Worten aneinander heran. Das gebietet der Selbsterhaltungstrieb. Aber auch unsere Gedanken tasten sich nur vorsichtig voran in dem dunklen Gewölbe unserer Ideologie: argwöhnisch, zweifelnd an allem — auch an der eigenen Position. Jedes Wort wird auf die Waagschale gelegt, bleibt vieldeutig, unbestimmt, nicht nur aus Vorsicht vor dem anderen, mehr noch aus Vorsicht vor sich selbst.

Wehe dem, der nachdenkt im Bereich des "Großen Bruders". Wer ernsthaft damit beginnt, wer es unternommen hat, seinen eigenen Kopf zu gebrauchen, kann ihn sehr leicht verlieren; vor allem, er kann nicht mehr zurück, wird auf eine Bahn gestoßen, die eigenen Gesetzen folgt und von der niemand weiß, wohin sie führen wird.

Jeder, der wider den Stachel löckt, eine eigene Meinung vertritt, Zweifel äußert, "negative" Kritik übt, erhält zunächst einmal vorgehalten, er sei "überheblich", "individualistisch".

In der Tat, das brave "Kollektiv" schweigt. Es schluckt konformistisch, was ihm an perfekter Weisheit dargeboten wird, duckt sich unter den allmächtigen Apparat. Der häßliche Zweifler hebt sich unvorteilhaft ab. Will er klüger sein, dieser miese Individualist, als das Kollektiv, weiser als der weise Stalin, erfahrener als Ulbricht?

Will er sich gar über Marx und Lenin stellen?

Wer anders denkt, ist überheblich. Wer überheblich ist, wird gehalten, "selbstkritisch" vor dem Kollektiv Stellung zu nehmen, seine "Fehler" abzuschwören, denn das Kollektiv, "die Partei, hat immer recht ..."

Wer den Canossagang verweigert, ist ein "Feind", wahrscheinlich ein "Agent".

Es führt kein Ausweg aus dem Labyrinth — die Parteimaschine ist ein geschlossenes System: Da ist eine Mauer — sie will durchbrochen sein.

Womit hat Wolfgang Leonhard seine Hörer fasziniert? Er zeichnete ihnen am Beispiel der Volksrepublik Jugoslawien das romantische Bild einer höheren, einer *sozialistischen* Demokratie. Tito und seine Partisanen, sein Märchenland, heben sich äußerst vorteilhaft von unserer grauen Wirklichkeit ab, die durch Stalin und Ulbricht repräsentiert wird.

*Zeitzündler ohne Auslösung*

Immer noch wartete ich auf meine Zeit. Aber die Zeit kam nicht. Sie kam ganz und gar nicht. Das, was bei uns hätte geschehen sollen nach meinen Träumen, die Loslösung vom Stalin-Reich, ereignete sich — als erste Etappe jedenfalls — ganz woanders und bezeichnenderweise in Jugoslawien. Mit einem Schlage erhielt Wolfgang Leonhards schönbeglänzte Tito-Saga einen höchst aktuellen, höchst revolutionären Sinn. Gerade dadurch aber verschärfte und verhärtete sich die Lage bei uns.

Unter dem Eindruck des "Abfalls" der jugoslawischen Kommunisten von Stalin — und das bedeutete in der Sicht des Kreml "Verrat am Lager des Sozialismus", am "Kommunismus", am "Marxismus-Leninismus" — begann die Hexenjagd nach "amerikanisch-titoistischen Mördern, Agenten und Spionen".

Mein Leitbild, nach dessen Radarstrahl ich durch die Nacht, durch die Wüste des Terrors schritt, zerflatterte als Fata morgana.

Nach dem Scheitern der Berlinblockade schlug Stalin urplötzlich freie und geheime Wahlen in ganz Deutschland unter Viermächtekon-trolle vor. Gleichzeitig präsentierte der Kreml einen Entwurf für einen gesamtdeutschen Friedensvertrag. Die Wahlen sollten etwa nach dem Modus der Reichstagswahlen in der Weimarer Republik durchgeführt werden.

Welch außerordentliche Möglichkeiten boten sich uns mit einem Schlage! Wieder einmal schöpfte ich Mut.

Doch die Westmächte und die Bundesrepublik konterten mit einem fiktiven Gegenvorschlag: Wahlen unter UNO-Kontrolle. Alles zerrann in einem unfruchtbaren — mir grotesk erscheinenden — Notenkrieg.

Was steckte hinter dem Ausweichmanöver? Für den Ausgang solcher Wahlen war der Kontrollmodus nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Hätte nicht schon das Vorhandensein sogar nur einer einzigen anderen Partei als Alternative zur SED bei geheimen — von wem auch immer kontrollierten — Wahlen genügt, um das Ulbricht-Regime zu brechen und einen demokratischen Prozeß, eine Kettenreaktion freiheitlicher Umwälzung auszulösen?

Damals verkannte das demokratische Deutschland diese große Chance, Stalin beim Wort zu nehmen — allen jenen Kräften Betätigungsmöglichkeit, den Ansatzpunkt zum Handeln zu geben, die sehnsüchtig darauf harrten. Sie warteten vergebens. Die Demokratie war sich ihrer Stärke nicht bewußt.

Statt moralisch-politischer standen juristisch-bürokratische, wenn nicht militärische Gedankengänge im Vordergrund. Was die Westmächte anbelangt, so waren sie wohl in keiner Weise am Wiedererstehen eines vereinigten Deutschlands interessiert, wie immer auch es gestaltet war. Ihre imperialen Ziele fielen nicht mit den berechtigten nationalen Selbstbestimmungswünschen des deutschen Volkes zusammen.

Da für einen friedlichen, demokratischen Umwandlungsprozeß nicht der Boden geschaffen wurde, da alle Anknüpfungspunkte hierfür negiert statt genutzt wurden, schlug später in eine Explosion, in eine spontan auflodernde Katastrophe um, was unter günstigeren Bedingungen zu einer deutschen Osterreich-Lösung hätte führen können.

Warum nur kam für Jugoslawien die Stunde, sich Stalins Griff zu entwinden, nicht aber für uns, nicht für Ostdeutschland, das doch in Berlin eine offene Tür zur Demokratie hatte, scheinbar also die größeren Chancen? Ich mußte es als gegebene Tatsache hinnehmen. Es wäre mir auch wenig Zeit zum Grübeln verblieben, denn die Atmosphäre wurde zusehends bedrohlicher.

*Gladiator, sei keines Gladiators Freund*

Howard Fast: SPARTACUS

Die "Prawda" und das "Neue Deutschland" überschlugen sich täglich in Verlautbarungen über "heimatlose Kosmopoliten", "zionistische Verschwörer", "Leute ohne Vaterland und Paß", "Agenten" der USA und Titos. Schauerhafte Anschläge auf Partei und Sozialismus wären geplant gewesen, aber durch bolschewistische Wachsamkeit rechtzeitig aufgedeckt und die Parteifeinde unschädlich gemacht worden. Es begannen die schaurigen Schauprozesse: die Serie der "Field-Prozesse" gegen Rajk (Ungarn), Kostoff (Bulgarien) und Slansky (ČSR).

"Seid wachsam, wachsam, wachsam, der Klassenkampf verschärft sich..." Ununterbrochen trommelten sie es in unsere Hirne. Vom Kreml her, von Ulbricht synchronisiert, entstand eine Atmosphäre immer größerer Hysterie.

In den Funktionärskreisen der Partei entwickelte sich eine Stimmung unbestimmter Befürchtungen, vager Ängste. Jeder von uns sollte jedem mißtrauen, argwöhnisch von jedem das Schlimmste erwarten, überall den "getarnten Klassenfeind" wittern, über sich selbst das Damoklesschwert hängen sehen.



Würde es auch in der DDR zu einem "Field-Prozeß" kommen? Wessen harrete das grausige Geschick, nach wilden Selbstanklagen unter dem Galgen zu stehen?

Besonderen Anteil an dieser Stimmungsmache hatte der Ostberliner Rundfunk, vor allem die Kommentatoren **Herbert Geßner** und **Carl-Eduard von Schnitzler**. Ich entsinne mich noch heute des beklemmenden Eindrucks, den ein Kommentar zum **Slansky-Prozeß** hinterließ: Es wurden Passagen aus der "Selbstanklage" von Katz zitiert (eines der Hauptangeklagten, er wurde gehenkt).

Ich hatte den Versöhnler **Katz**<sup>42</sup> — sein Schriftstellernamen lautete André Simoné — sehr gut gekannt in jener Zeit vor 1933, als er Chefredakteur der kommunistisch orientierten "Welt am Abend" war, an der ich gelegentlich mitarbeitete. Sein Buch "Männer im Eis", das die Rettung der Nobile-Zeppelin-Expedition schilderte, fand weite Verbreitung.

Nun mußte ich hören, wie er in seinem letzten Wort um das Todesurteil bat. Dieser Tod würde die einzige verdienstvolle Handlung seines verbrecherischen Lebens darstellen, da seine Hinrichtung allen Agenten und Klassenfeinden zur Lehre reichen würde. Was war aus dem lebenswerten, lebensfrohen, gescheiterten Katz geworden .. .

Anschließend verlas der Kommentator einen Brief des Sohnes von Slansky. In diesem Brief an den Gerichtshof forderte der zwölfjährige Junge das Todesurteil für seinen Vater. Nur so könne die Schande getilgt werden, die der Vater über die Familie gebracht habe (bald darauf beging der Knabe Selbstmord). Der Kommentator endete in eiskalten, schmierigen Salbadereien darüber, warum in diesem Falle — dem normalen Empfinden zuwider — Sohnesliebe in Vaterhaß habe umschlagen müssen.

Normal! Für ein normales Gehirn erscheint solch Denken pervertiert, nur als "klinischer Fall" vorstellbar. Aber die Geisteshaltung, die hier gezüchtet wurde, und die despotische Ordnung, die ihr zugrunde lag, entziehen sich den humanen sittlichen Normen des Gemeinschaftslebens — ähnlich wie Inquisition, Hexenjagd und Faschismus.

Sie ist gegen die Natur, gegen das Ethos des Menschen gerichtet, gegen die Bestimmung, auf die Vernunft und Hoffnung ihn hinweisen. Die Logik des geschlossenen stalinistischen Weltbildes ist die methodische, paranoide Logik des Wahns.

Unablässig wird uns ein ideologischer Nebelschleier vor die Augen gelegt, der unsere jeweilige Gesellschaftsstruktur als die ideale Gegenordnung

---

<sup>42</sup> Otto Katz (1895-1952), bekannt als André Simone (nicht, wie in Brandts Buch, "Simoné").

[https://de.wikipedia.org/wiki/Otto\\_Katz](https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Katz)

Nicht zu verwechseln mit Iwan Katz (1889-1956).

zur benachbarten minderwertigen verstanden wissen will. Wir müssen uns schon selbst vom Wahn des Freund-Feind-Denkens, des gegenseitigen Verteufelns befreien.

Ich sehe noch **Steffi Schneider** vor mir, wie sie tränenüberströmt im idyllischen SED-Privilegierten-Urlaubsheim Lychen — Welch Kontrast — das wahnwitzige Protokoll vorn Slansky-Prozeß liest.

Sie quält sich durch den dicken Kriminalwälzer. Soll sie glauben, was da steht? Schwarz auf weiß gedruckt? Soll sie es nicht glauben? Sie kann es nicht glauben, so naiv und parteitreu-gutgläubig sie auch ist.

Sie selbst und ihr Mann **Max**<sup>43</sup> — er ist zu dieser Zeit noch Agitations-Abteilungsleiter im ZK der SED — haben in den langen Jahren, als sie noch in der tschechischen Bruderpartei tätig waren und hohe Funktionen bekleideten, mit den Angeklagten, Hingerichteten eng zusammengearbeitet. Obwohl sie Sudetendeutsche waren, wurden sie 1945 nicht vertrieben, hatten sie doch aktiv am Kampf gegen die Hitler-Wehrmacht teilgenommen. In Ostberlin waren sie fast täglich mit ihrem Freund **Fischl**<sup>44</sup> (bis zu seiner Verhaftung tschechischer Botschafter in der DDR) zusammen.

Nun auf einmal soll ihr bester Freund Spion gewesen sein, hat als Angeklagter im Slansky-Prozeß die unglaublichsten Verbrechen eingestanden, ist elend wie die anderen am Galgen geendet.

All das kann nicht wahr sein. Ist er aber unschuldig, so unschuldig wie sie selbst und Max, droht dann nicht ihr und ihrem Mann die gleiche Gefahr? Was hat Fischl über ihre freundschaftlichen Beziehungen ausgesagt? Wie hat er den täglichen Verkehr mit ihnen erklärt? Wie ist er gezwungen worden, ihn auszulegen? Die sonst so resolute und ausgeglichene Frau ist aufgelöst, durcheinander, dem Selbstmord nahe. Ihr Mann trägt einen Herzknecks davon, an dem er wenig später zugrunde geht.

Sie fragt mich verzweifelt, was ich von dem Prozeßbericht halte. Unsere Familien sind lange genug befreundet, so daß wir offen sprechen können.

"In fünf Jahren ist der Hexensabbat vergessen", orakele ich trostvoll.

Doch wie sehr bin ich selbst beunruhigt! Eben habe ich beim Studium der langen Liste der Angeklagten den Namen Placzek entdeckt. Sollte das am Ende mein Versöhnler-Freund "Kliment" aus den Tagen von Kurt und Anka sein? (Kliment war sein Partei-Pseudonym.)

---

<sup>43</sup> Max Schneider (1909-1958) war ein tschechoslowakisch-deutscher kommunistischer Parteifunktionär. 1946 siedelte er nach Ost-Berlin über. Ab 1956 war er Chefredakteur und stellvertretender Leiter des DEFA-Dokumentarfilmstudios. Seine Frau war Stefanie Schneider (1912-1989).

<sup>44</sup> Otto Fischl (1902-1952)

Das Berlin der dreißiger Jahre, meine Weißenseer Zeit ersteht vor mir, und meine Besuche bei Kliment im "Zlota" Praha im Jahre 1933 und 1934. Ist er es, der als "zionistischer Agent" im Slansky-Prozeß zu hoher Zuchthausstrafe verurteilt wurde? Ist er es, der in Gottwalds Kerkern verschwunden ist, des gleichen **Klement Gottwald**, durch den er einst für die "parteifeindliche" Fraktion der Versöhnler geworben wurde, der angehört zu haben allein schon ein Verbrechen darstellt?

Wie ist das alles zugegangen in Prag? Wie kam es, daß nicht Gottwald anstelle Slanskys als Spitzenverbrecher auf der Anklagebank saß und ein "ich bin ein Lump, Herr Staatsanwalt" winselte? Auf welche Weise ist es Gottwald gelungen, den Freund von Bucharin, von Kurt und Anka, den führenden Versöhnlern, zu überleben, an der Spitze der Partei zu bleiben? Wie gelang es ihm, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und sie Slansky um den Hals zu legen? War Slansky als Jude für Stalin das genehmere Opferlamm?

Wer findet sich zurecht in diesem Gespensterstück, das der Kreml in Prag aufführte?

Wie immer diese Fäden verwoben sein mochten, eins war sicher: Hatten Steffi und Max Anlaß zu schlimmen Befürchtungen, hatte ich dann nicht sehr viel mehr Grund dazu? Angenommen, dieser Placzek war Kliment, und er war nach seinen früheren Versöhnler-Kontakten

gefragt worden, was mochte man aus ihm herausgepreßt haben? Auch Gottwald hatte mich durch Kurt kennengelernt.

Die innere Unruhe schlich sich in den privatesten Bereich, brach in die fröhlichste Feier ein. Zu dieser Zeit waren meine Frau und ich Hochzeitsgäste des Professors Steiniger. Auch Werner Tschoppe, damals Parteisekretär an der Berliner Humboldt-Universität, gehörte zu den Gästen.

Wir schoben anfänglich seine Melancholie auf sein Strohwitwerdasein. Seine Frau war für viele Jahre auf die Moskauer Parteihochschule delegiert worden. Nach vielen Gläsern einer ausgezeichneten Bowle lockerte sich die Stimmung. Doch der gläubige Tschoppe blieb tierisch ernst und verfiel in weinseliges Meditieren:

"Wer ist der deutsche Slansky?" fragte er gedankenverloren in den Raum. Sollte es ausgerechnet bei uns keine verborgenen Agenten geben?

Plötzlich nannte er den Namen **Franz Dahlem**<sup>45</sup>, spielerisch nur, wie eine Möglichkeit unter vielen. "Was meinst *du* denn dazu?" fragte er endlich provokativ, verärgert durch mein abweisendes Schweigen.

---

<sup>45</sup> Franz Dahlem (1892-1981) war Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees und Kaderchef der SED. Dahlem galt innerhalb der SED als Rivale von Ulbricht. 1953 wurde im Zusammenhang mit dem Slánský-Prozess in Prag eine Untersuchung durch die Zentrale Parteikontrollkommission wegen

Was Tschoppe da vorbrachte, erschien mir gezielt. War das persönliche Panik oder war es Flüsterpropaganda, vom Ulbricht-Apparat inspiriert? In diesem Fall wäre es der Auftakt für geplante Maßnahmen schlimmer Art gewesen. Vielleicht gab es "streng vertrauliche" Rücksprachen mit den "bestimmten Organen" (Staatssicherheitsdienst). Solche höchst gefährlichen Spekulationen über etwaige Agenten im Politbüro konnten schwerlich aus seinem eigenen Kopf stammen. Junge, gutgläubige, suggestible und unerfahrene Genossen wie Tschoppe waren die besten Medien für Ulbricht und seine Apparatschiks.

Bezeichnend für die Hexenjagd-Atmosphäre, in der wir uns befanden, war es, daß nicht etwa von Meinungsverschiedenheiten gemunkelt wurde, keine Differenzen in der Parteispitze angedeutet wurden, sondern Agententätigkeit.

Was auffiel, war, daß Tschoppe ausdrücklich vom "Politbüro" gesprochen hatte...

Franz Dahlem bot als Altkommunist, Westemigrant und KZ-Häftling besondere Angriffsflächen. Er hatte zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes in Frankreich "Schwankungen" gezeigt und distanzierte sich auf leise, aber unverkennbare Weise von den krassesten Auswüchsen des jetzigen Kurses.

"Franz Dahlem ist in der Zeit vor 1933 stehengeblieben, er wird alt, kommt mit der heutigen Entwicklung nicht mehr ganz mit", waren Worte, die sein persönlicher Sekretär Hans Seigewasser öfters intern im ZK-Apparat zu hören bekam. Hans Seigewasser hörte das gewiß nicht gern und trat solchen Auffassungen von, wie er meinte, "ehrgeizigen" jungen ZK-Funktionären entschieden entgegen. Aber Menschen wie Tschoppe merkten offenbar nicht, welche schändlichen Intrigen sie dienten, wessen Geschäfte sie in aller Arglosigkeit betrieben; sie lebten in einer Welt finsterer, erregender Trugbilder.

Werner Tschoppe bohrte weiter mit seinen Fragen, hartnäckig, wie es Alkoholisierten eigen ist:

"Nun sag endlich, was du meinst! Gibt es einen deutschen Slansky?" War es Zufall, daß er es gerade auf mich absah?

"Wie gefällt dir eigentlich der SPARTACUS von Howard Fast?" fragte ich scheinbar zusammenhanglos zurück.

"Weich nicht aus, Genosse Brandt. Ich stelle fest, du weichst aus", sagte Tschoppe mit schwerer Zunge.

---

seiner Kontakte zu Noel H. Field durchgeführt, in deren Ergebnis er als „Zionist“ aus dem ZK der SED ausgeschlossen, von allen Partei- und Staatsfunktionen entbunden und verhaftet wurde. Der bereits geplante Schauprozeß, in dem er gemeinsam mit Paul Merker angeklagt werden sollte, fand dann jedoch nicht statt; nach dem Tode Stalins wurden alle Anschuldigungen als „zionistischer Agent“ sofort fallengelassen. 1956 wurde er politisch rehabilitiert.

"Mitnichten. Du kennst die Devise des Spartacus nicht. Sie gilt auch für die heutige Zeit: *Gladiator, sei keines Gladiators Freund.*"

"Das ist doch mystisches Gequatsche", meinte Tschoppe verächtlich, "Literatur statt einer Antwort. Ich glaube, du bist besoffen."

"Aber nein. Das ist das Gesetz unserer Partei. Sei wachsam, Genosse!" antwortete ich.

"Mich kannst du nicht auf den Arm nehmen, mich nicht. Ist ja alles Blödsinn."

Tschoppe brach das Gespräch ab. Er war bitterböse jetzt und weinerlicher noch als zuvor.

### *Die Partei "neuen Typs"*

**Tito**<sup>46</sup> war abtrünnig geworden. Das gab Ulbricht die Hände frei, wen immer er wollte, als "Titoisten" zu vernichten. Längst hatte er die Überreste innerparteilicher Demokratie beseitigt. Er hatte die SED zu einer "Partei neuen Typs", also von Stalinschem Typ gemacht, damit zum Zerrbild einer Arbeiterpartei.

Eine Katastrophe brach über die Partei herein, deren Herrschaft längst zur Katastrophe für die Bevölkerung geworden war.

Eines der ersten Opfer Ulbrichts war **Lex Ende**, ein Freund von Kurt und mir aus meiner Versöhnlerzeit.

Genau zu seinem fünfzigsten Geburtstag wurde er als Chefredakteur der "Deutschen Volkszeitung" (das spätere "Neue Deutschland") abgelöst und durch **Rudolf Herrstadt** ersetzt.

Diese Funktionsenthebung — Ulbricht kopierte getreu seinen Meister Stalin — war nur das Vorspiel. Bald darauf wurde er mit all dem abscheulichen Ritus, den der Kreml zur Norm erhoben hatte, aus der Partei ausgestoßen und — ohne Prozeß — zur Zwangsarbeit in den Uranbergbau des Sowjet-Konzerns Wismut in Sachsen geschickt. Wenige Wochen darauf erlag er den unmenschlichen Bedingungen, denen die dortigen Arbeitssklaven unterworfen waren.<sup>47</sup>

<sup>46</sup> Josip Broz Tito (1892-1980) war ein jugoslawischer kommunistischer Politiker, antifaschistischer Widerstandskämpfer und marxistischer Theoretiker. Er bestimmte von 1945 bis 1980 diktatorisch die Politik Jugoslawiens, zunächst als Regierungschef, dann, ab 1953, als Staatspräsident. Titos Regime zeichnete sich durch einen starken Personenkult aus, der sich zunächst am Stalinismus orientierte. Tito wurde in staatlich kontrollierten Ritualen als Held eines nationalen Mythos gefeiert und verehrt. Er verfolgte nach dem Bruch mit Stalin 1948 eine als Titoismus bezeichnete, von der Sowjetunion unabhängige Politik und galt seit den 1950er Jahren als einer der führenden Staatsmänner der Bewegung der Blockfreien Staaten. (Wikipedia)

<sup>47</sup> Er wurde als Buchhalter im VEB Buntmetall Hüttenwerk Muldenhütten (Sachsen) eingesetzt, nicht also bei der Wismut. Die Arbeitsbedingungen in der ganz anders orientierten Produktion in Muldenhütten werde nicht als derart schlimm dargestellt.

Ursprünglich hatten die Sozialdemokraten und Kommunisten, die infolge ihrer antifaschistischen Tätigkeit gemeinsam gelitten, in endlosen Kerkerdiskussionen über die "Fehler der Vergangenheit", über das Versagen von SPD und KPD gestritten hatten, eine erneuerte, vereinigte Partei der Arbeiterbewegung herbeigesehnt. Der Gedanke, die KPD und die SPD zu einer Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zu verschmelzen, war im Jahre 1945 durchaus populär — berechtigterweise. Viele Genossen hatten anfänglich nicht erkannt, daß die bürokratische Zwangsvereinigung — von der sowjetischen Besatzungsmacht oktroyiert und auf Kollaborateurweise von Ulbricht durchgeführt — notwendigerweise zur völligen Entartung der Partei führen mußte.

Nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten, mußte sie sich sehr bald als die Partei jener kleinen privilegierten Schicht erweisen, die wissentlich oder auch unwissentlich ihr persönliches Schicksal mit den Interessen der Kreml-Bürokratie verband.

Eine Reihe umwälzender, im begrenzten Ausmaß durchaus progressiver Maßnahmen nährte die Illusionen: die Enteignung des Großgrundbesitzes (zunächst in der Form von Neubauern-Stellen, zumeist für die Vertriebenen); die Enteignung der Konzerne, die nun anscheinend "Volkseigentum" wurden; eine weitgehende Schul- und Universitätsreform, die das bisherige Bildungsmonopol der bürgerlichen Schichten aufhob; die exemplarische Bestrafung nationalsozialistischer Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Das, was viele in den ersten Monaten heftig abgestoßen hatte, die Massenvergewaltigungen von Frauen durch die Rote Armee, die (oft sinnlos-zerstörerischen) Demontagen, die Oder-Neiße-Grenze, die rigorosen Austreibungen, milderte sich in der Erinnerung in dem Maße, wie sich die Lebensumstände normalisierten.

So erkannten sie nicht, daß sie einer Satellitenpartei angehörten, der Staatspartei eines Satellitenstaates im Hegemonialsystem der sowjetischen Despotie.

Sie hatten inbrünstig an einen demokratischen, einen deutschen Weg zum Sozialismus geglaubt, wie er anfänglich parteioffiziell deklariert wurde — insbesondere von dem später dafür zum Sündenbock abgestempelten und gemäßregelten Chefideologen **Anton Ackermann**.<sup>48</sup> Eine sehr große

---

<sup>48</sup> Anton Ackermann (1905-1973) reiste 1945 gleichzeitig mit der Gruppe Ulbricht nach Deutschland. Er verfaßte in der Folgezeit programmatische Dokumente für die KPD und SED. In dem im Frühjahr 1946 erschienenen Aufsatz *Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?* vertrat er die These, daß der Sozialismus in Deutschland ohne eine vorausgehende "Diktatur des Proletariats" aufgebaut werden könne. Auf dem 15. Parteitag der KPD am 19./20. April 1946 übernahm Ackermann die Aufgabe eines kritischen Rückblicks auf den "ideologischen Kampf" der KPD seit

Anzahl sozialdemokratischer Genossen war deshalb durchaus freiwillig — nicht erst im Verlauf der bald darauf einsetzenden Zwangsmaßnahmen — zuversichtlich und hoffnungsvoll in die SED gegangen, ähnlich wie die meisten ihrer kommunistischen Kampfgefährten aus der Nazizeit.

Jetzt breitete sich unter ihnen tiefe Enttäuschung aus. Gaben sie ihrer Unruhe Ausdruck, so fielen sie dem Terror zum Opfer. Einer nach dem anderen wurde passiv, floh nach dem Westen oder landete im Kerker des Staatssicherheitsdienstes.

Verständlicherweise hatten gerade wir Überlebenden, die dem Hitlerfaschismus entronnen waren, demokratischen Träumen nachgehungen. So sah Ulbricht gerade in den ehemaligen KZlern — gleichgültig, ob sie ehemals Sozialdemokraten oder Kommunisten gewesen waren — eine ständige Gefahr.

Das gleiche galt für die "Westemigranten", Menschen also, welche durch die bürgerlichen demokratischen Freiheiten, die sie schätzen gelernt hatten, "ideologisch aufgeweicht", für "liberalistische Vorstellungen anfällig" waren.

Jene hingegen, die einst in Moskau "geschult" und nicht "verdorben" worden waren durch Einflüsse "bürgerlicher Dekadenz", wuchsen zusehends zu einer Elite heran. Ihnen waren die führenden Positionen vorbehalten. Sie wurden dort postiert, wo es um "Sicherheit von Partei und Staat" ging.

Unter ihnen gab es eine große Anzahl ehemaliger NSDAP-Mitglieder und Wehrmachtsoffiziere, die in den sowjetischen Antifa-Lagern "umgeschult" worden waren. Vielen von ihnen war die Umstellung von Hitler auf Stalin gar nicht so schwer gefallen.

Nun bildeten sie das Rückgrat der "Volkspolizei", der "Nationalen Volksarmee", des Staatssicherheitsdienstes und des Staatsapparates.

In Abwandlung des bekannten Göring-Wortes: "Wer Jude ist, bestimme ich", hieß es nun im Volksmund von Ulbricht: "Wer Nazi war, bestimme ich."

Die Field-Prozesse boten die langersehnte Gelegenheit, gegen die "aufgeweichten", wenn nicht gar als "Agenten" geworbenen Westemigranten und die "vorgestrigen" KZler vorzugehen: Lex Ende

---

1933. Dabei erwähnte er einige fatale Fehleinschätzungen des Nationalsozialismus durch die Kommunisten.

Auf dem Vereinigungsparteitag im April 1946 wurde Ackermann in Parteivorstand und Zentralsekretariat der SED gewählt. Nachdem sich Jugoslawien unter Führung von Josip Broz Tito 1948 von Stalin losgesagt hatte, mußte Ackermann seine These vom "besonderen deutschen Weg zum Sozialismus" widerrufen. -

Weil er **Wilhelm Zaisser** unterstützte (bei dessen Versuch, Walter Ulbricht zu stürzen), wurde er im September 1953 aller Ämter enthoben und 1954 aus dem Zentralkomitee der SED ausgeschlossen. 1956 wurde er rehabilitiert.

bildete den Anfang, es folgten viele, viele andere, darunter auch **Willi Kreikemeyer**, ehemaliger Reichsbahnpräsident. Er starb unter dunklen Umständen in der Haft. Es verschwand mein Freund **Bruno Goldhammer**, mit dem ich täglich bei den Pressebesprechungen im ZK zusammengekommen war. Es verschwand **Leo Bauer**, er hatte wie Bruno Goldhammer eine führende Funktion im Rundfunk innegehabt. Es verschwand der — schon vor längerem aus dem Politbüro entfernte — **Paul Merker**. Er hatte in der mexikanischen Emigration der Versöhnlergruppe angehört. Es füllten sich die Zuchthäuser von Bautzen und Brandenburg, das Konzentrationslager Workuta mit einer neuen Kategorie von Häftlingen: Altkommunisten, Altsozialdemokraten, Antifaschisten.

Der stellvertretende Vorsitzende der westdeutschen KPD, **Kurt Müller**, wurde hinterhältig nach Ostberlin gelockt und unter unsinnigen Beschuldigungen verhaftet. Mit ihm hatte ich jahrelang im KZ Sachsenhausen gesessen.

Als ich Emil Carlebach, meinen ehemaligen Blockältesten im KZ Buchenwald und zur damaligen Zeit führenden KPD-Funktionär in der Bundesrepublik, bei einem seiner Besuche in Ostberlin nach Kurt Müller fragte, winkte er nervös und deprimiert ab:

"Es ist besser, heutzutage solche Fragen nicht zu stellen."

Albert Buchmann, mir eng vertraut durch unsere Sachsenhausener Diskussionen, sagte mir offen: "Ich komme mit all dem nicht mehr mit."

Alle Verhaftungen, Funktionsenthebungen und Maßregelungen wurden in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Slansky-Prozeß gebracht, mit den "Lehren", die aus ihm zu ziehen seien.

Immer stand als Popanz der "Spion" **Noel H. Field**<sup>49</sup> im Hintergrund.

---

<sup>49</sup> Noel Haviland Field / Noël Field (1904–1970), war ein US-amerikanischer Diplomat, marxistischer Aktivist und Informant der sowjetischen GPU. Während des Zweiten Weltkrieges leitete er das Unitarian Service Committee (Hilfswerk) und rettete so zahlreiche Flüchtlinge vor der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Nach Kriegsende wurde er als angeblicher US-Agent Opfer der stalinschen "Säuberungen" im Ostblock. Unter Folter sagten sowohl Noel als auch Hermann Field aus, sie hätten in Osteuropa eine umfangreiche Spionageorganisation aufgebaut. Im Zuge der Säuberung wurden alle, die mit ihm Kontakt hatten, mit dem Vorwurf US-amerikanischer Spionage konfrontiert und in vielen Fällen nach Schauprozessen hingerichtet. Hierbei fanden erpresste Aussagen Fields Verwendung. Zu den Angeklagten des Slánský-Prozesses in Prag gehörten neben Generalsekretär Rudolf Slánský Vladimír Clementis, Ludvík Frejka und Otto Katz. Von den 14 Angeklagten waren elf jüdischer Abstammung; elf Angeklagte wurden zum Tode verurteilt. Mehr oder weniger glimpflich überlebt haben die Kampagne Anna Leibbrand, Leo Bauer, Paula Acker, Paul Merker, Robert Rompe, Franz Dahlem, Philipp Daub, Kurt Müller und Hans Schrecker. Ein Sonderfall war Erich Mielke, der, als Lügner über seine Biographie enttarnt, beinahe vom Ankläger zum Angeklagten geworden wäre. Reichsbahngeneraldirektor Willi Kreikemeyer, im Hilfswerk ein enger Mitarbeiter Fields, hatte eher zufällig Mielkes Aufenthalt im westlichen Exil und dessen Kontakte zum Hilfswerk enthüllt.



Es kam ein Tag, da glaubte ich, nun habe auch meine Stunde geschlagen. Meine "partei-feindliche" Vergangenheit, meine jetzigen Verbindungen wären entdeckt, alles sei zu Ende.

Plötzlich erschien ein Volkspolizist an meinem Arbeitsplatz in der Berliner Bezirksleitung der SED. Ich wurde von der Stelle weg verhaftet. Apathisch folgte ich ins Polizeipräsidium, ganz nach innen gerichtet mit den Kräften der Selbstsuggestion, die mich auch der Gestapo gegenüber gefestigt hatten.

Die Vorstellung "Sie holen dich" hatte mich immerwährend bedrängt. Jetzt war an die Stelle vager Ängste eine eindeutige Situation getreten. Mein Weg war nun klar umrissen. Ich stand vor der ebenso einfachen wie schwer zu lösenden Aufgabe: fest bleiben, niemals den Weg der Entwürdigung, der Selbstbespeigung gehen ..

Gewiß war ich kein "Spion". Aber wie weit waren sie über meine Einstellung, wie weit gar über meine gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Freundschaften informiert? Viel geringere "Belastungspunkte" hätten schon genügt, um im Dunkeln zu verschwinden.

Doch siehe da. Auf dem altbekannten Alex, dem jetzigen Volkspolizei-Präsidium, stellte sich — inzwischen saß ich mit meinen Gedanken in stundenlanger Einzelhaft — ein grotesker Sachverhalt heraus. Ich war das Opfer einer hausbackenen Namensverwechslung geworden. Die unerhörte Anspannung löste sich in einer Lustspielszene auf. Aber mir war doch recht flau zumute, als ich dann anstandslos mit vielen Entschuldigungen aus dem Alex entlassen wurde.

"Warum eigentlich hast du dich so apathisch abführen lassen, blaß wie die Wand und ohne Lärm zu schlagen?" fragten mich nachher argwöhnisch Funktionäre der Bezirksleitung.

Was hätte ich ihnen darauf antworten sollen? ...

### *Die ultraparadoxe Phase*

Lauernde Blicke hatten die Verhaftungsszene begleitet — lauernde Blicke folgten nach.

Es kam die Zeit, da hatte ich allen Anlaß zu fürchten, daß die damalige Farce sich nun als bitterer Ernst wiederhole.

Unberechenbar, urplötzlich schlägt der Blitz aus dem mythisch-unheilschwangeren Dunkel, das über dem Kreml, seiner gottgleichen Figur, der byzantinischen Despotie liegt: Sein Licht erst läßt

erkennen, daß all das, was in den Field-Prozessen bisher an Spannung, Effekten akkumuliert worden war, auf diese zentrale Entladung zielte.

Der Januar-Artikel (1953) der "Prawda" über die Verhaftung von leitenden Ärzten, "Bestien der Menschheit", erscheint. Die "Ungeheuer", Juden zumeist, hätten bereits gestanden, höchste Sowjetführer ermordet und weitere teuflische "medizinische Morde" geplant zu haben. Ihre Verbrechen sollten in der Ermordung "unseres geliebten Führers Stalin" gipfeln.

Das Pamphlet war in einem unverhüllt antisemitischen Gassenton geschrieben und enthielt zum Schluß einige dunkle Andeutungen über "mangelnde Wachsamkeit" höchster Stellen des sowjetischen Staats- und Parteiapparates.

Wenn ich an diese Wochen vom Januar bis März 1953 zurückdenke, zieht sich mir heute noch der Magen zusammen. Eine neuerliche blutige Säuberungskatastrophe zeichnet sich am Horizont ab.

Die böartige Atmosphäre allseitigen Mißtrauens, die Agentenpsychose erreicht nun ihren Höhepunkt. Was heckt der wahnsinnige Greis im Kreml aus? Was seine Kreaturen? Wohin treibt das despotische System? Bisher noch hatte die unmittelbare Nähe der Demokratie, die "offene Grenze" von Ost- nach Westberlin Ulbricht von den übelsten Untaten zurückgehalten. Aber würde das auch jetzt noch der Fall sein, im Paroxysmus der nahenden Blutwelle? Wieder kommt mir Howard Fast's "Spartacus" in den Sinn, die grausige Logik:

*"Gladiator, sei keines Gladiators Freund."*

Sie ist jetzt zum Gesetz meiner Umgebung geworden.

Wenn ich in diesen Tagen zu den üblichen Pressebesprechungen ins ZK gehe — hier wird die tägliche "Sprachregelung" vorgenommen —, so erscheint öfter als sonst Walter Ulbricht an der Seite seines Adlatus **Hermann Axen**, der normalerweise die Befehlsausgabe an die führenden Redakteure von Presse und Rundfunk leitet. Ich meine, einen taxierenden, prüfenden Blick zu spüren, fühle ihn körperlich, so als musterten die Ankläger von morgen schon ihre zukünftigen Opfer.

An dem Sonntagvormittag, der den Rundfunkberichten über den "Prawda"-Artikel folgt, gehe ich zu **Bruno Baum**. Soeben ist im "Neuen Deutschland" die Übersetzung der Moskauer Veröffentlichung im Wortlaut erschienen.

Bruno Baum ist wie ich Sekretär der Berliner Bezirksleitung der SED. Mein Bereich ist die Agitation. Er ist für das heikle Gebiet der Wirtschaftsaufgaben verantwortlich. Bruno Baum ist gelernter Elektriker, Autodidakt. Wir haben im Zuchthaus Brandenburg in einer Zelle gesessen, sind später in Auschwitz wieder zusammengetroffen: ich als Mitglied der

konspirativen Leitung des Außenlagers Budy, er als Mitglied der zentralen Leitung des Stammlagers Auschwitz.

Der kleine, stämmige, hartgesottene Bruno hat von der Zeit, da er noch Mitglied der Roten Jungfront, später des Roten Frontkämpfer-bundes war, einen romantisch-abenteuerlichen Hang zum Militärischen behalten. Doch im Unterschied zum anarchistisch-genialischen Michael-Kohlhaas-Typ eines Erwin Kerber ist er ein stets disziplinierter "Soldat" preußisch-sowjetischer Observanz. In der Zeit der großen Säuberungen war er Schüler der Moskauer Lenin-Schule (zentrale internationale Parteihochschule der Komintern), überlebte, von der Parteimaschine glattgeschliffen, wurde jedoch eines Tages zur illegalen Arbeit ins faschistische Deutschland abkommandiert.

Gleich beim ersten "Treff" in Berlin, seiner Heimatstadt, ging er hoch — unter nie geklärten Umständen.

Jeder, der damals aus Moskau ins Dritte Reich geschickt wurde, wußte, daß er auf Himmelfahrtskommando ging, meinte aber auch, seine unabdingbare antifaschistische Pflicht zu tun. Keiner der Abkommandierten aber wußte in jenen dunklen Tagen, ob er — wie es offiziell ausgegeben wurde — als Auszeichnung empfinden sollte, was vielleicht nur ein getarntes Todesurteil war.

Bruno Baum verbirgt ursprüngliche Gutmütigkeit und innere Unsicherheit unter übertrieben selbstsicherem Auftreten. An diesem Sonntag aber sehe ich ihn zum erstenmal bestürzt und verwirrt. Er weiß durch eigene Erfahrung aus seiner Moskauer Zeit, was dieser "Prawda"-Artikel bedeutet. Ich bin viel zu erregt, um taktischen Erwägungen zu folgen, wage eine offene Sprache. Zudem ist Bruno Baum selbst verstört, fahrig, deprimiert — er, der in Auschwitz selbst in den bedrohlichsten Situationen unerschütterliche Ruhe ausstrahlte.

"Ich glaube kein Wort von dem, was hier steht", bricht es aus mir heraus, "es geht wieder los, schlimmer als je zuvor."

Und der parteiergebene Bruno Baum, sonst der treueste der Treuen, erwidert: "Natürlich ist das Quatsch mit den Ärzten, aber gegen wen geht es eigentlich? Ist jetzt Molotow dran?"

"Auf alle Fälle wird Stalin gegen die Juden losschlagen, sie am Ende als *illoyale Nation* deportieren, wie einst die Kalmücken, von denen uns **Mia Niederkirchner**<sup>50</sup> erzählte. Die jüdischen Parteimitglieder werden liquidiert, und nicht nur sie. Er wird alle umbringen, die zuviel wissen, verlaß dich drauf. Jetzt verschafft er sich seine Endgloriole. Berija wird

---

<sup>50</sup> Mia Niedeckirchner (1911-1982) (Brandt schreibt "Maria") war eine Schwester der Widerstandskämpferin Katja (Käthe) Niederkirchner (1944 im KZ Ravensbrück erschossen).

den Weg Jagodas und Jeschows gehen. Er verfährt mit seinen Sicherheitsleuten wie der Auschwitz Lagerkommandant Höß mit den *Sonderkommandos* ..."

"Heinz", unterbricht Bruno Baum, "so geht es nicht! Wie ein wildgewordener Handfeger ..."

"Was brauchst du denn, um wild zu werden? Was soll noch geschehen? Pawlow würde sagen, das ist die ultraparadoxe Phase. Das ist Stalins ultraparadoxe Phase, und die hier werden ihm folgen wie bisher."

Ich wechsele zum Persönlichen hinüber. "Was würdest du denn machen, wenn du verhaftet würdest?"

"Das kann ich dir ganz genau sagen", meint Bruno Baum. "Das habe ich mir nämlich schon in Moskau überlegt, damals bei den Säuberungen, an der Lenin-Schule. Ich würde auch in Sibirien, auch in Workuta durch meine Haltung beweisen, daß ich Kommunist bin, durch nichts zu erschüttern. Ich falle nicht gleich aus allen Wolken, wie du."

"Und wie ist es mit den Geständnissen?"

"Mich würden sie nie zu solch einem ulkigen *Geständnis* bringen; das können sie mit anderen machen, nicht mit mir."

"Um so eher würden sie dich liquidieren."

"Sollen sie doch, dann sterbe ich als Kommunist."

"Mit einem Hoch auf Stalin!"

"Mit einem besonders lauten."

"Tut mir leid, da komme ich nicht mit."

"Kommunisten, Heinz, kommen mit allem mit."

Wenn er auch — wie stets — mit seiner Überlegenheit, seiner "Härte" posierte, er meinte es so, wie er es sagte. Und doch war es ein ganz anderer Bruno Baum, als ich ihn je kennengelernt hatte. Hätte er sich sonst auf eine solche Diskussion überhaupt eingelassen? Hätte er sich sonst im Verlaufe unseres Gespräches verplappert und eingestanden, daß **Hanna Wolf**, Direktorin der Parteihochschule, entgegen seiner eigenen eisernen Haltung eingestanden habe, sie würde Selbstmord begehen, falls man sie verhaften sollte? Eines Dinges konnte ich auf alle Fälle sicher sein: Bruno Baum war kein Denunziant.

Bald darauf zog mich Hans Jendretzky zur Seite. **Hans Jendretzky**<sup>51</sup> war damals Erster Sekretär der Berliner Parteiorganisation der SED und Mitglied des Politbüros. Vor 1933 hatte er wie ich in Weißensee gewohnt. Ich kannte ihn aus unserer dortigen Partezelle, er sympathisierte mit uns Versöhnlern. Ich hatte ihn dann, während unserer Haft, auf dem Berliner

---

<sup>51</sup> Gustav Ernst Hans Jendretzky (1897–1992) war Politiker (USPD, KPD, SED) in der Weimarer Republik und der DDR. Sein politischer Aufstieg wurde 1953 gebremst, nachdem er nach dem Aufstand des 17. Juni als Anhänger der Zaisser-Herrnstadt-Gruppe seiner Funktionen enthoben wurde.

Polizeipräsidium und im Zuchthaus Luckau wiedergetroffen. Dort hatte er an unseren kritischen Diskussionen teilgenommen.

Hans, sonst kein Freund von langen Umschweifen, rasch zur Hand, wenn es galt, eine neue Arbeit anzupacken, druckste herum; es fiel ihm sichtlich schwer zu sprechen:

"Es werden jetzt unangenehme Dinge auf dich zukommen. Nimm sie nicht schwer und vor allem nicht persönlich. Die Kaderunterlagen der Genossen jüdischer Abstammung werden auf Grund der mulmigen Ärztesache zur Zeit überprüft. Was genau dahintersteckt, weiß ich selbst nicht, und ich habe mich gehütet, danach zu fragen. Eins ist aber sicher, sie beginnen oben (im ZK), dann erst kommen wir 'ran, die Bezirksleitungen. Es ist also noch Zeit. Wenn es so weit ist, sage ich es dir schon."

Daß es nicht nur um mich ging, war ein zweifelhafter Trost. Außerdem konnte ich nichts weniger gebrauchen als eine intensive Beschäftigung mit mir.

Nein, um mein Gespräch mit Bruno Baum brauchte ich mir keine Sorgen zu machen. Es waren nur einige Tage vergangen, und er tat etwas, was früher undenkbar gewesen wäre. Er vertraute mir — gegen alle Regeln der Wachsamkeit und parteiinternen Verschwiegenheit — ein beunruhigendes Geheimnis an.

Seit seiner langjährigen Haft sah Bruno immer blaß aus, aber an diesem Tage war er noch fahler und schnaufte kurzatmig beim Sprechen, als käme das Herz nicht mit:

"Eben war Tarchow bei mir ..."

Tarchow war der Beauftragte der russischen Kommandantur und des NKWD für die Berliner Bezirksleitung. Er erhielt sämtliche Berichte und nahm ständig an den Sekretariatssitzungen der Bezirksleitung teil. Sein besonderes Hobby war es zu berlinern. Er wollte damit beweisen, wie sehr er mit den Berliner Verhältnissen vertraut war. In der Zeit des Dritten Reiches hatte er — wenn ich nicht irre — (ebenso wie sein Vorgänger Sajzew) der sowjetischen Botschaft in Berlin angehört. Persönlich war er recht umgänglich und gut zu leiden, wenn man von der Politik, die er zu vertreten hatte, absah. Später leitete er die russische Repatriierungskommission in Berlin.

Ich ahnte, was jetzt kommen würde, hatte mir doch bereits Hans Jendretzky diesen Tarchow als Quelle seiner Information genannt. "Na und ", sagte ich leichthin.

"Eine blöde Geschichte, hat mir gar nicht gefallen."

"Dann hängt es bestimmt mit dem Prawda-Artikel zusammen."

"Fang nur nicht wieder mit deinen wilden Reden an. Sie sind weniger am Platze denn je. Er wollte wissen, wer in meinem Bereich jüdischer Abstammung sei. Stell dir das mal vor. Ich habe es ihm natürlich gegeben", Brunos Kraftmeiertum klang nicht sehr überzeugend. " *Oh, niemand*, habe ich geantwortet, *außer mir keiner*.

Stell dir vor, er hat nicht geahnt, daß ich Jude bin. Hätte mich sonst bestimmt nicht gefragt. Dann sagte ich ihm: *Ihre Frage verstehe ich nicht ganz, Genosse Tarchow, bisher war ich sie nur von den Nazis gewohnt!* Hat sich gar nicht wohl gefühlt in seiner Haut, der liebe Tarchow. Ich sage ja immer, man muß den Freunden (so wurden die Angehörigen der russischen Besatzungsmacht innerhalb der SED bezeichnet) nur entschieden gegenüberreten. Ich komme glänzend mit ihnen zurecht. Die werden nur von den anderen Genossen verdorben, weil die ihnen ständig in den Hintern kriechen. Zuletzt habe ich dem Tarchow noch gesagt, wenn ihn das interessiert, soll er doch zu **Fritz Reuter** gehen, der ist doch Kadersekretär und nicht ich."

"Von dem habe ich ihn gerade 'rausgehen sehen. Wir haben's ja weit gebracht", sagte ich, "ob du nun Tarchow entgentrittst oder nicht. Es geht los bei uns. Seid wachsam, Genossen! ..."

Bruno Baum sah mich mißbilligend an. Ich hatte das Gefühl, er fürchtete mehr für mich als für sich. Dabei kannte er von mir nichts anderes als meine gelegentlichen Offenherzigkeiten, denen ich die Form rein gefühlsmäßiger Ausbrüche gab, als schwanke ich hin und wieder, lasse mir aber "den Kopf wieder zurechtsetzen".

In der nächsten Sekretariatssitzung gab Fritz Reuter bereits — wenn auch verdeckt — eine ideologische Begründung für die zu erwartende "Sonderbehandlung" der jüdischen Mitarbeiter: "Wir mußten", so meinte er vage, "ja auch die Funktionäre aus der Westemigration besonders unter die Lupe nehmen, infolge der Lehren des Slansky-Prozesses. Ist es nicht eine Tatsache — und das hat doch mit rassistischem Antisemitismus überhaupt nichts zu tun —, daß die Juden zumeist kleinbürgerlichen Schichten entstammen, sozial nicht mit der Arbeiterklasse verbunden sind und überall im Westen Verwandte und Bekannte haben? Daher bilden sie für den Klassengegner sehr geeignete Ansatzpunkte, stellen einen Unsicherheitsfaktor dar."

Offenbar hatte er die Lektion Tarchows gut gelernt, die Bruno Baum unterschlagen worden war, als er sich unversehens als Jude entpuppte.

Mehr noch als Brunos Warnung hatten mir die Worte Hans Jendretzkys zu denken gegeben. Er war mir sehr zugetan. Wenn die Aktion auf die Bezirksleitung zukam, durfte ich keine Stunde mehr warten. Er würde es mich rechtzeitig wissen lassen, hatte er versichert.

Meine Familie und ich mußten ständig startbereit sein, um im gegebenen Moment über die Pankower S-Bahn-Linie nach Westberlin entkommen zu können.

Diese Linie — es war ja noch lange vor der Mauer — hatte den großen Vorzug, daß sie im Osten begann, dann durch Westberlin führte, später aber wieder Ostberliner Stadtteile (wie z. B. den Bahnhof Friedrichstraße) erreichte. Jeder Fahrgast also, der diese Linie benutzte und in Pankow einstieg, konnte das unverdächtige Reiseziel Bahnhof Friedrichstraße angeben.

Nur noch auf Abruf hier leben ... Wird es noch zur Flucht nach Westberlin reichen? Nicht die Nerven verlieren! Nicht vorzeitig das Spiel aufgeben! Was sich jetzt entwickelt, kann sich nicht halten. Unvermeidlich wird dieses Tollhaus einstürzen. Ein Zusammenbruch aber, dessen Wirbel einen über Nacht mitverschlingen kann.

Da sind sie wieder — jene Nächte der Nazizeit. Unruhiger Schlaf im Morgengrauen. Gleich wird es klopfen, gleich wird es klingeln: Haus-suchung, Verhaftung.

### *Gute Botschaft*

Hans Herzberg ist am Telefon, Leiter des ostdeutschen Nachrichtenbüros ADN. "Soeben meldet TASS: Stalin liegt im Sterben."

"Hast du es selbst gehört?"

"Ich habe es selbst gehört."

"Und nicht von einem westlichen Nachrichtendienst?"

"Da auch."

In den Märchen aus "Tausend und einer Nacht" wird ein Bote, der eine erlösende Nachricht bringt, vom Sultan mit köstlichen Geschmeiden belohnt. Nein, ich war kein Sultan, durfte Hans nicht einmal andeuten, was mir seine Botschaft bedeutet.

Mein erster Gedanke: Diesmal ist es anders herum gekommen, diesmal hat er nicht sein Politbüro, sondern sein Politbüro ihn beseitigt.

Stalin ist alt. Aber diese "Erkrankung" zu diesem Zeitpunkt, unmittelbar nach dem Beginn der unheilschwangeren Ärztekampagne, dürfte schwerlich natürlicher Ursache sein. Ein Jahrzehnte alter Traum scheint sich erfüllt zu haben: Palastrevolution im Kreml.

Sieh an, der Große Meister hat seine Meister gefunden. Sicher ist er schon tot. Was wird jetzt geschehen? Dort und hier?

Hans Herzberg ist am Telefon: "TASS meldet: Alle verhafteten Ärzte sind freigelassen. Sie sind rehabilitiert, ihre Geständnisse gegenstandslos, weil durch" — und jetzt läßt Hans Herzberg seine Worte auf der Zunge zergehen — "*physischen Druck* erpreßt ..."

"Durch physischen Druck?"

"Durch physischen Druck!"

Die Nachricht war aufwühlend, weltbewegend.

Mit den beiden Worten "physischer Druck" waren alle späteren, langatmigen offiziellen Veröffentlichungen und Enthüllungen — sie gipfelten in Chruschtschows Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) — im Kern vorweggenommen. Mit den wenigen dürren Sätzen der TASS-Meldung war der Schleier von *sämtlichen* Schauprozessen gezogen worden; authentisch, dokumentarisch! Das düstere Geheimnis der absurden Geständnisse und Selbstbezeichnungen war nun offiziell gelüftet.

Haben wir es nun durchgestanden? frage ich mich.

Ich war fest überzeugt damals — und bin es heute noch —, daß den drei sensationellen TASS-Meldungen, der von Stalins "Erkrankung", der von seinem Tod und der endlich von der Freilassung und Rehabilitierung der Ärzte, ein blutiges Drama vorausgegangen ist. Was mag sich hinter den dicken Kreml-Mauern abgespielt haben?

Die asymmetrischen, bunten Kuppeln der Basilius-Kathedrale, Wahrzeichen byzantinischer Despotie, erscheinen mir als ebenso stumme wie beredete Zeugen des dramatischen Gottesmordes an jenem Moskauer Vorfrühlingstag, da das Tauwetter anhub und der rote Schnee zu schmelzen begann.

Ich stelle ihn mir vor, den "weisen" Alten, vor seinem Ende: Größen- und verfolgungswahnsinnig sieht er sich in seinem Park inmitten der Denkmalsallee gipserner, marmorner Stalinbildnisse in vervielfältigter Größe widergespiegelt — und von Wölfen umheult. Er durchschaut die Menschen ... Alle ringsum, alle insgesamt: Wölfe. Er aber ist unverwundbar, unsterblich, steinern, aus Marmor. Wie sich die Wölfe täuschen werden. An ihn kommen sie nicht heran. Sie werden sich selbst fressen, gegenseitig.

Er kritzelt sie dem indischen Botschafter — es ist der letzte Besucher, den er empfängt — auf sein Schreibpapier.

"Alles Wölfe", erläutert er, "alles Wölfe."

Auf seine Weise informiert er die Staatsmänner in aller Welt über das große Spiel, das nun anheben soll .. .

Wölfe .. .

Das ist heute das Menschenbild Stalins.



Karl Marx aber war der Auffassung, daß jede "praktisch mögliche Befreiung" allein "auf dem Standpunkt der Theorie" denkbar sei, "welche den Menschen für das höchste Wesen des Menschen erklärt" ("Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, Einleitung").

Von seinen Eigen-Denkmalern umringt — und den Wölfen — hat Stalin seinen letzten Entschluß gefaßt:

- Kein Zeuge dessen, was geschehen seit **Kirows**<sup>52</sup> Ermordung, darf überleben, und keiner auch von denen, die seine Nachfolgerschaft antreten möchten.

- Für die Juden, die ewig kritischen Geister, diese illoyale Nationalität — Hitler hat ihm diese Mühe leider nicht gänzlich abnehmen können — wird nun eine endgültige "Lösung" erfolgen: Deportation nach Biro-Bidjan. Er wird sie ghettosieren, dezimieren.

Der weise Stalin, orientalischer Despot, hat bei diesen beiden Plänen die beiden orientalischen Weisheiten nicht bedacht:

- Es ist letztlich keinem Tyrannen gelungen, seinen Nachfolger zu beseitigen; und:

- Es ist noch keinem Tyrannen gelungen, mit seinen Juden fertigzuwerden.

Nun also hatten es alle erfahren, wie die Geständnisse der Schauprozesse zustande gekommen waren: Stalins NKWD hatte sie aus den unglücklichen Opfern herausgeschlagen.

Dann ließ sich auch das Märchen von den Field-Prozessen keinen Tag länger aufrecht erhalten. Dann war es an der Zeit, ganz andere "Lehren aus dem Slansky-Prozeß" zu ziehen, als sie Ulbricht eben noch verlangt hatte, ja immer noch verlangte, so, als sei gar nichts geschehen, so, als sei nach dem Heimgang des "geliebten weisen Lehrers aller Völker" dessen blutiges Vermächtnis zu erfüllen.

Gerade jetzt nach Stalins Tod — in der Zeit von März bis Juni 1953 — hebt das dunkelste, folgenschwerste Kapitel in der Geschichte der DDR an: Die SED betreibt über Stalins Grab hinaus dessen Politik weiter; Stalins Gespenst nimmt Ulbricht bei der Hand und läßt ihn eine Saat säen, die böse aufgehen soll.

Die Ironie der Geschichte will es, daß gerade zu diesem Zeitpunkt noch einmal — vielleicht zum letztenmal — eine reale Chance für die deutsche Wiedervereinigung am politischen Horizont sichtbar wird.

Sie taucht auf — und geht verloren ...

---

<sup>52</sup> Sergej M. Kirow war ein enger Gefolgsmann Stalins. Bei der geheimen Wahl zum ZK auf dem XVII. Parteitag der KPdSU 1934 stimmten 292 Delegierte gegen Stalin und nur drei gegen Kirow. Ebenfalls noch 1934 wurde er durch einen Kopfschuß ermordet. Dieser nie geklärte Mord war eine der Bgründungen für Stalins nun einsetzende "Säuberungen".

*Amoklauf*

Mir ist es bis auf den heutigen Tag unklar, auf welchen der Epigonen Stalins Ulbricht sich in diesen verhängnisvollen Frühlingstagen stützte, als in Moskau das erste Tauwetter einsetzte, in Ostberlin aber der schärfste Frost. Mag sein, daß es sich aber auch um einen Alleingang Ulbrichts handelte, daß er versuchte, vollendete Tatsachen zu schaffen.

Sicherlich war ihm daran gelegen, die beginnende Moskauer Kettenreaktion zu bremsen, als retardierendes Moment in die Moskauer Entwicklung einzugreifen. Ulbricht hielt sich wohl für den prinzipientreuesten Schüler Stalins im Weltkommunismus und damit von der Geschichte berufen, "Aufweichungserscheinungen" im sowjetischen Zentrum von der Peripherie her entgegenzuwirken.<sup>53</sup>

Vielleicht blieb diesem Monomanen der Macht, dem Exponenten der schmalen, herrschenden Kollaborateurklasse jetzt nichts mehr anderes übrig als ein Amoklauf. Wie dem auch sei: Ulbricht begann mit Maßnahmen, die sowohl in deutscher als vor allem auch in Moskauer Sicht nur als provokativ empfunden werden konnten.

Die Preise für Fleisch, Zucker, Marmelade und andere Lebensmittel wurden heraufgesetzt, die Arbeiterrückfahrkarten aufgehoben, dem Mittelstand die Lebensmittelkarten (die damals in der DDR auf Grund des Lebensmittelmangels noch notwendig waren) entzogen. Der Kollektivierungsdruck auf die Bauern und Handwerker wurde verstärkt, die "Junge Gemeinde" (die Jugendorganisation der evangelischen Kirche) und andere religiöse Organisationen und Einrichtungen verfolgt.

Im Politbüro wurde bereits erwogen, auf "Budapester Weise" in den Großstädten der DDR Wohnraum zu beschaffen, d. h. durch Exmittierung "parasitärer" Mittelstandsschichten und Hauseigentümer aufs Land.

Die "Republikflucht" — vor allem von Westberlin aus, dem Loch im Eisernen Vorhang — verdoppelte sich. Die Versorgungslage wurde immer schlechter. Die Unzufriedenheit und Empörung wuchs. Und wie zum Hohn erklärte das ZK der SED — in der stereotypen Agitation, die von Ulbricht und Hermann Axen betrieben wurde —, all diese Maßnahmen stellten "Schritte zur Verbesserung des Lebens" dar.

Ermutigt durch meine optimistische Deutung der Moskauer Ereignisse begann ich, offener aufzutreten. Bei den Pressebesprechungen im ZK und im Sekretariat der Berliner Bezirksleitung wandte ich mich gegen die

---

<sup>53</sup> Vgl. analoge Bestrebungen Honeckers gegenüber Michael Gorbatschows neuem Kurs (1988).

verlogene Beweisführung über die angebliche Verbesserung der Lebenslage:

"Die Arbeiter erfahren täglich, wie sich ihre Lage verschlechtert. Unsere Agitation aber will ihnen weismachen, daß ihr Leben ständig besser wird. Dieses krasse Mißverhältnis zwischen Wirklichkeit und Argumentation macht die Partei unglaublich, raubt ihr jegliche Autorität bei den Massen."

Es war das ein Angriff auf einem Nebenkriegsschauplatz, doch auch das wurde als gefährlich empfunden.

**Alfred Neumann**, Ulbrichts Vertrauensmann im Berliner Sekretariat (nach dem 17. Juni Erster Sekretär der Berliner Bezirksleitung; nach den Ereignissen in Polen und Ungarn ZK-Sekretär und Politbüro-Kandidat, heute stellvertretender Ministerpräsident und Wirtschaftsplaner, Vollmitglied des Politbüros) erklärte drohend:

"Genossen, die so reden, weichen vor der Hetze des Klassenfeindes zurück. Sie lamentieren, anstatt die Agitation der Partei offensiv in die Betriebe zu tragen."

Alfred Neumann war ein linkischer Riese, der sich bieder und natürlich gab, als trete er eben einmal als Nachbar ins Zimmer. Er spielte nicht den großen Herrn und wußte schnell Vertrauen zu gewinnen. Doch während sein breiter Mund noch anteilnehmend-verständnisvolle Worte fand, erspähten seine wachen Augen schon Charakteristika seines Gegenübers. Hinter der hohen Stirn speicherte er pedantisch Daten. Er war eine lebende Kader-Kartei. Kaum war er dann allein, so zog er ein Notizbüchlein aus der Tasche und trug Stichworte ein.

Aus diesen systematischen Telegrammstil-Notizen entstanden Mosaikgemälde seiner Mitarbeiter, Vorgesetzten und Untergebenen. Das war eine Fähigkeit so ganz nach dem Sinne von Walter Ulbricht. Und Alfred Neumann begriff sehr bald, daß sie den Grundstein für seine Karriere abgeben konnte — er wurde einer der eifrigsten Informanten des faktensüchtigen Parteichefs.

In einer Sekretariatssitzung der Berliner SED-Bezirksleitung rühmte er sich einmal — dazumal leitete er die Wirtschaftsabteilung des Berliner Magistrats —, daß er über alle ihm Unterstellten Buch führe, über ihre Fehler, Vorzüge, guten und mangelhaften Leistungen. Nach jeder Unterredung trage er "Ergänzungen" ein, so daß er "seine Leute aus dem ff" kenne und beurteilen könne.

Kaum entschlüpft, war ihm dies Geständnis peinlich, aber wir wußten ohnehin, daß er mit uns auf gleiche Weise verfuhr und Walter Ulbricht eilfertig jedes kritische Wort aus unseren Sitzungen zutrug.

Ich erbat über Hans Jendretzky eine Unterredung mit **Rudolf Herrnstadt** — damals noch Chefredakteur des "Neuen Deutschland" und Politbüro-Kandidat. Er schob zwar seinen Stellvertreter Heinz Friedrich vor, aber das Ergebnis war doch ein offener Angriff des "Neuen Deutschland" gegen die schönfärberische Agitation des Zentralkomitees. **Elli Schmidt**,<sup>54</sup> ehemalige Frau von Anton Ackermann, brachte den Mut auf, mit ihrem Namen dafür zu stehen.

Jeder wußte, auf wen dieser Angriff gezielt war. Walter Ulbricht aber tat, als sei er nicht gemeint, und machte sein Faktotum Hermann Axen zum Prügelknaben für die von ihm selbst stammende Lügen-Agitation. Hermann Axen wiederum sah nicht in den aufbegehrenden Arbeitern, die nach Wahrheit verlangten, sondern in uns Kritikern die Ursache seines Debakels.

Den Hintergrund all dieser Ereignisse aber bildete die folgenschwere Entwicklung im Kreml.

**Berija** und **Malenkow** begannen mit ihrem Wettlauf um die Gunst der Massen. Sie erleichterten das harte Los der Kolchosbauern, sie erhöhten die Produktion von Konsumgütern, sie begannen bewußt und planmäßig, den Geheimdienst-Terror abzubauen. Sie eröffneten Verhandlungen mit England und den USA, um vor dem Volke als erfolgreiche Staatsmänner dazustehen, denen Entspannung und Friede zu verdanken sei.

Zweifellos war der Kreml über die anwachsende Mißstimmung in der DDR informiert und beunruhigt. Die neuen Männer im Kreml waren bestrebt, auch in der DDR die Versorgungslage zu verbessern. Sie versprachen umfangreiche Lieferungen. Offensichtlich wollten sie die möglichen Folgen jener großen Wendung abfedern, die von ihnen vorbereitet wurde, von der jedoch keiner von uns etwas ahnte. Ulbricht seinerseits hoffte wohl, seinen harten Kurs des "verschärften Klassenkampfes" mit den erwarteten russischen Lebensmitteln zu verbrämen.

So kam es, daß jene fiktiven — weil nicht mehr rechtzeitig eintreffenden — russischen Lieferungen paradoxerweise zwei diametral entgegengesetzten politischen Taktiken dienen sollten: dem Amoklauf Ulbrichts und den Agreement-Bestrebungen Berijas und Malenkows, für die sich schon eine Fraktion in der SED-Spitze bereithielt.

---

<sup>54</sup> Elli Paula Schmidt (1908-1980) war Kandidatin des Politbüros des ZK der SED und Vorsitzende des DFD in der DDR. 1953 wurde sie wegen ihrer scharfen Kritik an Walter Ulbricht und Unterstützung von Wilhelm Zaisser und Rudolf Herrnstadt ihrer leitenden Funktionen in der SED und im DFD enthoben und 1954 nach einer Parteirüge aus dem ZK der SED ausgeschlossen. Sie arbeitete bis 1967 als Direktorin des Instituts für Bekleidungskultur (zuletzt Modeinstitut der DDR). Am 29. Juli 1956 wurde Schmidt vom ZK der SED rehabilitiert.

*Hermann Axen*

Ich habe diesen **Hermann Axen**<sup>55</sup> nie gemocht.

Sein aalglattes Gebaren, der biedermännische Schmelz in der öligen Stimme — welch Kontrast zu den kalten, stechenden Augen — waren mir unsympathisch. Er war gewitzt, raffiniert, trickreich, einer von denen, die den Eindruck erwecken, sie lügen selbst dann, wenn sie ausnahmsweise die Wahrheit sagen.

Er hatte ein eigenartiges, für ihn bezeichnendes Hobby: die Produktion von falschen Dokumenten. Er war so eitel auf diese Virtuosität, daß er sogar einmal — entgegen allen Regeln der Konspiration —, als ich unvermutet in sein Zimmer trat, fortfuhr, seiner Sekretärin den Rohentwurf für solch ein "Dokument" zu diktieren. Bald darauf fand ich sein Elaborat mit geringfügigen Veränderungen als "enthülltes amerikanisches Dokument" im "Neuen Deutschland". Empörte amerikanische Bürger hätten es der "sozialistischen Öffentlichkeit" übermittelt.

Dieses Dokument war durchaus ernst gemeint, aber es war so primitiv und plump gefälscht, daß es sich selbst entlarvte.

Mein erster Zusammenstoß mit Hermann Axen lag Jahre zurück.

Bei einer Bezirks-Delegiertentagung der Berliner SED im "volkseigenen" Betrieb Bergmann-Borsig saß ich mit ihm gemeinsam in der Redaktionskommission. Ich frage ihn unter vier Augen nach dem soeben aus Westberlin verschleppten **Dr. Linse**<sup>56</sup>:

"Das ist doch eine sehr schlimme Sache — sie schadet uns ungemein. Was soll uns das einbringen?"

Hermann Axen fragte zynisch, drohend zurück: "Wieso geht dir das Schicksal von Spionen so zu Herzen? So wird es jedem ergehen, der..."

---

<sup>55</sup> Hermann Axen (1916–1992) war ein kommunistischer Widerstandskämpfer und späterer DDR-Politiker. Er war von 1935 bis 1937 und von 1940 bis 1945 inhaftiert .

Er kam aus einer jüdischen Familie und trat mit 14 aus der jüdischen Gemeinde aus.

Axen war von 1946 bis 1949 Sekretär des Zentralrats der FDJ, von 1950 bis 1953 und von 1966 bis 1989 Sekretär des ZK der SED. Von 1956 bis 1966 war Axen Chefredakteur des SED-Zentralorgans Neues Deutschland. Von 1970 bis 1989 gehörte er dem Politbüro des ZK der SED an, dessen außenpolitische Kommission er leitete.

<sup>56</sup> Walter Linse (1903–1953) war. Er arbeitete für den West-Berliner Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen (UFJ), der Menschenrechtsverletzungen in der DDR dokumentierte. Am 8. Juli 1952 wurde er vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) nach Ost-Berlin entführt und im Dezember 1953 im Moskauer Butyrka-Gefängnis hingerichtet. 1996 wurde er als politisches Opfer durch den russischen Generalstaatsanwalt rehabilitiert. Seine frühere Tätigkeit während der Zeit des Nationalsozialismus als Beauftragter für die "Arisierung" jüdischer Unternehmen bei der Industrie- und Handelskammer wurde 2007 in der Öffentlichkeit bekannt und zum Anlaß einer anhaltenden Kontroverse über sein damaliges Verhalten und seine Persönlichkeit.

"Du sprichst wie Ahasverus über Hamann im Buche Esther ..." Axen lief rot an — er liebte es nicht, an seine konfessionelle Vergangenheit erinnert zu werden ...

Jetzt nach Stalins Tod häuften sich die Konflikte mit Axen.

Walter Ulbricht hatte soeben den Aufbau einer neuen, einer "sozialistischen" Stadt angekündigt. Sie sollte zu Ehren des großen Verstorbenen "Stalinstadt" heißen.

"Wir werden schöne gesellschaftliche Bauten errichten, die einer sozialistischen Stadt würdig sind", erklärte Walter Ulbricht, "und darum wird in Stalinstadt auch keine Kirche gebaut werden. Der neue Mensch, der sozialistische Mensch, der in Stalinstadt wohnen wird, wünscht sich schöne Kulturhäuser, nicht aber Kirchen" — so postulierte Ulbricht.

Die Kirchenvertreter liefen Sturm. Bei der nächsten Pressebesprechung kam das Thema zur Sprache. Axen gab die Sprachregelung, wie gegenüber den "Pfaffen" zu argumentieren sei.

Ich gab zu bedenken:

"Wir können doch nicht die Menschen reglementieren. Ist denn die ganze Sache überhaupt schon im Politbüro ausdiskutiert?"

"Ausdiskutiert" bedeutet im Parteijargon, daß ein bestimmtes Vorhaben innerhalb der Parteispitze bereits diskutiert und beschlossen worden ist.

Hans Jendretzky hatte mir nämlich anvertraut, daß dies ein Alleingang von Ulbricht sei, der im Politbüro keineswegs allgemeine Zustimmung gefunden habe.

"Ich stelle fest", sagte Axen schnoddrig, "Genosse Brandt ergreift Partei für die Pfaffen."

Er fand keinen Beifall für diese "witzige" Replik.

Axen denunzierte mich bei Walter Ulbricht und erklärte: "Dieser Heinz Brandt stellt überhaupt immer so *eigenartige* Fragen."

Aber damals war schon Sand in Ulbrichts Getriebe. So erfuhr ich Axens Denunziation brühwarm aus dessen eigenem Sekretariat.

Am Vorabend des 1. Mai 1953 bat Hermann Axen mich zu sich in sein Büro. Er gab die letzten Agitationsanweisungen für die Demonstration am nächsten Tag. Dann lächelte er verkniffen und sagte nebenhin:

"Morgen darf das Bild von **Franz Dahlem** (zur damaligen Zeit Kader-Sekretär und Pol-Büro-Mitglied) bei der Bild-Parade der Pol-Büro-Mitglieder nicht mitgeführt werden. Die Bilder von ihm müssen noch vor Beginn der Demonstration im Schuppen vernichtet werden. Du bist verantwortlich."

Augenblicklich fiel mir Tschoppes hysterische Frage, die Flüsterpropaganda, ein: "Wer wird der deutsche Slansky sein?"

Damals aber hatte Stalin noch gelebt. Nun war er tot — wie mir schien, auch politisch — und diejenigen rehabilitiert, die er noch hatte vernichten wollen. Was sollte nun noch dieser gespenstische Mummenschanz?

Ich stellte mich naiv und stotterte:

"Ja, aber Dahlem ist Pol-Büro-Mitglied ... Es gibt keinen Beschluß ... Ich habe weder von Hans Jendretzky etwas gehört, noch gibt es einen Hinweis im *Neuen Deutschland*. Solange ich keinen Beschluß sehe — schwarz auf weiß —, rühre ich keinen Finger."

Axen wurde eiskalt: "Es gibt interne Beschlüsse, die noch geheimgehalten werden. Provoziere nicht!"

"Ich werde mich erst einmal bei Hans [Jendretzky] erkundigen. Das alles klingt verrückt, gar nicht mehr zeitgemäß."

Ich ging zu Hans, aufgebracht, beunruhigt.

"Das war wieder einmal zu weit vorgeprellt von dir", sagte Hans bedrückt, "Franz ist in die Slansky-Geschichte hineingezogen und interimistisch aller Funktionen enthoben. Es gibt tatsächlich einen solchen streng vertraulichen Pol-Büro-Beschluß, aber er muß erst einmal vom nächsten ZK-Plenum bestätigt werden ..."

Ich verstand Hans.

"Bis dahin kann ja noch manches geschehen", sagte ich.

"Das hängt von unseren Freunden (den Russen) ab", seufzte Hans. "Einmal muß sich ja der neue Wind von dort auch bei uns auswirken", meinte ich leichthin.

"Hoffentlich", sagte Hans ziemlich kleinlaut. Und dann, wie nach plötzlichem Entschluß: "Weißt du, wir zeigen den Entwurf für meine 1.Mai-Ansprache am besten vorher noch Rudolf Herrnstadt. Wenn wir nur nicht zu weit gegangen sind ..."

Diese Ansprache hatten wir am vorangegangenen Tage gemeinsam ausgearbeitet. Sie war auf den Verständigungsgedanken aufgebaut, die durch Malenkows und Churchills Vorschläge für eine Gipfelkonferenz gekennzeichnet waren. Kurz aufeinander waren Artikel in der "Times" und in der "Prawda" gefolgt, in denen sich eine weitgehende Übereinstimmung zeigte.

Nach wenigen Stunden schon sandte Herrnstadt das Manuskript zurück. Nichts war verändert, aber dort, wo von den sowjetischen Verhandlungsvorschlägen die Rede war, hatte er ein einziges Wort hinzugefügt: Vor dem Namen "Malenkow" stand jetzt in Herrnstadts zierlicher Schrift auch noch der Name "Berija".

Der Sinn dieser Ergänzung sollte mir erst einige Wochen später klar werden.

Ulbricht hingegen hatte ganz andere Beanstandungen. Er bemängelte an dem Entwurf, daß nichts vom "Aufbau des Sozialismus" in der DDR gesagt worden war, und sprach von der "typisch kapitulantenhaften Brandt-Rede Jendretzkys".

All diese winzigen ersten Keime der internen Auseinandersetzung in der Partei standen in einem grotesken Mißverhältnis zu dem Umfang und dem Tempo, in dem sich die Stimmung der Massen verschlechterte und eine revolutionäre Krise heranwuchs.

Der Verlauf der 1.Mai-Demonstration kündete allen, die sehen konnten, die heraufkommende Katastrophe an. Die Stimmung war lustloser als je, die Beteiligung trotz verstärkten Zwanges auffällig schwach. Doch die SED-Führung, von den Massen isoliert, von ihrer eigenen Propaganda betört, verschloß die Augen vor den Zeichen des nahenden Sturmes.

Anstatt diese ersten Signale zu beachten und den heraufkommenden Konflikt zu entschärfen, setzten Ulbricht und sein Handlanger **Hermann Matern** (Pol-Büro-Mitglied und Vorsitzender der Partei-Kontrollkommission) zu den provokativen Beschlüssen des 13. ZK-Plenums an, das für die Mitte des Monats Mai einberufen worden war.

Seit der Mai-Demonstration gab es ein Geraune in der Partei:

"Was ist mit Dahlem los? Was in der SED? Was geht da vor?"

Die viel gerühmte "innerparteiliche Demokratie" bestand nun nicht einmal mehr in Restbeständen. Parteimitglieder und Massen erfuhren nur auf dem kalten, indirekten Wege — dadurch, daß sein Bild nicht mehr bei der byzantinischen Papp-Parade mitgeführt wurde — davon, daß wieder einmal ein Pol-Büro-Mitglied, ein Stück "kollektiver Weisheit", in der Versenkung verschwunden war.

Es ging nun in der SED haargenau so zu, wie in George Orwells prophetischer Zukunftsvision "1984".

über Nacht war Franz Dahlem zur "Unperson" geworden.

Er war für die Gesellschaft nicht mehr existent. Warum aber? wieso? weshalb? — das war in ein dichtes Geheimnis gehüllt.

Was war da passiert, was mit ihm geschehen?

Die Frage allein war schon gefährlich.

Erst das 13. ZK-Plenum der SED brachte Aufschluß über die Machenschaften von Ulbricht und Matern.

Auf dieser Tagung wurde (am 14. Mai 1953) neuerdings ein Beschluß "zur Auswertung des Slansky-Prozesses" gefaßt. Er wirkte angesichts der dramatischen Veränderungen in Moskau als seltsamer Anachronismus:

Franz Dahlem wurde "zur Sicherung der Parteiführung" sämtlicher Funktionen enthoben und aus dem ZK — das bedeutete natürlich auch



aus dem Pol-Büro sowie dem ZK-Sekretariat, den beiden höchsten Gremien der Partei — ausgeschlossen.

Ulbricht und Matern beschuldigten ihn, den "Agenten Field" unterstützt und "gegenüber den Versuchen imperialistischer Agenten, in die Partei einzudringen, völlige Blindheit" bewiesen zu haben.

Das Pol-Büro der SED und die Zentrale Partei-Kontrollkommission hätten eine Untersuchung über den gesamten Komplex Dahlem eingeleitet, der vorliegende Beschluß sei nur deren erstes Ergebnis, "die Untersuchung wird fortgesetzt".

Diese letzte Feststellung war die bedrohlichste.

Offensichtlich bereitete Ulbricht einen Schauprozeß gegen den "Agenten Dahlem" vor. Sollte dieser langjährige Rivale zum Sündenbock für die wachsenden inneren Schwierigkeiten gemacht werden?

Schreckte selbst die unmittelbare Nachbarschaft Westberlins und der Bundesrepublik Ulbricht nun nicht mehr von einer historisch verspäteten stalinistischen Rache zurück?

Brauchte er gar Unruhen für ein blutiges Strafgericht?

Die 13. ZK-Tagung ist durch drei abenteuerliche Beschlüsse gekennzeichnet, die in gleichem Maße zu dem kommenden Unheil beitrugen, die Tragödie des 17. Juni vorbereiteten:

- Der eben erwähnte Beschluß über "weitere Lehren aus dem Slansky-Prozeß";
- der Beschluß über die sofortige administrative Erhöhung der Arbeitsnormen um mindestens 10 Prozent. Dieser Beschluß wurde am 28. Mai (!) als Regierungsverordnung öffentlich verkündet und sofort durchgeführt — als Teilstück des äußerst umfangreichen und tiefgreifenden "Feldzugs für strengste Sparsamkeit";
- der Beschluß, den sechzigsten Geburtstag Walter Ulbrichts am 30.6.1953 zu einem "politischen Höhepunkt" zu gestalten. Das bedeutete im dortigen Gesellschaftssystem: Die gesamte "Selbstverpflichtungs- und Wettbewerbsbewegung" wurde auf diesen Termin abgestellt. Jeder Werktätige, jeder Funktionär wurde angehalten, "Selbstverpflichtungen zu Ehren des 60. Geburtstages unseres geliebten Walter Ulbricht" einzugehen und sich der individuellen und kollektiven Wettbewerbsbewegung zum 30. Juni anzuschließen. Bis zu diesem Termin galt es, die Normen zu erhöhen und in der Industrie- und Landwirtschaftsproduktion zu denkbar hohen Leistungen zu gelangen.

Diese administrative Normenerhöhung und Leistungssteigerung erbitterte die Arbeiter um so mehr, als sich die Lebenshaltung in diesen Wochen

rapide verschlechterte. Unter diesen Umständen wirkten die erzwungenen "freiwilligen" Selbstverpflichtungen für den Geburtstag Ulbrichts als übler Hohn. Sie erhöhten den allgemeinen Haß gegen den "Spitzbart". So war es gerade dieser zwangsweise verordnete Geburtstagsrummel, der die Losung "Der Spitzbart muß weg" zur populärsten Forderung des 17. Juni machte.

Unmittelbar nach diesem 13. Plenum ging mir als Agitationssekretär der Berliner Bezirksleitung das umfangreiche Dokument zu, das Hermann Axen (in Ausführung des Beschlusses über die 60.-Geburtstags-Feier) als Direktive ausgearbeitet hatte. Wie alle derartigen ZK-Dokumente trug es die persönliche Unterschrift von Walter Ulbricht.

Er war demnach sein eigener Geburtstagsorganisator.

In dieser Geburtstagsdirektive war detailliert festgelegt, was alles — und zwar auf sämtlichen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens — hinsichtlich des 30. Juni vorbereitet und durchgeführt werden müsse. Es galt, diesen "bedeutsamen Festtag ins Bewußtsein des ganzen Volkes" zu hämmern. Dieser byzantinische Beschluß wirkte zu diesem Zeitpunkt in doppelter Hinsicht paradox:

- Er stand in wahrhaft schreiendem Mißverhältnis zur Stimmung im Lande, zur "Beliebtheit", der sich Walter Ulbricht erfreute. Zu keinem Zeitpunkt wohl hat sie sich auf einem solchen Tiefpunkt befunden.
- Er ignorierte völlig, daß in Moskauer Presseveröffentlichungen bereits die Kritik am "Personenkult" eingesetzt hatte.

Ich fragte Hans Jendretzky, was er denn von diesem Elaborat halte. Er bewegte es mit spitzen Fingern und zuckte resigniert mit den Schultern. Dann fragte ich ihn, was dieses 13. Plenum denn eigentlich bezwecken sollte. Man habe Dahlem nicht einmal Gelegenheit gegeben, sich auf dem Plenum zu rechtfertigen und dem aufgewärmten Field-und-Slansky-Schwindel entgegenzutreten. Diese mulmige Sache habe man doch in Moskau im Zusammenhang mit der Ärzte-Rehabilitierung bereits ad acta gelegt.

"Du darfst nicht nur das Negative sehen", meinte Hans, "Elli Schmidt ist doch sehr tapfer gegen die schönfärberische Agitation aufgetreten. Walter hat es zulassen müssen, und das ist seine erste Niederlage. Das *Neue Deutschland* hat ja ihre Rede veröffentlicht."

Nun gut, aber wie weiter? Mit welchen Argumenten wollte man den jetzigen Kurs denn begründen? Das, was jetzt geschah, war so unsinnig, so provokativ, daß es überhaupt nicht einleuchtend und glaubwürdig dargelegt werden konnte.

"Bisher", sagte ich, "haben wir nur die unwahrhaftige, schönfärbende Agitation kritisiert. Wie aber kann man diese falsche, unzeitgemäße Politik der Hexenjagd, der Normenschinderei aufrichtig vertreten? In Wirklichkeit geht es doch nicht um unsere Argumente, sondern um unsere Politik. Gestützt auf den neuen Kurs in Moskau muß auch hier begonnen werden, die Lage nach innen und außen zu entspannen — und zwar, ehe es zu spät ist."

Hans Jendretzky tröstete mich ein weiteres Mal und meinte, Franz Dahlem würde sich bestimmt auf dem nächsten, auf dem 14. Plenum des ZK verantworten können. Er habe sich in Diskussionen mit anderen ZK-Mitgliedern davon überzeugt, daß die Mehrheit für diese Forderung gewonnen werden könne. Alles sei noch im Fluß, nichts entschieden. Ich dürfe nicht ungeduldig werden.

"Nur jetzt nicht ungeduldig werden", wiederholte er beschwörend.

So stand es Ende Mai 1953 in der Partei, so stand es mit uns, als im Volk die große Ungeduld heranreife, die niemand mehr sollte beschwören können...

**Augenzeuge des 17. Juni 1953**

Die Magier kamen, doch keiner verstand  
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.  
HEINRICH HEINE, *Belsazar*

Ausländer, Fremde sind es meist,  
Die unter uns gesät den Geist  
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,  
Gottlob! sind selten Landeskinder.  
HEINRICH HEINE  
*Erinnerung aus Krähwinkels  
Schreckenstagen*

*Die Lösung*

Nach dem Aufstand des 17. Juni  
Ließ der Sekretär des Schriftstellerverbandes  
In der Stalinallee Flugblätter verteilen,  
Auf denen zu lesen war, daß das Volk  
Das Vertrauen der Regierung verscherzt habe  
Und es nur durch verdoppelte Arbeit  
Zurückerobern könne. Wäre es da  
Nicht einfacher, die Regierung  
Löste das Volk auf und  
Wählte ein anderes?  
BERT BRECHT

Weder in der Bundesrepublik Deutschland noch in der DDR besteht bei den herrschenden Schichten ein Interesse, die revolutionäre Volkserhebung, den Arbeiteraufstand des 16. und 17. Juni 1953, objektiv einzuschätzen und wahrheitsgetreu darzustellen. Nach rein pragmatischen Gesichtspunkten wird die innere Logik des tragischen Geschehens verfälscht. Der 17. Juni wird zu einem Heldenepos erhoben oder als Moritat verteufelt.<sup>57</sup>

In der Bundesrepublik wurde der 17. Juni zum Feiertag proklamiert. Er dient in offiziellen Reden dazu, die Politik der Stärke, der atomaren Aufrüstung zu propagieren und den "Osten" zu verteufeln.

In der DDR wird heute noch der auf den 17. Juni folgende (in Zickzacklinien) verschärfte Unterdrückungskurs — er führte letztlich zum Bau der Mauer im Sommer 1961 — mit den "Lehren des konterrevolutionären Putsches" gerechtfertigt, eines "verbrecherischen Aktes", der von den "imperialistischen Aggressoren" Westdeutschlands und der USA "organisiert" worden sei.

Ich will durch meine Erinnerungen — und einige Gedanken hierzu — versuchen, ein wenig mehr Licht in die Ereignisse zu tragen, die einen so tragischen Ablauf nahmen, jene Ereignisse, die als unverstandenes

---

<sup>57</sup> Brandts Buch erschien 1967.

Menetekel dem polnischen Oktober (angefangen vom Posener Aufstand am 28. Juni 1956 bis zu der gesamt-polnischen Erhebung im September und Oktober, die Wladyslaw Gomulka zum 1. Sekretär der polnischen Arbeiterpartei erhob) und der durch russische Panzer zerschlagenen ungarischen Revolution (in deren Verlauf Imre Nagy und Pal Maleter zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden, nachdem die Sowjets János Kádár zum Partei- und Regierungschef gemacht hatten) voranleuchteten.

Es hat in meinem Leben — und dem meiner politischen Freunde — nicht viele glückliche Tage gegeben. Wann denn war ich glücklich?

Ich war es in den Tagen der jungen Glut, der unerfahrenen Begeisterung für die große Sache des Kommunismus, damals, als ich die humane Vision des Karl Marx noch mit ihrer Erscheinungsform, der großen russischen Oktoberrevolution, der Kommunistischen Internationale, der kommunistischen Parteienbewegung, gleichsetzte.

Ich war es nach Zeiten unsäglicher Pein im April 1945, als wir aus dem KZ Buchenwald auferstanden waren und uns aufs neue die Sonne schien. Doch ich war nie so intensiv glücklich wie am Ende der ersten Juni-Woche 1953. Ich war Mitwisser eines Geheimnisses: Der Kreml verlangte ultimativ, daß die bisherige SED-Politik liquidiert werde, er verlangte einen Wechsel in der Führung, er war bereit, die DDR eventuell sogar aufzugeben, um über Churchills Mittlerrolle zu einem Agreement mit den USA zu gelangen.

Es hatte sich die einmalige Konstellation für die demokratische und friedliche Wiedervereinigung Deutschlands ergeben, für die katastrophenlose Liquidierung des unseligen "sozialistischen" DDR-Abenteuers. Eine rein hypothetische, bisher als utopisch angesehene Rechnung schien aufzugehen.

Mit dieser Utopie aber hatte ich mein persönliches Schicksal verbunden. Das Schachspiel der Weltpolitik schien nun dieser Konstellation zuzustreben, auf die hin ich meine Züge gemacht, für die ich mich bereitgehalten hatte. Siehe da, der dürre Stock begann zu grünen!

Wir kannten einander nicht, das verlorene Häuflein, das damals aus dem Dunkel der Konspiration ans Licht drängte, doch ehe wir uns noch gefunden hatten, war das Spiel schon aus und die Schlacht verloren. Was war vorausgegangen?

Ich habe bereits geschildert, wie sehr sich die Lebensbedingungen der Bevölkerung inzwischen verschlechtert hatten. Diese Abwärtsbewegung hatte rapide Formen angenommen seit jener 2. Parteikonferenz der SED im Juli 1952, die den "historischen" Beschluß über den "Aufbau des Sozialismus" gefaßt hatte. Diese ökonomische Entwicklung war

folgerichtigerweise von der politischen Sonnenfinsternis, eben den düsteren "Lehren", die aus dem Slansky-Prozeß von seiten der Parteiführung gezogen wurden, begleitet. Die Rechtsunsicherheit war System geworden.

Die unmittelbare Nachbarschaft der bürgerlichen Demokratie und ihres Leuchtturms Westberlin verhinderte zwar die öffentliche Form von Schauprozessen, änderte aber wenig am Inhalt des Terrors. Die Opfer verschwanden lautlos, namenlos im Dunkel.

Grell von dieser Lage in der DDR hob sich die Entwicklung in der Bundesrepublik ab: Hier entstand das "Wirtschaftswunder". Die Produktivkräfte entwickelten sich stürmisch, begleitet von einer Schwemme von Konsumgütern, einer sichtbaren Hebung des Lebensstandards. So erschien der "Westen" immer mehr als strahlendes Wunder an Freiheit und Wohlstand.

Die "Republikflucht" wuchs ständig, entzog der dirigierten Wirtschaft der DDR lebenswichtige Arbeitskräfte. Der Sozialismus wurde durch das stalinistisch-despotische Ulbricht-System, das sich als "sozialistisch" ausgab, bis in die Grundfesten diskreditiert, kompromittiert, diskriminiert.

Gegen Ende der ersten Juniwoche 1953 rief mich Hans Jendretzky in sein Bürozimmer und sagte mir mit glücklichem Gesicht: "Heinz, ich habe eine gute Nachricht, die beste von der Welt. Es ist geschafft. Wir fangen ganz neu an — und im Hinblick auf ganz Deutschland. Das ist die größte Wendung in der Geschichte der Partei; Semjonow hat sie von drüben mitgebracht. Im Pol-Büro ist die Entscheidung bereits gefallen. "

Nie wieder habe ich den nüchternen Hans Jendretzky so schwärmerisch und gelöst gesehen ... Er sagte mir, alles, was jetzt unternommen werde, geschehe auf der Grundlage einer sich anbahnenden Verständigung der Alliierten über Deutschland. Malenkov und Churchill seien schon weit vorangekommen. Sowohl aus internationalen als auch aus gesamtdeutschen Gründen müsse jetzt rasch gehandelt werden. Die Fristen seien kurz. Vor allem: Die Beschlüsse der 2. Parteikonferenz würden annulliert. Das bedeutete nicht nur die Liquidierung des "Aufbaus des Sozialismus". Denn diese 2. Parteikonferenz hatte auch "die Staatsmacht zum Hauptinstrument bei der Schaffung der Grundlagen des Sozialismus" deklariert, also administrativen Druck und Terror nach sowjetischem Vorbild.

Das Pol-Büro sei bereits beauftragt, binnen einer Woche die "neue Linie" anhand der knappen russischen Direktive auszuarbeiten. Die bisherige

Führung der SED sei von **Semjonow**<sup>58</sup> unerhört scharf kritisiert worden. Rudolf Herrnstadt habe den Auftrag erhalten, personelle Vorschläge für ein neues Pol-Büro, ein neues Sekretariat des Zentralkomitees sowie für ein neues ZK insgesamt auszuarbeiten und sie der Parteispitze zur Beschlußfassung vorzulegen. Ulbricht war nur noch formal Generalsekretär der Partei, faktisch war ihm die Führung bereits entzogen.

Es war nicht zu fassen ... Das lange, nervenaufreibende Bangen hatte sich also endlich doch gelohnt. Jetzt, buchstäblich im letzten Moment, sollte alles anders werden. Die Bahn schien frei für eine friedliche, demokratische Umwälzung in der DDR, damit aber auch für die Wiedervereinigung.

Das bisherige Regime würde in Etappen ins Gleiten kommen und zuletzt durch freie Parlamentswahlen völlig überwunden werden. Die SED-Herrschaft würde abgetragen, nicht gesprengt werden, der Terror aufgehoben, die Geheimpolizei aufgelöst und so eine in ihren Folgen unabsehbare Explosion vermieden werden.

Den mächtigen Energien des Widerstandes, die sich unter der Oberfläche gestaut hatten, würden eine einleuchtende Konzeption und demokratische, konstruktive Ansatzflächen geboten werden. Vielleicht war es dann möglich, einige der sozialen Umwälzungen zu erhalten und ihnen jetzt erst einen wahrhaft progressiven Inhalt zu geben. In meinem Freundeskreis nannten wir es etwas zynisch "in Schönheit sterben".

Offenbar hatten zu jener Zeit die Stalin-Epigonen, in Diadochenkämpfe verstrickt — in erster Linie aber **Berija**<sup>59</sup> und **Malenkov**<sup>60</sup> —, die Absicht

---

<sup>58</sup> Wladimir Semjonowitsch Semjonow (1911-1992) war bereits 1940 als sowjetischer Botschaftsrat in Berlin. Nach Kriegsende kehrte er 1945 als stellvertretender Politischer Berater des Chefs der Sowjetischen Militäradministration Georgi Schukow nach Berlin zurück. Von 1946 bis 1953 war er Politischer Berater der Sowjetischen Militäradministration. 1948 spielt Semjonow eine entscheidende Rolle bei dem sowjetischen Versuch, West-Berlin zu kontrollieren, der schließlich zur Berlin-Blockade führt. 1949 nahm er an der Pariser Außenministerkonferenz teil, bei der über Friedensverträge mit Deutschland und Österreich verhandelt wurde. Im Juni 1953 wurde er, nach Auflösung der Sowjetischen Kontrollkommission, Hoher Kommissar der Sowjetunion in Deutschland. Im September desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum sowjetischen Botschafter in der DDR in Ost-Berlin.

<sup>59</sup> Lawrenti Beria (1899-1953) war ab 1938 bis 1953 Chef der Geheimdienste der Sowjetunion. Seine Position machte ihn zu einer Schlüsselperson des Terrors der "Stalinschen Säuberungen". Neben zahlreichen weiteren Verbrechen und Massenmorden wie dem Massaker von Katyn war er maßgeblich für die Deportationen mehrerer sowjetischer Volksgruppen in den 1940er Jahren verantwortlich. Nur wenige Tage nach Stalins Tod ordnete Beria erste Schritte zur Entstalinisierung wie die Freilassung der im Zuge der Vorbereitung des Ärzteprozesses verhafteten Beschuldigten und Verhaftung der Verantwortlichen im Geheimdienst sowie das Verbot der Folter an. Am 2. Juni 1953 setzte er sich bei einer Sitzung des Politbüros für die deutsche Wiedervereinigung auf Basis von Neutralität und Demokratie ein. Im Juni oder Dezember 1953 wurde Beria auf Betreiben einiger sowjetischer Führungspersonen verhaftet und erschossen.

<sup>60</sup> Georgi Maximilianowitsch Malenkow (1901-1988) wirkte als Gefolgsmann Stalins 1937 an dessen "Säuberungen" in Weißrussland und Armenien mit und war 1942 für die Luftverteidigung Stalingrads verantwortlich. Nach Stalins Tod wurde er 1953 Ministerpräsident, reformierte die Landwirtschaft und verfolgte einen relativ milden Kurs gegenüber dem Westen, unterlag aber 1955 im Machtkampf

aufgegeben, das sowjetische System in der DDR auf den Spitzen der Bajonette zu halten und es gegebenenfalls auf ganz Deutschland auszudehnen. Alle Versuche, Westberlin zu blockieren, waren gescheitert, die KPD in Westdeutschland völlig bedeutungslos geworden, die Lage in der DDR äußerst zugespitzt. Zudem bedurften die sowjetischen Führer nach den Schrecken der Stalin-Herrschaft einer Atempause, um das Regime im Inneren zu festigen.

Jeder von ihnen wollte als Sieger aus dem internen Machtkampf hervorgehen, denn Despotie tendiert zur Ein-Mann-Herrschaft.

Vielleicht hat es auch eine umgekehrte Spekulation hinsichtlich Koreas gegeben; denn dort war es das kommunistische Regime in Nordkorea, dem gesamt-koreanische freie Wahlen zugute gekommen wären. Ging der nationale Freiheitstrend in Deutschland in Richtung "Westen", so in den asiatischen Ländern offensichtlich zum "Osten".

Insofern hätte eine gleichzeitige Volksabstimmung zur Wiedervereinigung Deutschlands und Koreas ein Kompensationsgeschäft bedeutet.

Es gibt einen Umstand, der auf solch eine "Synchronisierung" der deutschen und koreanischen Frage durch Malenkow und Berija hindeutet: Unmittelbar nach der Verhaftung und Liquidierung Berijas wurde auch die nordkoreanische Parteispitze physisch vernichtet.

Wer innenpolitisch am schnellsten, am überzeugendsten stalinistischen Ballast abwarf, wer auch in der Außenpolitik sich erfolgreich von der Ara Stalins absetzte, wer gar von einer Gipfelkonferenz heimkäme, den Ölweig in der Hand, die allgemeine Furcht vor Terror und Atomkrieg bannend, der würde der kommende Mann sein, der würde all seine Rivalen weit hinter sich lassen. Die DDR war ein Faustpfand, mit dem das Arrangement gegebenenfalls erkauf werden konnte.

Es erweckt den Anschein, daß gerade Berija und Malenkow — Berija als Chef der verhaßten Geheimpolizei und Malenkow als designierter "Kronprinz Stalins" — es am notwendigsten hatten, nach dem Tode des Despoten "revisionistisch" aufzutreten, waren sie doch durch das vorangegangene Regime am stärksten belastet, waren sie doch in seine Verbrechen am stärksten verstrickt.

Was aber immer auch ihre Motive gewesen sein mögen, objektiv gesehen war ihre damalige Rolle fortschrittlich. Sie erwiesen sich als die entschlossensten Initiatoren der "Entstalinisierung". Malenkow war es, der als erster die epochale Erklärung abgab, daß ein Atomkrieg die gesamte menschliche Zivilisation zerstören würde. Gleich nach dem Sturz Berijas

---

mit Bulganin und Chruschtschow. 1961 wurde er aus der KPdSU ausgeschlossen, behielt jedoch seinen Posten als Kraftwerksdirektor in Kasachstan.



und Malenkows bezeichnete **Chruschtschow**<sup>61</sup> diese These als "defätistisch" und "kapitulantenhaft".

Damals machte sich Chruschtschow noch zum Sprachrohr der Lehre von Mao Tse-tung, daß ein Atomkrieg den Untergang des Imperialismus und den Sieg des Kommunismus im Weltmaßstabe zur Folge haben würde. Chruschtschow wiederholte die Milchmädchenrechnung von Mao Tse-tung: Nach dem ersten Weltkrieg sei Rußland kommunistisch geworden, nach dem zweiten Weltkrieg bereits China und eine Reihe osteuropäischer Völker, nach einem dritten Weltkrieg würde die ganze Welt kommunistisch sein.

Im Geheimprozeß gegen Berija wurde dieser unter vielem anderen des "Verbrechens" beschuldigt, er habe die DDR dem Westen ausliefern wollen. So absurd eine Reihe von Beschuldigungen gegen Berija auch gewesen sein mögen — wie z. B. die, er sei schon aus der zaristischen Zeit her ein Agent der "Ochrana" (der zaristischen Geheimpolizei) und später der imperialistischen Westmächte gewesen —, sicherlich trifft es zu, daß er an der Spitze jenes Kurses stand, der als "neuer Kurs" in die Geschichte der DDR eingehen sollte und der zweifellos in Richtung einer demokratischen Wiedervereinigung angelegt war.

Erst die Katastrophe dieser Politik, erst der Aufstand vom 17. Juni vereitelte diese Konzeption und ermöglichte es den Rivalen Berijas, den verhaßten Komplizen Stalins zu vernichten.

Die Vorgeschichte des 17. Juni ist demnach durch folgende Umstände charakterisiert:

- Die provokatorische Politik Walter Ulbrichts (im Gefolge der 2. Parteikonferenz der SED 1952, die den sogenannten Aufbau des Sozialismus beschloß) hatte alle Schichten des Volkes, insbesondere aber die Arbeiter, in wachsende Opposition zur SED und an den Rand der Erhebung geführt.
- Der Tod des Tyrannen [Stalin] hatte einen ungeheuren Druck von der Bevölkerung genommen und eine Atmosphäre unbestimmter Erwartung auf kommende umwälzende Ereignisse geschaffen.

---

<sup>61</sup> Nikita Sergejewitsch Chruschtschow (1894-1971) war 1953 bis 1964 als Erster Sekretär der KPdSU. Mit seiner 1956 auf dem XX. Parteitag der KPdSU gehaltenen Geheimrede leitete er die Entstalinisierung ein, was als Beginn der Tauwetter-Periode gilt. 1958 wurde er auch Vorsitzender des Ministerrats und damit Regierungschef der Sowjetunion. Er initiierte zahlreiche Reformen, vor allem in Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik, Bildung und Kultur. Außenpolitisch propagierte er die friedliche Koexistenz mit dem Westen, war aber gleichzeitig dessen schwieriger Konterpart und strebte durch Raketentechnik und Aufrüstung die globale Führungsrolle der UdSSR an. Dadurch kam es 1962 zur Kubakrise mit den Vereinigten Staaten, doch konnte ein Krieg durch Geheimdiplomatie mit Präsident John F. Kennedy vermieden werden. Als Folge einer Parteireform und seiner Annäherung an die Bundesrepublik Deutschland verlor Chruschtschow viele seiner Anhänger, wurde 1964 von Leonid Breschnew gestürzt und 1966 aus dem Zentralkomitee ausgeschlossen.

- Es fehlte eine politische Alternative. Individuelle Oppositionelle, so wie ich, wagten bestenfalls in kleinen Konventikeln ein offenes Wort. Der Erhebung war keine Periode offener geistiger Auseinandersetzung vorausgegangen, mit zündenden Ideen. Es gab weder in der Partei noch in sonstigen Institutionen Ansatzpunkte für eine kritische Diskussion, für eine Darlegung humaner, demokratisch-sozialkritischer Gedankengänge. Es fehlten organisatorische Voraussetzungen (Ausschüsse, Klubs, Foren) in den Betrieben und Universitäten. Die artikulierte geistige Einflußnahme kam ausschließlich von *außen*, sie war illegitim (Bundesrepublik, Westberlin und in gewissem Umfange auch Jugoslawien). Das einzige, leicht zugängliche Informationsmittel war der westliche Rundfunk. Die konspirativen Kontakte mit dem "Westen" oder Jugoslawien waren zahlenmäßig und politisch bedeutungslos.
- Der "neue Kurs" wurde (wie wir gleich sehen werden) kleinlich-zögernd, administrativ-sabotierend, oktroyierend, auf altstalinistische Weise also, den Massen *aufgelegt*, als Geheimpolitik des Pol-Büros erlassen. So startete dieser neue Kurs faktisch als Bankrotterklärung einer gelähmten Führung, anstatt die Idee zu vermitteln, daß ein fruchtbarer Neubeginn durch die schöpferische Initiative der Massen möglich sei. Eine solche Initiative wäre z. B. durch Arbeiterkomitees und Universitätsklubs gefördert worden. Aber gerade dies wurde ängstlich vermieden. Die Art, wie dieser neue Kurs auf der Bildfläche erschien, bezeugte die gleiche Verachtung der Massen, das gleiche bürokratisch-sterile Machtdenken, das gleiche Verfahren, den Menschen zu manipulieren, welches typisch für den alten Kurs gewesen war. Die hektische Eile, die amputierte Form, in welcher der neue Kurs verwirklicht wurde — insbesondere, daß an der Normenerhöhung festgehalten wurde —, machten ihn von vornherein unglaubwürdig. So war der neue Kurs eine häßliche Mißgeburt, die als Symbol der Schwäche und Fäulnis der SED ins Leben trat. Das System erwies sich als der Regeneration unfähig. Wie jedes reaktionäre, überlebte Regime scheiterte es gerade zu dem Zeitpunkt, als es versuchte — überstürzt und unter Ausschluß der Öffentlichkeit —, *halbe* Reformen durchzuführen, um dadurch *zu überleben*.

Wir aber, meine Freunde und ich, hatten in diesen ersten Junitagen noch die Illusion, ein wahrhaft neuer Kurs stünde bevor, so, wie ihn mir Hans Jendretzky angekündigt hatte, so, wie ihn die sowjetische Führung, wie

ihn zumindest Berija und Malenkov offensichtlich auch ursprünglich konzipiert hatten.

Ich malte mir ein vages Bild aus: Ziel der "Wendung" war die rasche Lösung der deutschen Frage. Dann könnte es wieder eine gesamtdeutsche Linke geben, die damit vor einem Neubeginn stünde. Die SED und KPD waren historisch tot, doch könnte in der jetzt entstehenden gesamtdeutschen SPD und aus gesamtdeutschen, unabhängigen, freien Gewerkschaften ein wirksamer Wall gegen eine restaurative deutsche Entwicklung erwachsen.

Zwar sahen die Massen der DDR nach langen, entbehrungsreichen Jahren sehnsüchtig nach dem "reichen Westen", aber sehr viele von ihnen wünschten durchaus nicht, die früheren Eigentumsverhältnisse wiederherzustellen — etwa durch Rückgabe des Bodens an die halbfeudalen Großagrarien und der Großbetriebe an die ehemaligen Industriearistokraten. Keiner wünschte die Wiederkehr der alten Bildungsprivilegien. Die Schul- und Universitätsreform, der freie Zugang zu den Bildungsmitteln — so sehr auch der geistige Zwang, der hier herrschte, verabscheut wurde — waren allgemein als Fortschritt empfunden worden, desgleichen die einheitliche Sozial- und Krankenversicherung.

Die Verständigung der vier Siegermächte konnte in absehbarer Zeit zu Wahlen für eine deutsche Nationalversammlung führen. Und damit würde, so meinte ich, die SED in Etappen aus dem deutschen Leben ausscheiden. Das würde für die Arbeiterbewegung, für den Aufbau der sozialen, der demokratischen Rechte und Errungenschaften keine Schwächung bedeuten, ganz im Gegenteil. Die demokratische Linke würde gestärkt aus diesem neuen historischen Abschnitt hervorgehen.

Alles also kam darauf an, den "neuen Kurs" nicht als interne Angelegenheit der DDR anzusehen, sondern als Auftakt für einen neuen Abschnitt deutscher Geschichte.

Wir sahen es als notwendig an, jetzt entschlossen einer panischen Untergangsstimmung entgegenzutreten, die notwendigerweise in der SED einsetzen mußte, denn die herrschende, stalinistische Funktionärschicht würde nichts unversucht lassen, um sich zu retten. Sie würde demzufolge ihren eigenen politischen Untergang — wie das noch immer unter solchen Umständen geschehen — als allgemeinen Untergang der Gesellschaft hinstellen, oder, um mit ihren Worten zu sprechen, als Sieg der "Konterrevolution über den Sozialismus".

Würde sich aber innerhalb der SED eine Führungsschicht finden, die bereit und imstande wäre, mit der Liquidierung der bisherigen Politik auch die Liquidierung der Partei vorzubereiten? Schließlich stellte doch

diese Partei ihre materielle Existenzgrundlage dar. Wer den neuen Kurs zu Ende dachte, konnte sich seiner Konsequenz, seiner inneren Logik nicht verschließen: Er bedeutete das Ende der Partei, und zwar in verhältnismäßig kurzem, überschaubarem Zeitraum.

Zu dieser Frage war zu sagen, daß es überhaupt nicht entscheidend war, ob die potentielle neue Führung die Folgen ihrer Handlungsweise voraussah. Ein echter neuer Kurs würde eine Kettenreaktion auslösen; die weiteren Ereignisse würden ohne und sogar gegen den Willen dieser neuen Männer eintreten.

Entscheidend war nur eins — so meinten wir im Freundeskreis —, daß alles *gleitend* und nicht *explosiv* verlief.

Soweit unsere Träume. Was aber geschah?

Für Sonntag, den 7. Juni, frühmorgens, wurde über Nacht das Sekretariat der Berliner Bezirksleitung zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengerufen. Hans Jendretzky gab jetzt offiziell dem Sekretariat einen Teil dessen bekannt, was er mir vor kurzem mitgeteilt hatte. Dabei erzählte er eine Episode aus den vorangegangenen Pol-Büro-Sitzungen, die ein bemerkenswertes Licht auf den Stand der Entstalinisierung im Kreml warf.

Das Pol-Büro, so berichtete Jendretzky, habe in Anwesenheit Semjonows und auf dessen Empfehlung hin sämtliche Maßnahmen zur Feier des 60. Geburtstages von Walter Ulbricht aufgehoben.<sup>62</sup>

"Wir empfehlen dem Genossen Walter Ulbricht", habe Semjonow lapidar geäußert, "seinen 60. Geburtstag auf keine andere Weise zu feiern, als Lenin seinerseits seinen 50."

Die Frage lag nahe, wie denn der historische Verlauf dieses 60. Geburtstages war. Fred Olßner — ebenfalls in Opposition zu Walter Ulbricht — (er war nach der Abhalfterung von Anton Ackermann zum Chefideologen der SED avanciert) griff den zugespielten Ball sofort auf und fragte hintergründig:

"Ja, wie war denn das damals eigentlich?"

"Nun, Genosse Lenin hat zum Abend ein paar Gäste eingeladen", gab Semjonow mit maliziösem Lächeln zurück.

Hans Jendretzky malte diese Szene mit sichtlichem Behagen aus — vor allem die Wirkung dieser Worte auf Ulbricht. Dann berichtete er, daß Moskau an einer raschen Verwirklichung des neuen Kurses äußerst

---

<sup>62</sup> Dies geschah also vor dem 17. Juni. — In einem Artikel der ZEIT (vom 9. Juli 1953) wird das Abblasen der pompösen Feierlichkeiten zu Ulbrichts 60. Geburtstag so dargestellt, daß der Eindruck entsteht, dies sei *eine Folge* des Aufstands vom 17. Juni gewesen. — Aber vielleicht wußten sie es nicht besser?

interessiert sei. Die Initiative gehe eindeutig von dort aus. Semjonow habe die entscheidenden Gesichtspunkte für die jetzt zu fassenden ZK-Beschlüsse schriftlich in Thesenform überbracht, und diese seien vom Pol-Büro wortwörtlich übernommen worden.

"Bisher wurde nur übersetzt, aber noch nicht Eigenes geschaffen", sagte er. Die Ausarbeitung und Verkündung des neuen Kurses solle aber bereits in einigen Tagen auf einem ZK-Plenum erfolgen. Diese, die 14. ZK-Tagung würde somit historische Bedeutung erlangen: "Sie wird die Weiche für die Lösung der deutschen Frage stellen."

Jendretzkys Hinweis auf die bevorstehende 14. ZK-Tagung war für mich das Stichwort, nach Franz Dahlem zu fragen. "Es ist ihm doch zugesagt worden, daß er sich auf der nächsten Tagung gegen die absurden Beschuldigungen im Zusammenhang mit dem Field- und Slansky-Komplex rechtfertigen kann. Ich denke, daß der neue Kurs wohl nicht nur die 2. Parteikonferenz liquidiert, also den *Aufbau des Sozialismus*, sondern vor allem auch das 13. Plenum mit seinen Slansky-Lehren. Das 13. Plenum stand im eklatanten Widerspruch zum neuen Kurs und zur Rehabilitierung der Ärzte."

Meine Frage rief bei Friedrich Ebert (Sohn des ehemaligen deutschen Reichspräsidenten, Pol-Büro-Mitglied und Oberbürgermeister von Ostberlin) eine Reaktion hervor, die ich gerade bei ihm am allerwenigsten vermutet hätte. "Es ist eine Provokation", brüllte er mich mit hochrotem Kopf an, "die Angelegenheit Dahlem mit dem neuen Kurs zu verquicken. Damit kann man nur alles gefährden." Es sei eigenartig, welche gefährliche Auffassungen durch mich ins Berliner Sekretariat "lanciert" würden. Fritz Ebert verließ bald darauf äußerst erregt unsere Sitzung, um, wie er selbst sagte, "Walter Ulbricht von den merkwürdigen Vorgängen im Berliner Sekretariat zu unterrichten".

Ich legte diesem Zusammenstoß mit Ebert keine Bedeutung bei. Ohnehin hatte ich ihn niemals sehr ernst genommen. Der hat ja noch gar nicht gemerkt, was die Stunde geschlagen hat, dachte ich mir.

Weitere drei Tage verflossen. Immer noch tagte das Politbüro in Permanenz. Immer noch war keinerlei Veränderung in der Politik der Partei eingetreten. Auch von einem Termin für die angeblich bevorstehende ZK-Tagung war noch nichts zu hören. Jegliche weitere Information blieb vorerst aus. Hans Jendretzky vermied es — so schien es mir —, mit einem von uns zusammenzutreffen.

Einige Sekretariatsmitglieder waren durch die vorangegangene Sonntagssitzung wie vom Donner gerührt. Eine Welt fiel für sie zusammen. Andere atmeten auf, gaben jetzt offen zu, unter welchem

Gewissensdruck sie gestanden hatten. Dazu gehörte auch der redliche Hans Kiefert.

Sehr zwiespältig waren die Gefühle von Bruno Baum. Auf der Heimfahrt von der Sonntagssitzung sagte er zu mir: "In einem solchen Ausmaße und auf derartige Weise ist noch nie eine deutsche Parteiführung von Moskau abserviert worden. Semjonow hat ihnen ja wie Klippschülern das neue Pensum vorgelesen und die alten Hefte zerrissen." Aus seinen Worten wurde nicht deutlich, ob ihn das mit Genugtuung oder Sorge erfüllte. Vielleicht war es beides.

Indes, es kam nie zu jener ZK-Tagung, die uns Hans Jendretzky so bestechend ausgemalt hatte. Der neue Kurs wurde weder ausgearbeitet noch zur Diskussion gestellt und vom Parteiforum beschlossen. Nur das ZK-Plenum — es gilt laut Parteistatut als höchstes Parteigremium zwischen den Parteitagungen — wäre berechtigt gewesen, eine so grundlegende Wendung der Politik zu proklamieren. Die eigentliche Entscheidung war ohnehin in Moskau gefallen.

Streng genommen, hätte es für einen derart einschneidenden Kurswechsel sogar eines außerordentlichen Parteitages bedurft. Statt dessen wurde der neue Kurs schlagartig und kommentarlos, sozusagen aus blauem Himmel, der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Das "Neue Deutschland" veröffentlichte am 11. Juni 1953 schlicht ein "Kommuniqué des Politbüros des Zentralkomitees der SED vom 9. Juni 1953."<sup>63</sup>

Das war alles.

Ein solcher Vorgang war in der Geschichte der kommunistischen Parteien ohne Beispiel. Parteifunktionäre, Mitglieder und die gesamte Öffentlichkeit wurden über Nacht vor vollendete Tatsachen, vor eine völlig neue Politik gestellt. Nicht nur die manipulierten Massen, die einfachen Parteimitglieder waren ahnungslos. Selbst die Parteileitungen lasen an diesem denkwürdigen Tage überrascht und fassungslos ihr Zentralorgan. Die dünnen Worte des Kommuniqués trafen die Funktionäre wie ein Schock:

Es wurden schwerwiegende Fehler eingestanden und die Korrektur der gesamten Mittelstands- und Kirchenpolitik verkündet. Rechtssicherheit wurde zugesagt und die Preiserhöhungen sowie der Fortfall der Arbeiter-Wochenfahrkarten zurückgenommen. Reiseerleichterungen im Interzonenverkehr wurden versprochen. Die gesamtdeutsche Konzeption des neuen Kurses wurde in dem entscheidenden Satz umrissen, daß die

---

<sup>63</sup> vgl. Wilfriede Otto: DIE SED IM JUNI 1953. INTERNE DOKUMENTE VORBEMERKUNG, HISTORISCHER KOMMENTAR UND ANHANG. Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 10 (Berlin 2003: Karl Dietz Verlag)  
[https://dietzberlin.de/wp-content/uploads/2021/01/Otto\\_Die\\_SED\\_im\\_Juni\\_1953.pdf](https://dietzberlin.de/wp-content/uploads/2021/01/Otto_Die_SED_im_Juni_1953.pdf)

Beschlüsse des Pol-Büros die "Herstellung der Einheit Deutschlands" durch die "Annäherung der beiden Teile Deutschlands" erleichtern sollten.

Im Lichte der heutigen Entwicklung ist interessant, daß hier von beiden Teilen, nicht aber — entsprechend der heutigen Zwei-Staaten-Theorie — von beiden Staaten Deutschlands die Rede ist.

Das ebenso knappe wie inhaltsreiche Kommuniqué entbehrte jeder Erläuterung. Es erregte einen Sturm der widerstreitendsten Meinungen und Gefühle. Das um so mehr, als — ebenfalls auf der Titelseite des "Neuen Deutschland" — eine sensationelle Nachricht in Bild und Text auf die Hintergründe des mysteriösen Kommuniqués zu deuten schien.

Es wurde der "Antrittsbesuch" des neuen "Hohen Kommissars der UdSSR in Deutschland", W. S. Semjonow, gemeldet (sein Vorgänger Puschkin war soeben in der Versenkung verschwunden) sowie der Abschiedsbesuch des Oberbefehlshabers der sowjetischen Besatzungstruppen, Armeegeneral W. E. Tschuikow, gleichzeitig aber auch der "Antrittsbesuch" des ihn ablösenden neuen Oberbefehlshabers, Generaloberst A. A. Gretschko .. .

Der neue Kurs trat auf den Tag genau mit den neuen Männern aus Moskau in Erscheinung.

Auch wir Mitglieder des Berliner Sekretariats wurden durch die morgendliche sensationelle "Neues Deutschland"-Lektüre überrumpelt.

Was war denn geschehen? Nicht die Tatsache des neuen Kurses setzte uns in Erstaunen, sondern die völlig programmwidrige Form der Proklamation.

Erstaunlich wirkte auch der Leitartikel: "Über den Patriotismus unseres Volkes". Sein Inhalt stand in groteskem Widerspruch zu dem nebenan abgedruckten Kommuniqué. Der Artikel war im Stil des alten Kurses gehalten und erweckte durch seine penetrante Schönfärberei, seine ahnungslose Argumentation, seine verlogenen Beispiele den Eindruck, als rissen sich die Arbeiter in der DDR geradezu darum, ihre Normen zu erhöhen; der "Feldzug für Normenerhöhung und strengste Sparsamkeit" wurde forciert. Gerade dadurch wurde der neue Kurs vom ersten Moment an torpediert: Die Schicht, auf die sich die Politik des neuen Kurses hätte stützen müssen, die Arbeiterklasse, blieb von den proklamierten Erleichterungen ausgeschlossen.

*Nach dem Fehlstart des neuen Kurses*

An diesem 11. Juni ahnte ich noch nicht, daß wir nur vier Tage vor einer Volkserhebung gegen Partei und Regierung — indirekt auch gegen die sowjetische Besatzungsmacht — standen, so ernst ich auch die Lage ansah.

Der Leitartikel kündigte zwar eine Volkserhebung an, aber für die Bundesrepublik: "... in Westdeutschland wächst von Tag zu Tag die Isolierung, in der sich ... die landesverräterische Adenauer-Clique befindet ..., entzündet sich tagtäglich der Kampfwille der Patrioten aufs neue, und immer machtvoller ... "

So also richtet Ulbricht den neuen Kurs zugrunde, dachte ich mir. Das ist seine Sprache, das ist seine Politik, jetzt, da er — vom Kreml gezwungen — das für ihn so gefährliche, für uns so lebenswichtige Experiment des neuen Kurses startet.

Selbsttäuschung, Betrug an den Massen, die große Lüge .. .

Ich bin damals der Ansicht gewesen, daß die Gruppe um Ulbricht den neuen Kurs bewußt in die Katastrophe führen wollte und daß es die restaurativen Kräfte in der Bundesrepublik waren, die ihn dabei wirkungsvoll unterstützten. Heute, mit einem gewissen Abstand, fällt es mir schwer zu sagen, ob Walter Ulbricht in jenen verhängnisvollen Tagen blind oder bewußt all das vereitelte, was uns als Hoffnungsschimmer erschien.

Am nächsten Tag, Freitag, dem 12. Juni, brachte "Neues Deutschland" wiederum auf der Titelseite Beispiele "freiwilliger" Normenerhöhung, sogar solche von 20 bis 40 Prozent. Anstatt die zehnprozentige Normenerhöhung zu liquidieren, wurden im Gegenteil die Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre angehalten, die Normenschraube noch weiter anzuziehen. Wieder fehlte jeglicher Kommentar zu dem vorangegangenen Kommuniqué. Ebenfalls ohne Kommentar wurden ein Regierungskommuniqué und drei Regierungsverordnungen veröffentlicht, nach denen der Fünfjahresplan (der detaillierte staatsdirigistische Wirtschaftsplan) umgestoßen, die Forcierung der Schwerindustrie abgeblasen und in präziser Aufzählung die ökonomischen Verschlechterungen und die staatlichen Repressalien der vergangenen Zeit rückgängig gemacht wurden. Geblieben war allein die Normensteigerung.

Während die Monopolpartei des Landes sich um jeglichen Kommentar zur neuen Situation herumdrückte — offenbar, weil sich die Gruppe um Ulbricht dem neuen Kurs widersetzte —, versuchte jetzt die sowjetische Besatzungsmacht, die offene Diskussion über den neuen Kurs zu



erzwingen. Am Sonnabend, dem 13. Juni, erschien ihr deutsches Organ, die "Tägliche Rundschau", mit einem sensationellen Leitartikel zum neuen Kurs.

Unter der bezeichnenden Überschrift "Wichtige Beschlüsse" durchbrach er das beunruhigende Dunkel. Er war von dem sowjetischen Chefredakteur, einem Exponenten des sowjetischen Nachrichtendienstes, also einem Gefolgsmann Berijas, verfaßt. Am gravierendsten war die Tatsache, daß der Artikel auch die bisherige Politik der sowjetischen Besatzungsmacht kritisierte. Damit durchbrach er ein geheiligtes Tabu. Die leiseste Kritik an der Sowjetmacht war bisher als "verbrecherische Antisowjethetze" diffamiert, jeglicher Mißerfolg auf Sündenböcke der SED abgewälzt worden. Nun aber schrieb die "Tägliche Rundschau" schwarz auf weiß: "Die ehemalige sowjetische Kontrollkommission ist im gewissen Grade ebenfalls für die begangenen Fehler verantwortlich."

Daraus ging hervor, daß die sowjetischen Initiatoren des neuen Kurses, Berija und Malenkow, die von ihnen eingeleitete Entstalinisierung und die öffentliche Kritik am Stalinismus auch auf das Gebiet der Außenpolitik, der sowjetischen Deutschlandpolitik ausdehnten. Es wurde auch betont, daß der beabsichtigten personellen Umbesetzung der SED-Parteispitze eine Umbesetzung der sowjetischen Kontrollkommission vorausgegangen war. Der Leitartikel ließ keinen Zweifel am Leitmotiv des neuen Kurses, der neuen Konzeption der sowjetischen Außenpolitik: "Diese Beschlüsse haben große internationale Bedeutung. Sie sind auf das große Ziel der Wiedervereinigung des deutschen Volkes in einem geeinten, nationalen deutschen Staat ausgerichtet."

Der Artikel gipfelte in einem aufschlußreichen Appell an die Bundesregierung und die westdeutsche Presse: "Unsere Feinde bemühen sich, die neuen Beschlüsse als Zeichen einer Panikstimmung, einer Schwäche des ZK der SED und der Regierung der DDR hinzustellen ... Ein Teil der westdeutschen Presse zeigt Verständnis für die Bedeutung dieser Beschlüsse der DDR und nimmt eine wohlwollende Haltung gegenüber diesen Beschlüssen ein. Der andere Teil der westdeutschen Presse hat sich gehässig und boshaft über diese Beschlüsse der DDR geäußert und versucht, ihre Bedeutung in verleumderischer Absicht zu entstellen ..."

In meinen Augen schwang hier ein bedeutsamer Unterton mit: "Panik" ..., "Schwäche" ..., das waren offenbar auch die Argumente der Konservativen in der SED und im Kreml, die sie den Neuerern entgegenhielten. Nichts konnte den Ost-Reaktionären mehr Wasser auf die Mühlen geben als ein "Echo aus dem Westen", das den neuen Kurs genau als das hinstellte, was sie selbst in ihm sahen.

*Versäumte Stunde*

Leider sollte sich sehr bald zeigen, daß dieser vielsagende Appell an die Bundesrepublik weder verstanden noch beachtet wurde ... War die Regierung der Bundesrepublik überhaupt über die Hintergründe dieses sowjetischen Kurses informiert? Wurde sie von Churchill über die Agreement-Verhandlungen auf dem laufenden gehalten? Hatte sie in Unkenntnis gehandelt oder alle Hinweise in den Wind geschlagen?

Vorausgesetzt sogar den unwahrscheinlichen Fall, so meinte ich, daß sie aller Information entbehrte, so hätte doch eine Analyse der neuen Tatsachen sie hellhörig machen und bei ihr eine entsprechende flexible Haltung hervorrufen müssen. Sie indes betrieb eine Politik der kleinen taktischen Vorteile. So wie Eden, Mollet und Ben Gurion später nichts anderes aus der ungarischen Revolution von 1956 zu machen wußten als ihr miserables Suez-Abenteuer.

Was mich tröstete, war die seinerzeitige Haltung der SPD. Endlich jemand dort, der richtig reagiert, dachte ich, als ich im "Neuen Deutschland" las, die SPD habe im Bundestag einen Antrag eingebracht, der die Regierung ersuchte, "eine sofortige Initiative für Viermächteverhandlungen für die Wiedervereinigung Deutschlands einzuleiten und eine Zusammenkunft der vier Hohen Kommissare anzuregen". Der SPD-Bundestagsabgeordnete **Herbert Wehner**, so las ich, habe auf einer Pressekonferenz in Bonn erläutert, wie dringlich solche Viermächteverhandlungen zur Lösung der deutschen Frage seien. Doch diese Ansätze reichten nicht aus, führten nicht zu raschen, konkreten Ergebnissen.

"*Die SED ist pleite*", so lautete die Parole der Bundesregierung, der SED den Todesstoß zu geben, die Aktionslosung.

Etwas Besseres hätte Walter Ulbricht gar nicht passieren können! Ulbricht fürchtete in diesem Moment den neuen Kurs mehr als die Massen, deren Aktionen er eher zu provozieren als zu verhindern suchte — ohne zu merken, wie nahe er diesem Ziele war.

Wahrscheinlich gehörten die Maßnahmen Berijas und Malenkows bereits zu einer geheimen Konvention. Der neue Kurs sollte dem Kreml die Eintrittskarte für die ersehnte Gipfelkonferenz sichern. Gleichzeitig hoffte Moskau wohl, daß die innerpolitische Auflockerung in der DDR die Bevölkerung günstiger stimmen und damit den Kaufpreis des Faustpfandes DDR erhöhen würde.

Ihr Leben lang gewohnt, die Massen zu manipulieren und die Satellitenländer zu dirigieren, ahnten Berija und Malenkow nicht, welche

Kettenreaktion ein bürokratisch oktroyierter neuer Kurs in der DDR auslösen, wie ihnen ihr Spiel unter der Hand zerrinnen würde: Bestand doch bei ihnen die "schöpferische Rolle der Massen" nur noch als leere Doktrin, als verbales Alibi. Wie schnell und wie umfassend die Massen in Aktion treten konnten und welches Ausmaß die Unzufriedenheit bereits angenommen hatte, das entzog sich ihrer Vorstellungskraft.

Die wenigen einsichtigen SED-Führer, die sich der Ulbricht-Clique entgegenstellten und gern bereit gewesen wären, Moskaus neuen Kurs ehrlich durchzuführen, sahen wohl auch nur eine Handbreit weiter, obwohl sie Moskau auf die Unzufriedenheit aufmerksam gemacht hatten.

Wir humanen Sozialisten, prinzipielle Gegner des Terrors, die wir glaubten, die Situation vorurteilsfrei und realistisch einzuschätzen, wähten am Beginn der von uns seit 1945 ersehnten demokratischen Entwicklung zu stehen. Wir sahen nicht im entferntesten voraus, welche revolutionären Kräfte der unglückliche Start des neuen Kurses freimachen würde, ahnten nicht, wie bald schon unsere optimistische Konzeption durch die aufgestauten Spannungen gesprengt werden sollte.

Der Kreis um Ulbricht tat inzwischen alles, um den neuen Kurs zu amputieren, zu drosseln und zu einer inneren Angelegenheit der DDR zu reduzieren. Wahrscheinlich stützte er sich dabei auf die retardierenden, konservativen Kräfte in Moskau, vornehmlich Molotow und Kaganowitsch. Sie wollten den neuen Kurs durch provokative Maßnahmen ad absurdum führen. Die Konservativen hofften, ihre wankende Position zu retten, das Scheitern des neuen Kurses in der DDR in eine persönliche Niederlage Berijas und Malenkows umzuwandeln. Chruschtschow lavierte geschickt zwischen beiden Flügeln.

Seit dem Tode Stalins war die DDR kein Satellit mehr. Ulbricht gewann an Manövrierfähigkeit innerhalb des Ostblocks und versuchte, sie für seine Zwecke zu nutzen.

In dieser Situation hätte eine einsichtige Politik der Westmächte darauf gerichtet sein müssen, die progressiven Kräfte im Kreml direkt und indirekt zu stützen, das hieß aber, ihnen zu erleichtern, den neuen Kurs in der DDR durchzuführen. Es ging darum, diese neue Politik zu fördern und zu beschleunigen, anstatt sie im Keime zu ersticken — um billiger Augenblickserfolge willen.

Auf eine solche Haltung der Westmächte hofften wir. Die Artikel der "Times" schienen uns recht zu geben. Aber wir irrten nicht nur in der innenpolitischen Einschätzung der Lage. Wir irrten auch auf dem Gebiete der Außenpolitik.

*Verwirrung:*

Im Berliner SED-Sekretariat herrschte völlige Verwirrung.

Warum hatte Walter Ulbricht die ZK-Tagung verhindert und durch die Kommuniqué-Veröffentlichung übersprungen? Weil eine solche ZK-Tagung den neuen Kurs hätte eindeutig umreißen und begründen müssen! Dann wäre mit den "Fehlern" der Vergangenheit abgerechnet worden. Vor allem aber hätte eine solche ZK-Tagung ein neues Pol-Büro gewählt — und einen neuen Generalsekretär. Sie hätte das Ende der politischen Laufbahn Ulbrichts bedeutet.

War nicht gerade diese Prozedur anfänglich von Semjonow festgelegt worden? Wodurch war es Ulbricht gelungen, die ZK-Tagung zu verhindern und damit dem neuen Kurs die Spitze abzubrechen, seinen Fehlstart herbeizuführen? Offenbar muß er in letzter Minute bei irgend jemandem in Moskau Rückhalt gefunden haben. Sicherlich hat er damit gedroht, daß sein Sturz in diesem Moment den Zusammenbruch des gesamten Regimes herbeiführen müßte. Genügend Voraussetzungen für solch schwerwiegende Folgen hatten seine eigene Politik und die seine Pläne begünstigende Haltung der Adenauer-Regierung ja geschaffen. Ich tappte in diesen Tagen völlig im Dunkeln. Wie war es zu diesem faulen Kompromiß zwischen den Progressiven und den Konservativen gekommen? Die Kompromißgeburt war eine Mißgeburt des neuen Kurses. Weder hatten zu diesem Zeitpunkt Berija und Malenkow die Kraft, den neuen Kurs ihren Intentionen entsprechend durchzuführen, noch seine Gegner, ihn zu verhindern. Vor allem aber hatten die Progressiven keine Zeit. Sie mußten rasch Tatsachen vorweisen. Und so nahmen sie halbe Maßnahmen in Kauf. Sie wollten sich auf diese Weise die Möglichkeit freihalten, in Etappen zu einem Ziel zu gelangen, das mit einem Sprung nicht erreichbar schien.

Die Erbstalinsten nutzten die Zeitnot der damaligen Kreml-Machthaber aus, um den neuen Kurs ohne ZK-Tagung zu starten. So hatten sie erst einmal das Schlimmste verhindert. Dem Ziel der anderen, ihre Politik in Etappen zu verwirklichen, stellten sie den Plan entgegen, den neuen Kurs in Etappen abzuwürgen. Ihre Rechnung sollte in einer Art aufgehen, die sie nicht geahnt und nicht gewollt, zu der sie aber alles beigetragen hatten. Nur so erklärt sich auch, daß der Kern des neuen Kurses im besagten Pol-Büro-Kommuniqué überhaupt nicht erwähnt wurde:

Die Annullierung der 2. Parteikonferenz.

Der Leitartikel der "Täglichen Rundschau" vom 13. Juni drängte darauf, mit der ganzen Wahrheit herauszurücken, als er "bedeutende prinzipielle Veränderungen in der Politik der SED und der Regierung der DDR" ankündigte. Doch es blieb keine Zeit mehr, diese internen Meinungsverschiedenheiten auszutragen.

Ununterbrochen ging das Telefon auf meinem Schreibtisch.

Die Parteifunktionäre der Ostberliner Großbetriebe wandten sich hilfesuchend an die Bezirksleitung. Sie ertranken im Sturm der Fragen, hatten keine Erklärung für das Vorgefallene. Groteskerweise hielten viele die Ausgabe des "Neuen Deutschland", die das mysteriöse Pol-Büro-Kommuniqué enthielt, für eine "westliche Fälschung", waren sie doch darauf getrimmt worden, allerorten "dunkle Machenschaften des Klassenfeindes" zu wittern.

Ich rief auf der internen Telefonleitung Hermann Axen an und unterrichtete ihn darüber, wie ratlos die Partei in den Betrieben sei. Hermann Axen sagte schnoddrig, von oben herab:

"Warum willst du das ZK festlegen? Du weichst vor den Parteisekretären zurück, anstatt sie anzuleiten. Das Pol-Büro-Kommuniqué enthält alle Antworten. Es spricht für sich selbst. Wir müssen die Arbeiter auffordern, es sorgfältig zu lesen, dann bedarf es keines Kommentars. "

Unmittelbar darauf rief mich Hermann Axen von sich aus an:

"Ich habe mit Walter Ulbricht gesprochen, und es bleibt dabei. Kein Kommentar. Aber etwas anderes. Du bist als Agitationssekretär verantwortlich dafür, daß sofort in allen Bezirken (Ostberlins) Transparente und Losungen verschwinden, die auf den Beschlüssen der 2. Parteikonferenz beruhen. Unauffällig muß alles verschwinden, was zum *Aufbau des Sozialismus* auffordert, überhaupt das Wort *Sozialismus* enthält. Du mußt dich sofort mit den Kreisleitungen der SED (in Ostberlin) in Verbindung setzen und das Notwendige veranlassen. Das ist eine interne Anweisung, die auf keinen Fall popularisiert werden darf."

"Soll die Entfernung dieser Losungen ebenfalls kommentarlos erfolgen?" fragte ich.

"Selbstverständlich", antwortete Axen.

Nun prangten aber diese Losungen nach damaliger Unsitte zu Tausenden an den Häuserfassaden, Zäunen, Brücken, den Mauern und Innenwänden der Betriebe. Ihre schlagartige Beseitigung war eine Massenaktion. So sprach sich diese "unauffällige, geheime" Liquidierung des "Sozialismus" wie ein Lauffeuer herum und erhöhte die Unruhe unter den Massen. Unter den Parteimitgliedern aber steigerte sich das Gefühl völliger Verwirrung. Der erbitterte Machtkampf innerhalb der SED lag offen zutage. Der "neue Kurs" trat nicht nur als ferngesteuerte Geheimpolitik in Erscheinung, er war auch von Begleiterscheinungen umgeben, die ihn diskreditierten und lächerlich machten. Aber auf Verständnis wurde kein Wert gelegt, geschweige denn auf die schöpferische Mitwirkung der Parteimitglieder und der werktätigen Massen.

Bei den Arbeitern gab es kein langes Kopfzerbrechen, keine komplizierte Analyse. Sie faßten ihre Meinung in den vier Worten zusammen, die ihnen die westliche Deutung des Phänomens bot: *"Die SED ist pleite."*

Ein anderer Eindruck war bei einem solchen Sabotagestart des neuen Kurses auch schwer möglich. Weit schwerwiegender aber war eine weitere Deutung, die eng damit verbunden war: Die SED ist bankrott und muß klein begeben — aber nur gegenüber den Kapitalisten.

Den Unternehmern, den Großbauern, den Geschäftsleuten wird "Zucker in den Hintern geblasen", wir Arbeiter gehen leer aus, denn die Normenerhöhung bleibt bestehen. Wir fordern die sofortige Rücknahme der Normenerhöhung. Wir übernehmen keinerlei Verpflichtungen zum 30. Juni, zum 60. Geburtstag Walter Ulbrichts, dem wir diese Normenerhöhung verdanken. "Der Spitzbart muß weg."

Walter Ulbricht hatte durch seinen Größenwahn selbst dazu beigetragen, daß sich die Stimmung gegen die Normen unmittelbar mit der Stimmung gegen die Partei, gegen die Regierung, gegen seine Person vor allem verband:

"Rücktritt der bankrotten Regierung! Freie Wahlen!"

Das Denkgebäude der SED war auf den Kopf gestellt. Sie hatte in ihrem eigenen Bereich gerade das geschaffen, was sie vergeblich, weil unrealistisch, für die Bundesrepublik erstrebt und lauthals als bevorstehend angekündigt hatte:

Eine echte revolutionäre Situation.

Wahrhaftig, es war ihr gelungen, die Leninsche Strategie zu verwirklichen, nämlich eine durchschlagende "ökonomische" Forderung zu schaffen, die in eine "politische" Hauptforderung "umschlägt".

Die Forderung auf Fortfall der Normenerhöhung verband alle Schichten der Arbeiter gleichermaßen, und sie schlug auf das prächtigste in die politische Generallosung nach freien Wahlen um.

Die objektiven und subjektiven Voraussetzungen — streng nach Lenins Theorie — für den ökonomischen und politischen Generalstreik waren somit gegeben.

Das unmittelbare Tagesinteresse an der Beseitigung der Normenverschlechterung verband sich in stürmischer Weise mit dem prinzipiellen Interesse an Freiheit, Rechtssicherheit, Demokratie und nationaler Selbstbestimmung.

Die dialektische Wechselbeziehung zwischen Minimal- und Maximalforderung, zwischen ökonomischer und politischer Forderung war in idealer Weise, in klassisch "Leninscher Weise" hergestellt.

Keine Maßnahme der Vergangenheit war bei den Arbeitern so verhaßt wie diese zwangsweise Normenerhöhung. Und gerade sie war beibehalten worden.

Selbstverständlich hätte ihre Aufhebung an der Spitze des neuen Kurses stehen müssen.

Mir war es rätselhaft, auf welche Weise Ulbricht das verhindert hatte.

Ich erlebte nun, wie alle Versuche, die Normenerhöhung wenigstens noch nach der Veröffentlichung des Kommuniqués rückgängig zu machen, am zähen Widerstand der Konservativen scheiterten.

Am späten Vormittag des 11. Juni — also unmittelbar nach Veröffentlichung des Kommuniqués — trat das Sekretariat der Berliner Bezirksleitung der SED erneut zusammen. Hans Jendretzky war unsicher und hilflos. Er hatte nichts anderes zu verkünden, als daß nunmehr für Ostberlin konkrete Beschlüsse im Rahmen der Richtlinien dieses Kommuniqués gefaßt werden mußten. Doch dürften unsere Maßnahmen auf keinen Fall über diese Beschlüsse hinausgehen.

Es war Alfred Neumann zu Ohren gekommen, daß ich am frühen Morgen auf eigene Faust die Mitarbeiter der Bezirksleitung zusammengefaßt und ihnen das Kommuniqué — natürlich in meiner Deutung — erläutert hatte. Er kritisierte mein "eigenmächtiges Vorgehen", daß ich entgegen oberster Anweisung das große Tabu durchbrochen hätte.

Hans Jendretzky erteilte mir eine sanfte Rüge. Sie war in einer Form ausgesprochen, die meine Haltung praktisch bestätigte. Ich verwies auf die Anrufe aus den Betrieben und erklärte, daß der "neue Kurs" unsinnig sei, wenn die Normenerhöhung aufrechterhalten bliebe.

Wieder war es Friedrich Ebert, der erregt in die Diskussion eingriff. Er behauptete, die ZK-Tagung sei aus gutem Grunde vermieden worden, denn eine Normendiskussion oder gar eine Erörterung des "Falles Field—Dahlem" sei zur Zeit das Schädlichste, was geschehen könne: "Wer gegen die Normen spricht, stört den *neuen Kurs*." Ebert verlangte unter Bezugnahme auf Walter Ulbricht, daß man den "negativen Elementen" in den Betrieben, die "westliche Parolen" verbreiteten, energisch entgegentreten müsse.

Die "beunruhigendsten" Nachrichten kamen in diesen Tagen aus den "volkseigenen" Großbetrieben und von den Großbaustellen.

Damals befand sich die "Stalinallee" im Bau, die als "Straße des Sozialismus" konzipiert war, in all der Gigantomanie und dem Zuckerbäckerstil, wie sie bis dato in Moskau vorexerziert worden waren. Hatte Lenin nicht immer gelehrt, sich auf den "Kern" der Arbeiterklasse, eben die Großbetriebe, zu konzentrieren? War es nicht bezeichnend, daß

gerade aus diesen Produktionsstätten die Stimme der Opposition zuerst ertönte?

"Den Kapitalisten macht ihr Geschenke, uns beutet ihr aus", riefen Betriebsdelegierte auf einer SED-Bauarbeiterkonferenz der Stalinallee-Baustellen Bruno Baum entgegen. Der fackelte nicht lange. Er machte sich Ulbrichts und Eberts Mahnung zu einer "harten Sprache" zu eigen:

"Wer sich vom Klassenfeind zu Aktionen gegen die Normen mißbrauchen läßt, fliegt!"

Da alle schwiegen, glaubte er, den richtigen Ton getroffen zu haben.

Unmittelbar darauf, am Sonntag, t4. Juni, erschien im "Neuen Deutschland" ein Artikel, der Verständnis für die schlechte Stimmung der Bauarbeiter zeigte und die "Holzhammermethoden" Bruno Baums scharf kritisierte. Der Kern der Dinge, die Normenerhöhung, wurde nur indirekt angesprochen. Rudolf Herrnstadt, der diesen Artikel seiner Reporter Siegfried Grün und Käthe Stern veranlaßt hatte, prügelte Baum, aber er meinte Walter Ulbricht. Er kritisierte die Symptome, aber er hatte nicht den politischen Mut, offen gegen die Ursachen anzugehen. Statt einer klaren Opposition gingen die Gegner Ulbrichts im Pol-Büro zu taktischen Winkelzügen, Advokatenkniffen über. Doch mit solchen Mätzchen war jetzt keine Politik mehr zu machen. Dazu war die Lage zu ernst, die Entwicklung zu weit vorgeschritten. Herrnstadts Reportage im "Neuen Deutschland": "Es wird Zeit, den Holzhammer beiseitezulegen" ging am Montag in der Stalinallee von Hand zu Hand und wirkte praktisch — um mit Lenin zu sprechen — als "kollektiver Organisator" der beginnenden Bauarbeiteraktion.

### *Rote Teppiche*

Es war am Abend des 15. Juni, einem Montag, da erschien die Sekretärin Otto Grotewohls aufgeregt bei Bruno Baum in der Wirtschaftsabteilung der Bezirksleitung. Sie legte ihm einen Brief vor, den **die Bauarbeiter vom Krankenhausneubau Friedrichshain** an Grotewohl, den damaligen Ministerpräsidenten der DDR, geschrieben hatten. Zufällig war ich anwesend. Dieser Brief — er ist inzwischen zu einem historischen Dokument geworden — forderte von der Regierung die sofortige Zurücknahme der Normenerhöhung. Der neue Kurs — so wurde ausgeführt — habe nur den Kapitalisten etwas gebracht, aber nicht den Arbeitern. Für Dienstagvormittag, den 16. Juni, wurde eine Delegation der



Bauarbeiter angekündigt, die sich an Ort und Stelle den Bescheid des Ministerpräsidenten abholen wolle. Für den Fall einer negativen Antwort wurde Streik angedroht.

Otto Grotewohl schien unsicher, ja völlig hilflos zu sein und bat um die Meinung der Bezirksleitung der SED. Auf Grund ihrer Kenntnis der konkreten Lage sollte sie raten, was zu tun sei. Bruno Baum, überlegene Ruhe ausstrahlend oder posierend, fällte ein salomonisches Urteil: Nur nicht bange machen lassen, Otto (Grotewohl) dürfe die Lage in Berlin nicht durch die "DDR-Brille" sehen. Dort, in der "Provinz", habe es in den letzten Tagen zwar an die sechzig Streiks gegeben und einen jubelnden Empfang der auf Grund des neuen Kurses freigelassenen politischen Häftlinge. In Ostberlin aber sei alles ruhig geblieben. Hier habe sich die Leitung nicht "aufweichen" lassen, und hier sei auch weiterhin nichts zu befürchten — "solange wir nicht weich werden und in Panik fallen".

"Auf keinen Fall klein begeben", postulierte er, "wenn die Delegation erst über die roten Teppiche im Amtssitz Grotewohls geht, wird ihr so feierlich zumute, daß sie ganz zahm verhandeln wird."

Darin habe man ja reiche Erfahrung aus der Weimarer Zeit, damals, als es noch umgekehrt herum ging. Wie oft hätten bürgerliche, hätten sozialdemokratische Minister die aufgebrachten Arbeiter mit ein paar wohlwollenden Worten nach Hause geschickt, und die seien dann auch noch ihr ganzes Leben lang auf diese große Begegnung stolz gewesen .. . Diese Wirkung der Obrigkeit hätte uns damals genug Kummer bereitet — aber heute käme sie uns zugute. Grotewohl sollte also den Brief überhaupt nicht beantworten, die Delegation ruhig "anrücken" lassen und ihr dann überlegen — von der hohen Warte des Ministerpräsidenten her — erläutern, daß strenge Sparsamkeit nun einmal vonnöten sei ...

Grotewohls Sekretärin ging sichtlich beruhigt. Sie war gar nicht erfreut darüber, daß ich ihr — im Gang noch — den entgegengesetzten Rat mit auf den Weg gab: Die Regierung sollte noch *heute abend* über Radio die *generelle* Zurücknahme der Normenerhöhung verkünden und den Bauarbeitern einen schriftlichen und mündlichen Bescheid darüber gleich zu Beginn der Arbeitszeit an die Baustelle zugehen lassen.

"Das wäre ja Kapitulation", meinte sie schnippisch und sehr von oben herab — sie war wieder ganz "Regierung". Die Sache mit den roten Teppichen hatte ihr ungemein imponiert.

Otto Grotewohl war telefonisch nicht erreichbar — rief mich auch nicht an, obwohl ich ihn durch seine Sekretärin darum hatte bitten lassen.

Sowjetische Offiziere bestärkten an diesem Abend Bruno Baum noch in seiner Auffassung, daß jedes "Zurückweichen" in der Normenfrage von

Übel sei. So lautete ihr offizieller Auftrag. Im privaten Gespräch aber ließen sie Bedenken durchblicken.

### *Lenin und der 17. Juni*

So fügte es die List, die Logik der Geschichte, daß Lenins Theorie über das "Grundgesetz der Revolution" ("Der *Radikalismus*, die Kinderkrankheit im Kommunismus") und seine Lehre von den Voraussetzungen einer "revolutionären Krise" vollinhaltlich für die "sozialistische" DDR zuträfen. Nicht nur wurden "sich die ausgebeuteten und geknechteten Massen der Unmöglichkeit, in der alten Weise weiterzuleben, bewußt" und forderten "eine Änderung". Auch die zweite von **Lenin** geforderte Voraussetzung traf ein, "daß die Ausbeuter nicht mehr in der alten Weise leben und regieren können". Die "unteren Schichten" wollten nicht mehr, und die "Oberschichten" konnten offensichtlich nicht mehr "in der alten Weise leben".

Die "gesamtnationale" (also Ausbeuter wie Ausgebeutete erfassende) Krise zeichnete sich ab:

"Die Mehrheit der Arbeiter (oder jedenfalls die Mehrheit der klassenbewußten, denkenden, politisch aktiven Arbeiter)" begann, "die Notwendigkeit der Umwälzung vollkommen" zu begreifen, und sollte schon in wenigen Stunden bereit sein, "ihretwegen in den Tod zu gehen". Gleichzeitig machten die "herrschenden Klassen eine Regierungskrise" durch, "die sogar die rückständigen Massen in die Politik hineinzieht".

Morgen schon sollte sich jenes unverkennbare "Merkmal einer jeden wirklichen Revolution" zeigen: "Die schnelle Verzehnfachung, ja sogar Verhundertfachung der Zahl der zum politischen Kampf fähigen Vertreter der Werktätigen und der ausgebeuteten Masse, die bis dahin apathisch" war — jene Kettenreaktion, welche "die Regierung entkräftet und es den Revolutionären ermöglicht, diese Regierung schnell zu stürzen".

Wenn auch diese allgemeinen Feststellungen Lenins ohne Zweifel auf die Volkserhebung vom 16. und 17. Juni 1953 durchaus zuträfen — genauso wie späterhin auf die Unruhen in Polen und die Revolution in Ungarn 1956<sup>64</sup> —, so ist es doch notwendig, auf einige besondere Bedingungen hinzuweisen:

In unserem Falle bestand die herrschende "Oberschicht" keineswegs aus Kapitalisten, Konzernherren oder deren Werkzeugen. Es handelte sich vielmehr um die weithin parasitäre, weitgehend

---

<sup>64</sup> sowie auf die gewaltfreie Revolution der DDR im November 1989!

fremdnational bestimmte Funktionärskaste des dirigistischen "Sowjet"-Systems, das sich als "sozialistisch" ausgab.

Sie kopierte bis zu Stalins Tode sklavisch die russischen Methoden und war Sachwalterin und ausführendes Organ der imperialen russischen Fremdherrschaft. Die "unabhängige, souveräne" DDR war besetztes Land, das mit dirigistisch-kolonialen Methoden mittels dieser deutschen Statthalterschicht beherrscht wurde.

So trat von vornherein neben das ökonomische und innenpolitische auch das nationale Moment. Der Widerstand gegen die Regierung war hier Widerstand gegen eine antinationale Regierung, die als Kollaborateur-, als Quisling-Regierung empfunden wurde.

Als die ökonomischen Losungen in politische umschlugen, war das gleichzeitig der Versuch von Deutschen, über die Gestaltung Deutschlands selbst zu bestimmen und die verhängnisvolle Spaltung Deutschlands durch eigene Aktion zu überwinden.

#### *Die Ereignisse des 16. Juni*

Am Dienstag, dem 16. Juni, kamen am frühen Morgen Parteiagitatoren — sie sollten die Bauarbeiter an der Stalinallee politisch "aufklären" und sie vor "unüberlegten" Handlungen "warnen" — fluchtartig zur Bezirksleitung zurück. Die Bauarbeiter wollten ihre Delegation zur Regierung begleiten, um damit ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen.

An diesem Morgen war in der "Tribüne" (Organ der Staatsgewerkschaften, des FDGB) auf Geheiß Walter Ulbrichts ein provozierender Artikel (von Otto Lehmann) erschienen. Nachdrücklich wurde betont, daß der neue Kurs keineswegs die Normenerhöhung in Frage stelle. Diese sei ganz im Gegenteil "in vollem Umfang richtig" und daher "mit aller Kraft durchzuführen". Wiederum wurde als Erfüllungstermin der 30. Juni, Ulbrichts Geburtstag, genannt.

Der Artikel war ein Schuß gegen das "Neue Deutschland". In solchen Formen spielte sich der Rivalenkampf Ulbricht—Herrnstadt ab.

Das stur-primitive Elaborat goß Öl in das Feuer, statt auf die Wogen.

Noch hatte sich der Demonstrationzug am Krankenhausneubau Friedrichshain nicht in Bewegung gesetzt, und schon hatten sich die Kollegen benachbarter Baustellen zu den achtzig Bauarbeitern hinzugesellt. Die beschwörenden Worte der Agitatoren prallten wirkungslos ab. Niemand ließ sich auch nur auf eine Diskussion mit ihnen ein:

"Bist du für oder gegen die Normenerhöhung?" war die ultimativ an sie gerichtete Frage. Auftragsgemäß hatten sie dafür zu sein — damit schon war ihnen das Wort entzogen.

"So sieht es überall in der Stalinallee aus, an sämtlichen Baustellen", stotterten sie bestürzt, "es wird eine Riesendemonstration geben. Ihr müßt sofort etwas tun ..."

Was zu tun sei, wagten sie nicht offen auszusprechen. Sie waren verstört, ja niedergeschmettert: Zum erstenmal erlebten diese jungen Menschen — meistens Kursusteilnehmer der Kreis-Parteischulen, die nun in der Praxis hatten beweisen sollen, was ihnen an Theorie gelehrt worden war — eine echte Aktion der Arbeiterklasse. Ihnen war unfaßbar, daß sie gegen die "Partei der Arbeiterklasse" gerichtet war.

Um acht Uhr dreißig rief Bruno Baum mich schon zu sich. Hans Kiefert war bereits bei ihm. Bruno Baum war totenbleich. Zum zweitenmal sah ich ihn unsicher und fahrig. Alle diese Menschen überkamen die Geschehnisse, die jetzt anhuben, wie ein unfaßbares Naturereignis ... Auf die rettende Formel vom "Tage X", der von "außen" her — den Imperialisten — angezettelt sei, verfielen sie erst, als die russischen Panzer sie aus ihrer hilflosen Lage befreit hatten.

Hans Jendretzky war nicht anwesend — das Pol-Büro tagte routinemäßig (wie jeden Dienstag).

So betroffen waren die beiden, daß es mir Mut gab. Ich sagte klipp und klar: "Jetzt gibt es nur noch eins, das Pol-Büro muß sofort die Normenerhöhung zurücknehmen. Alles andere bedeutet Bürgerkrieg, vielleicht Krieg. Ich fahre jetzt zum Pol-Büro 'rüber und stelle den Antrag. Ganz offiziell. Kann ich nur in meinem oder auch in eurem Namen sprechen?"

"Unbedingt auch in meinem", sagte Hans Kiefert wie erlöst.

Bruno Baum knurrte: "Ja, ich sehe nun auch keine andere Möglichkeit mehr."

Ich ließ Hans Jendretzky aus der Pol-Büro-Sitzung herausschicken. Er kam sofort — von Rudolf Herrstadt begleitet. Sie hörten, was geschehen war, und erklärten sich auf der Stelle bereit, den Antrag zu vertreten.

"Also du meinst, man muß sich hinter die Forderungen der Arbeiter stellen — sie sind berechtigt?" fragte Herrstadt noch.

"Man muß unbedingt, man hätte es schon längst tun sollen, und nun ist es höchste Zeit", drang ich in ihn.

"War der Artikel über die Stalinallee im Neuen Deutschland wirklich so verfehlt? Der soll jetzt an allem schuld sein", fragte Herrstadt unruhig.

"Eine unsinnige Behauptung. Aber dafür ist jetzt doch keine Zeit. Es geht nun wirklich um Wichtigeres."

Ich saß viele Stunden im Korridor und wartete auf Bescheid. Die Zeit erschien mir endlos. Was mochte inzwischen in der Stalinallee vorgegangen sein?

Auch Bruno Baum erschien jetzt in dem langen Korridor des "Glaspalastes" (so nannten die Berliner das große Gebäude des Zentralkomitees) und brachte neue Hiobspost.

Einmal kam Semjonow aus dem Sitzungszimmer heraus — er ließ sich von sowjetischen Offizieren, die ihn herausgerufen hatten, Informationen geben —, verschwand aber gleich wieder hinter der Doppeltür. Dann erschien Ulbricht, begleitet von Hans Jendretzky. Er [Ulbricht] verkündete in seiner gestelzten, kalten Art, aber doch sichtlich aufgeregt:

"Das Pol-Büro hat dem Antrag der Bezirksleitung zugestimmt. Eine entsprechende Erklärung geht sofort über den Sender."

Er erteilte Bruno Baum die Anweisung, die Demonstration "aufzuhalten und aufzulösen". Es würde genügen, ihr den Beschluß des Pol-Büros mitzuteilen.

Dieser Auftrag war unreal.

Übrigens wurde der Politbüro-Beschluß keineswegs "sofort" verkündet. Es vergingen weitere kostbare Stunden bis dahin. Überdies wurde er in so verklausulierter Form veröffentlicht, daß er seine Wirkung verfehlte. Was da verkündet wurde, klang unglaubwürdig, ja betrügerisch und von nackter Angst diktiert.

Als ich gemeinsam mit Bruno Baum die Demonstration erreichte, war sie bereits am Alexanderplatz, dem Zentrum Ostberlins, angelangt und auf viele tausend Menschen angewachsen. Sie erhielt ständigen Zustrom aus den anliegenden Betrieben, Läden, Verwaltungsstellen und durch Straßenpassanten. Gerade dadurch bewegte sie sich sehr langsam vorwärts — aber mit unbeirrbarer Stetigkeit und elementarer Gewalt.

Der Zug hatte eine innere, natürliche Disziplin. Das war nicht die stumpfe Ordnung der gewohnten Zwangsdemonstrationen. Es war ein dumpfes Brodeln und Summen in ihm, wie er da anquoll, und eine erregende, aufrüttelnde Entschlossenheit. Nur vereinzelt wurden Rufe laut. Gerade die aktive Ruhe war es, welche die Demonstranten so bedrohlich erscheinen ließ. Die Rufe richteten sich gegen die Normenschinderei, gegen Partei und Regierung, vor allem aber gegen Walter Ulbricht.

"Wir wollen freie Menschen sein und keine Sklaven", hörte man immer wieder. Und "freie Wahlen" blieb vorerst die einzige positive Forderung.

Zwischen den demonstrierenden Arbeitern, den Hausbewohnern, Büroangestellten und Straßenpassanten wuchs spontan und explosiv ein Band der Gemeinsamkeit. Aus den Fenstern der Mietshäuser, der

Verwaltungsgebäude gafften, winkten und riefen die Menschen. Es begann die große Verbrüderung auf der Straße.

"Zur Regierung, zur Leipziger Straße", war das Losungswort, das sich nach allen Seiten fortpflanzte. Die verkehrsregelnden "Volkspolizisten" standen hilflos und verwirrt, umbrandet von Menschen, die selbst nicht glauben wollten, noch gar nicht begriffen, was hier geschah. Die Demonstration weitete sich zusehends zu einer allgemeinen Erhebung aus.

Wie in Andersens unsterblichem Märchen "Des Kaisers neue Kleider" genügte das erste offene Aussprechen der Wahrheit, die erste Gegenüberstellung der Wirklichkeit mit der offiziellen Fiktion, um die Menschen sehend zu machen. Es erwies sich nicht nur die Lüge, sondern auch die Schwäche des Systems.

Mit einem Schlage erlebte ein jeder, daß seine individuelle Ablehnung des Systems — entgegen der offiziellen Legende — kein Alleingang war, sondern mit der Meinung der breiten Masse, des "Mannes auf der Straße" übereinstimmte. Das gab ihnen Mut, vervielfältigte ihre Kräfte.

Jeder Mensch ersehnt wohl eine Stunde, in der er selbst aktiv werden, selbst zur Entscheidung beitragen kann. Er ist gewohnt, ohnmächtig, aber grollend zu sagen: Was können wir Kleinen schon tun? Die da oben machen doch, was sie wollen.

Je unzufriedener der einzelne mit seiner Lage ist, um so mehr erbittert es ihn, daß er ohnmächtig ist. Erst in der Revolution zeigt sich, daß unendlich viel Kleines, wird es integriert, eine endliche Größe darstellt, eine beträchtliche endliche Größe, eine Größe, die Geschichte macht.

Die Bauarbeiter hatten den Funken in die Masse geworfen, und die Stunde war reif. Der Funke wurde zur Flamme. Einst hatte Lenin davon geträumt. Er hatte seine Zeitschrift "Iskra" genannt, "Der Funke".

"Aus dem Funken wird die Flamme schlagen", so hatten die vorrevolutionären russischen Dichter des 19. Jahrhunderts verkündet, und die Bolschewiki glaubten, mit ihrer Oktoberrevolution deren humanen Traum verwirklicht zu haben. Hier aber schlugen Funke und Flamme aus einer Arbeiteraktion, die sich gegen ein Regime richtete, das vorgab, im Geiste Lenins zu herrschen.

Die Partei- und Staatsfunktionäre wurden durch die Ereignisse überrumpelt und fortschreitend gelähmt. Etwas Ungeheuerliches, Unfaßbares vollzog sich vor ihren Augen: Der Arbeiter erhob sich gegen den "Arbeiter- und Bauernstaat".

Alles brach zusammen. Sie hatten, selbst Opfer des Massenbetrugs, die Fiktion für Wirklichkeit genommen. So verstanden sie nicht, was vor sich ging, und waren unfähig, in die Ereignisse einzugreifen.

Eine kleine, zahlenmäßig geringe Schicht von ihnen ging spontan auf die Seite der Arbeiter über. Die überwiegende Mehrheit aber, verärgert, desorientiert, "ideologisch entwaffnet" durch den unerklärlichen Bruch mit allen bisher gültigen Prinzipien und tödlich erschreckt durch das offene Zutagetreten der wahren Stimmung und der elementaren Kraft der Massen, verfiel in ohnmächtige Passivität — ganz zu schweigen von dem Heer der Karrieristen, die sich den Teufel darum scherten, wie es den Werktätigen ging, jedoch keineswegs ihre Haut für die SED zu Markte tragen wollten.

So erwies sich bereits am 16. Juni in Berlin die Partei als manövrierunfähig.

Andererseits war die Bewegung der Massen rein spontan, ohne theoretische und organisatorische zentrale Leitung und organisierende Kraft. Der politischen Aktion war keine geistige Auseinandersetzung vorausgegangen. Der Wunsch war allgemein, das Bestehende fortzuräumen. Aber was sollte an seine Stelle treten? Die Vorstellungen über das Neue waren äußerst unterschiedlich, vage, dumpf und verworren — bis auf den elementaren Wunsch nach freien Wahlen.

In den Mienen der Bauarbeiter, die an der Spitze des Demonstrationenzuges marschierten, lag etwas Trunkenes: "Ich hätte niemals gehant, daß es so kommen wird. Das ist mehr, als wir alle erwarteten", sagte einer von ihnen zu mir. Die Massen begannen eben erst ihre eigene Kraft zu erfahren und zu erproben. Noch fehlte jegliche politische Erfahrung im Kampf gegen das System.



Von Beginn an aber richtete sich die Bewegung in spontaner Disziplin ausschließlich gegen die SED und ihre Regierung. Sie vermied jeden unmittelbaren Konflikt mit der Besatzungsmacht.

Nicht nur die SED — auch die politischen Parteien in der Bundesrepublik und in Westberlin wurden durch das Tempo der Entwicklung, durch die explosive Gewalt der Ereignisse überrascht, überrannt. Zwar hatten hier viele die Krise kommen sehen, doch hätte es eines Propheten bedurft, um Termin und Ablauf der Geschehnisse vorauszusehen.

Es gibt in der Geschichte kein Beispiel eines ausschließlich "von außen" ausgelösten Aufstandes. Die Erhebung in der DDR zeichnete sich gerade dadurch aus, daß die terminliche und sonstige organisatorische Auslösung — sei es von innen, sei es von außen — nur in homöopathischen Ansätzen erfolgte. Das spontane Moment war ausschlaggebend. Gerade darum ist das von Ulbricht später erfundene Märchen so besonders primitiv, es handele sich hier um eine teuflische Planung, um die "Ansetzung des Tages X auf den 17. Juni" durch die "faschistischen Provokateure" in "Bonn und New York".

Wohl versuchten die SPD und die Freien Gewerkschaften, ihre Anhänger in den Betrieben Ostberlins und der DDR zur Bildung von demokratisch gewählten Betriebsausschüssen und örtlichen Selbstverwaltungsorganen zu veranlassen, doch wurden diese spärlichen Ansätze durch das rasche Tempo der Entwicklung überholt, ehe sie organisatorisch oder gar politisch zum Tragen kamen.

Die westlichen Geheimdienste konnten erst recht keinen Einfluß mehr auf die sich spontan ausbreitende Bewegung und den Ablauf der Ereignisse nehmen.

Der einzige mobilisierende Faktor von *außen* war die Information. Ununterbrochen unterrichteten westliche Sender die Bevölkerung der DDR über die Ereignisse des 16. Juni in Ostberlin.

So hermetisch die innere Informationsblockade auch war — schwiegen doch alle DDR-Massenmedien anfänglich die Erhebung tot —, so transparent war der Informationsvorhang gegenüber der Nachricht, die durch den Äther drang. Die Information von außen — sie war der Funke, der die Flamme auslöste, der die Explosion von Ostberlin auf das Gebiet der DDR übertrug. "Die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift", sobald der "Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist", hatte Karl Marx einst verkündet.

In unserem Falle wurde die Nachricht zur materiellen Gewalt — die Information wurde zur Kraftquelle: Sie vermittelte die Erkenntnis, daß der ohnmächtige Einzelne, in gemeinsamer Aktion mit seinem Nebenmann verbunden, imstande ist, die Welt zu verändern. Über Nacht steigerte sich



die partielle Erhebung einiger Betriebe Ostberlins synchronisch zur Gesamterhebung der Ostberliner Betriebe und wichtiger Industriezentren der DDR. Am Morgen des 17. Juni sahen sich die DDR-Machthaber allerorten von den Arbeitermassen bedroht.

Kaum waren wir dem Demonstrationenzug am Alexanderplatz begegnet, da kapitulierte Bruno Baum vor der Aufgabe, die ihm Walter Ulbricht zugewiesen hatte. Baum hatte genug gesehen — er verstand sich ja auf Arbeiteraktionen —, um zu begreifen, daß es hier nicht mehr um ein lokales, "aufzulösendes" Ereignis ging. Dieser Vorgang war bereits irreversibel; eine Volkserhebung war im Entstehen.

Das hier konnte nicht mit einer improvisierten Ansprache eingedämmt werden — sei sie nun lockend oder drohend. So weigerte er sich denn, zu den Demonstranten zu sprechen.

Wie wollte er auch diese vorwärts drängende Menge, deren Wesen die Bewegung war, zum Stehen bringen?

Mit Recht fürchtete er auch, die Bauarbeiter könnten gegen ihn handgreiflich werden, war er doch eben erst vom "Neuen Deutschland" als "Holzhammer-Funktionär" angeprangert worden. Ohnehin galt er seit langem als rücksichtsloser Einpeitscher der Normenschinderei.

"Hier kann ich nichts mehr machen", meinte Bruno Baum. "Ich muß zurück in die Bezirksleitung, damit wenigstens einer da ist, der leitet."

Aber er sagte nicht, was er zu tun gedächte, wie er sich unter diesen Umständen das *Leiten* vorstelle. Sicherlich beabsichtigte er, sich mit Waldemar Schmidt in Verbindung zu setzen, dem damaligen Leiter der Berliner Volkspolizei — und wahrscheinlich auch mit den sowjetischen "Freunden".

Einstmals hatten wir alle den brutalen Ausspruch von Gustav Noske verurteilt: "Einer muß ja der Bluthund sein" — das war, als Noske sich in den Wirren der Novemberrevolution von 1918 mit den kaiserlichen Generalen, mit den faschistischen Freikorps gegen die aufständischen Arbeitermassen verband.

Auch Waldemar Schmidt und Bruno Baum dachten nun in militärischen Kategorien, wollten den "Putsch" im Keim — mit Waffengewalt — ersticken.

Erst am Nachmittag sollte ich erfahren, wie berechtigt meine Befürchtungen gewesen und woran die abenteuerlichen Pläne gescheitert waren.

Die "Anführer", die "Rädelsführer" der Demonstration waren keineswegs mehr Herr der Situation; sie führten eine Aktion, die in Stunden, ja in Minuten über ihre ursprünglichen Ziele hinausgewachsen war.

Meine Mitteilung, daß die Normenerhöhung inzwischen vom Pol-Büro der SED zurückgenommen worden sei, übte keinerlei Wirkung aus:

"Das wollen wir von der Regierung, das wollen wir von Walter Ulbricht selber hören", lautete die Antwort.

Aber gesetzt den Fall, Walter Ulbricht hätte den Mut gefunden, ihnen das hier und jetzt zu verkünden — nichts hätte sich am Ablauf geändert. Ihre Antwort an mich war mehr eine Ausflucht, die verhüllen sollte, wie sehr sie selbst bereits Getriebene in dieser Aktion waren.

Immerhin, meine Mitteilung pflanzte sich schnell im Zuge fort. Doch sie hatte das Gegenteil von dem zur Folge, was Walter Ulbricht von ihr erhofft hatte. Die Demonstranten gingen nicht nach Hause, sondern schritten nur entschlossener ihrem Ziele zu. Ihr Kraftbewußtsein hatte sich erhöht. Der erste große Erfolg der Streikdemonstration war errungen. Der Zug quoll unaufhaltsam weiter, über den historischen Lustgarten, der nun Marx-Engels-Platz hieß, über die ganze Breite der Straße Unter den Linden, der Friedrichstraße und Leipziger Straße hinweg bis zu dem Platz vor dem Regierungsgebäude.

Die Arbeiterregierung hatte sich eilfertig vor ihren Arbeitern verriegelt. Eiserne Gitter hinderten den Zugang. In Sprechhören wurden Walter Ulbricht und Otto Grotewohl aufgefordert, zu erscheinen und den Arbeitern Rede und Antwort zu stehen. Doch Balkon und Fenster blieben leer.

Da ich den Zug an der Spitze begleitet hatte, kannten mich die Demonstrationsführer und halfen mir auf ein von ihnen mitgeführtes Fahrrad. Sie hielten mich fest, und ich sprach stehend vom Fahrradsattel. Die Normenerhöhung sei von der Partei mit sofortiger Wirkung zurückgenommen worden, sagte ich. Das sei ein erster großer Erfolg. Nun aber müsse nachgestoßen werden. Das Wichtigste sei jetzt, sofort Arbeiterausschüsse zu wählen, um eine demokratische Grundlage, eine Interessenvertretung in den Betrieben zu sichern. Der neue Kurs müsse zur Wiedervereinigung und zu freien Wahlen führen.

Es gab mehr ungläubige als zustimmende Zwischenrufe: "Wer bist du schon?" — "Sagst du die Wahrheit?" — "Ulbricht, Grotewohl soll uns das sagen."

Ich weiß heute nicht mehr, wie **Robert Havemann**<sup>65</sup> auf den Platz gekommen ist. Kaum war ich von dem Fahrrad heruntergestiegen, drängte sich der große, kräftige Robert durch und bestieg selbst das Stahlroß. Was immer er aber sagte, auch er scheiterte an dem allgemeinen

---

<sup>65</sup> Robert Hans Günther Havemann (1910–1982) war Chemiker, Kommunist, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus (Rote Kapelle und Widerstandsgruppe Europäische Union) und Regimekritiker in der DDR.

Verlangen, unmittelbar von Partei und Regierung selbst zu erfahren, woran die Arbeiter jetzt waren.

Danach ergriffen einige der Demonstrationsführer das Wort.

Auch sie sprachen ins Leere. Die Kundgebung hatte keinen Widerpart. Türen und Fenster des Regierungsgebäudes blieben verschlossen. Partei und Regierung blieben stumm.

Einzig und allein Minister **Fritz Selbmann** fand den Mut, mit den Arbeitern zu sprechen. Vergeblich. Die Demonstranten ließen ihn nicht zu Worte kommen. Auch ihm sagten sie, daß Walter Ulbricht selbst ihnen Rede und Antwort zu stehen habe.

Nach und nach versickerte die Ansammlung. Aus den Verwaltungsgebäuden der Umgebung hatten sich mittlerweile SED-Funktionäre unter die Arbeiter gemischt. Doch sie diskutierten kaum. Verstört hörten sie die seltsame Mär, daß die Normenerhöhung fallen gelassen worden sei, für die sie doch bis zu diesem Augenblick hatten eintreten müssen. Als die Nachricht später vom Ostberliner Sender bestätigt wurde, fühlten sich insbesondere die Betriebsfunktionäre der Partei durch diesen "Rückzieher" ihrer Führer genasführt und vor ihrer Belegschaft desavouiert. Hatten sie doch auch noch nach dem neuen Kurs die Normenerhöhung wütend gegenüber den Arbeitern verteidigen müssen.

Robert Havemann hatte nach seiner vergeblichen Rede die Demonstranten verlassen und am Gendarmenmarkt einen Lautsprecherwagen der SED bestiegen, von dem aus er die Normenherabsetzung bekanntgab. Kaum aber hatte er damit begonnen, da wurde das Gefährt auch schon von Streikenden angehalten und Havemann heruntergeholt. Nun setzte sich der Lautsprecherwagen, von Demonstranten besetzt, durch die Straßen der Innenstadt in Bewegung. Durch das Mikrophon dröhnte der Aufruf zum Generalstreik und zu einer großen, zentralen Protestdemonstration am Morgen des nächsten Tages auf dem Strausberger Platz.

Als ich am frühen Nachmittag des 16. Juni wieder zur Bezirksleitung kam, erhielten wir im Sekretariat eine aufschlußreiche Mitteilung.

Der Chef der Volkspolizei, Waldemar Schmidt, hatte bereits am frühen Morgen — als sich der anfänglich noch kleine Demonstrationszug in der Stalinallee zum Abmarsch formierte und sich durch die Parteiagitatoren nicht beirren ließ — die sowjetische Besatzungsmacht um eine Sondergenehmigung gebeten. Die "Volkspolizei" sollte den Volkszug auflösen und die "Rädelsführer" verhaften.

Doch jegliche Maßnahme solcher Art war ihm strikt untersagt, als "provokatorischer Vorschlag" abgelehnt worden. Nun beschwerte sich Waldemar Schmidt mit hochrotem Kopf über die "knieweichen Freunde". "Hätten wir", so meinte er, "sofort durchgegriffen und die Maßnahmen der Polizei durch einen Schwarm von Agitatoren abgedeckt, dann wäre alles schon längst vergessen."

Nun bestürmte er Hans Jendretzky, die Russen doch "endlich umzustimmen". Er fand mit seinem Rat keine Gegenliebe. Jendretzky meinte entschieden, er wolle nicht als "Arbeiterschlächter" in die Geschichte eingehen. Das Gespenst von Gustav Noske schreckte den alten Gewerkschafter.

Die Sekretariatssitzung war ursprünglich für eine ganz andere Aufgabe bestimmt gewesen. Die Bezirksleitung der Berliner SED steckte bis über die Ohren in einer Routinearbeit: Für den Abend war eine entscheidende Parteiaktivtagung angesetzt worden.

Diese außerordentliche Tagung mußte organisatorisch und technisch vorbereitet werden. Das war nicht einfach; denn zwei Tage vorher erst war sie beschlossen worden — als kleiner Erfolg der Opposition gegen Walter Ulbricht. Auf der Parteiaktivtagung sollten Otto Grotewohl und Walter Ulbricht den neuen Kurs erläutern und zur Diskussion stellen. Endlich war eine kleine Tribüne erstritten, auf der die Führung Farbe bekennen sollte. Angeblich sollte das Referat von Otto Grotewohl — in bezug auf die Fehler der Vergangenheit — sehr scharfe Formulierungen enthalten, mit direkter bzw. indirekter Zielrichtung gegen Walter Ulbricht. So war Hans Jendretzky in diesen Stunden mit seinem Herzen und in seinem Sinn weitaus mehr mit der bevorstehenden Parteiaktivtagung als mit den umwälzenden Ereignissen beschäftigt, die sich soeben vollzogen und die wir noch gar nicht in ihrem vollen Umfange erfaßt hatten.

Hinzu kam, daß Jendretzky sich ernsthafte Sorgen machte, die Ereignisse in Berlin könnten seinem Einfluß schaden und Ulbricht den Vorwand und auch die Möglichkeit dafür liefern, den alten, harten Kurs aufrecht zu erhalten.

"Wir werden", so sagte Hans, "während der Parteiaktivtagung mit den Genossen vom Pol-Büro beraten, was zu tun ist."

Eine einzige Maßnahme wurde in dieser kurzen Sekretariatssitzung festgelegt: Die Sekretariatsmitglieder wurden auf die wichtigsten Großbetriebe aufgeteilt. Jeder von ihnen sollte am nächsten Morgen in einer Belegschaftskundgebung die Rücknahme der Normenerhöhung und den neuen Kurs erläutern.

Weitere Schlußfolgerungen wurden nicht gezogen.

Die Parteiaktivtagung — mit so großen Erwartungen erhofft — nahm einen gespenstischen Verlauf. Ulbricht und Grotewohl sprachen in akademischen Worten und bagatellisierender Form über den Inhalt des neuen Kurses. Sie sprachen so, als hätte sich inzwischen nichts ereignet. Die wahrhaft erschütternden Vorgänge des Tages wurden nur am Rande gestreift. Unter ihrer Einwirkung hatte Grotewohl die schärfsten "selbstkritischen" Passagen seiner Rede gestrichen. Durch die Ereignisse eingeschüchtert und sowohl ihre Fiktionen als auch ihre soziale Existenz in Frage gestellt sehend, wagten die Parteifunktionäre weniger als je, offen zu diskutieren.

Alle dachten daran, keiner sprach von dem, was vorgefallen.

Über der Tagung lag ein drückendes Verschweigen und Nichtsehenwollen: Nicht weniger als eine Revolution hatte begonnen. Im Dunkel der Nacht schon sollte das Signal der Bauarbeiter aus der Stalinallee die Betriebe Ostberlins und der DDR zur Aktion führen. Ulbricht aber vermeinte, das Übergreifen des Feuers durch die Normenerklärung im Rundfunk verhindert zu haben.

#### *Die Volkserhebung vorn 17. Juni*

Am Morgen des 17. Juni stand Ostberlin, stand die DDR im Zeichen der Volkserhebung.

Es kam zu tumultartigen Szenen in den Straßen Ostberlins. Ich sah, wie Funktionärsautos umgeworfen, Transparente und Losungen, auch Parteiabzeichen abgerissen und verbrannt wurden.

In vielen Städten der DDR kam es zum Massensturm auf Gefängnisse, auf Partei- und Regierungsdienststellen, insbesondere solche des Staatssicherheitsdienstes. Zentren der Generalstreikbewegung, des beginnenden Aufstandes waren die traditionellen Industriegebiete Sachsen und Thüringen — von jeher Mittelpunkte der Arbeiterbewegung.

Als ich morgens zu dem mir zugeteilten volkseigenen Großbetrieb Bergmann-Borsig in Berlin-Wilhelmsruh kam, wurde dort keine Hand gerührt. Die Arbeiter diskutierten am Arbeitsplatz und führten in den Hallen kleine Versammlungen durch. Vertrauensleute nahmen von Abteilung zu Abteilung miteinander Verbindung auf, um eine Versammlung der gesamten Belegschaft herbeizuführen. Vor kurzem war hier ein sogenanntes Kulturhaus mit einem riesigen Saal fertiggestellt worden, der allen Belegschaftsangehörigen Platz bot.

Interessant war meine Begegnung mit dem Parteisekretär des Betriebes. Er meinte, im Betrieb würde es "ruhig bleiben". An Arbeit sei allerdings kaum zu denken.

Ich veranlaßte ihn, die gesamte Belegschaft durch den Lautsprecher in den großen Saal des Kulturhauses zu rufen. In wenigen Minuten war der Riesenraum von einem einzigen Brodeln erfüllt.

In diesem Moment, da die Arbeiter hier in Aktion versammelt waren, so fuhr es mir durch den Kopf, und nur für die Dauer dieser Aktion, gehört dieser Betrieb wahrhaft ihnen. Genau das sagte ich auch.

"Heute ist dieser Betrieb euer Betrieb geworden, aber damit steht auch in eurer Verantwortung, was aus ihm wird. Erstens: nichts zerstören; zweitens: hier und sofort einen Betriebsausschuß wählen!"

Dieser Vorschlag wurde ohne Diskussion angenommen und unmittelbar verwirklicht. Zum Ausschußvorsitzenden wurde ein älterer, erfahrener sozialdemokratischer Arbeiter gewählt. In der Diskussion, die der Wahl des Betriebsausschusses folgte, sprachen etwa zwanzig Arbeiter.

Das war eine elementare, leidenschaftliche Auseinandersetzung, eine historische Abrechnung mit dem SED-Regime. All das, was sich bisher gestaut hatte, nie offen in Versammlungen ausgesprochen worden war, brach sich jetzt Bahn. Aus eigenem Erleben, in der drastischen, ungekünstelten Sprache des erregten Menschen, der von seinen persönlichen Erfahrungen ausgeht, wurden zahllose empörende Beispiele von Rechtswillkür angeführt. Namen von Arbeitskollegen aus dem Betrieb wurden genannt, die verhaftet, verurteilt, mißhandelt worden waren, deren Angehörige nichts mehr von ihnen gehört hatten.

Es wurde eine EntschlieÙung angenommen, die den gewählten Arbeiterausschuß bevollmächtigte, die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Belegschaft zu vertreten und sich mit ähnlichen Ausschüssen in anderen Betrieben in Verbindung zu setzen. Als politisches Hauptziel wurde die Wiedervereinigung Deutschlands durch freie demokratische Wahlen gefordert.

Am Schluß der Versammlung sprang ein Arbeiter auf das Podium und forderte die Belegschaft auf, sich mittags am Betriebstor zu versammeln, um in das Stadtzentrum zu demonstrieren — überall wären bereits derartige Streikdemonstrationen im Gange.

Unmittelbar im Anschluß an die Versammlung trat der Ausschuß zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen, legte die wichtigsten betrieblichen und politischen Forderungen fest und beschloß, sich an die Spitze der Streikdemonstration zu stellen.

Der Demonstrationzug kam nicht weit. Um 13 Uhr war der Ausnahmezustand eingetreten. General Dibrowa, der sowjetische

Stadtkornmandant, hatte ihn verhängt. Unmittelbar darauf kämmtten sowjetische Truppen die Straßen durch. Die Bergmann-Borsig-Demonstration wurde aufgelöst, die "Rädelsführer" — darunter der sozialdemokratische Vorsitzende des soeben gewählten Betriebsausschusses — verhaftet. Welch glorreiche Aktion der Sowjet(Räte)macht gegen die Räte!

In wenigen Stunden waren die Gefängnisse Ostberlins überfüllt. Sinnigerweise wurden Lagerräume im zentralen Schlacht- und Viehhof — sie standen leer, denn an Fleischvorräten mangelte es — mit verhafteten Streikenden vollgepfert. Die Gefangenen waren nicht nur menschenunwürdig untergebracht, an ihnen entlud sich die Wut jener Volkspolizeioffiziere, die eben noch ihre Sache verloren gesehen hatten, die erst unter dem Schutz sowjetischer Panzer ihre Sicherheit wiederfanden — und nun um so ingrimmiger ihren Bütteldiensten nachgingen.

Was sich hier abspielte, ging selbst dem hartgesottenen Waldemar Schmidt auf die Nerven. Er berichtete in der Bezirksleitung von den empörenden Vorgängen, und Hans Jendretzky verpflichtete ihn, "diesen Schlacht- und Viehhofmethoden ein Ende zu bereiten".

Ich hatte gleich nach Beendigung der Belegschaftsversammlung den Betrieb verlassen und war noch, ehe der Ausnahmezustand verkündet war, zu Fuß durch die Innenstadt in die Bezirksleitung zurückgekehrt.

Es war wie zu Beginn eines Bürgerkrieges. Unter die streikenden Demonstranten hatten sich inzwischen auch zahllose Westberliner, zumeist Jugendliche, gemischt.

Funktionärsautos wurden angehalten und umgekippt, Transparente und DDR-Embleme abgerissen und in Brand gesteckt. Spontane Demonstrationzüge und organisierte Sprechchöre, Kuriere auf Fahrrädern, meist Westberliner Herkunft, Ansprachen von Autos und improvisierten Podesten .. .

SED-Mitgliedern wurden die Parteiabzeichen abgerissen. Johlende Gruppen setzten sich wirr, auf zufällige Zurufe hin, in Bewegung: "Auf zum Glaspalast!" — "Zum Ministerium!" — "Zum Brandenburger Tor!" Der Erhebung fehlte das Selbstverständnis, also fehlten ihr auch die Lieder. Sie vermochte noch nicht sich zu artikulieren.

So sang man "Brüder, zur Sonne, zur Freiheit", aber ebenso auch das "Deutschland-Lied" — und doch drückte beides nicht das aus, was die Menschen wollten und dumpf empfanden. In der allgemeinen Turbulenz machte mich das Deutschland-Lied am meisten betroffen. Das war das letzte — so empfand ich —, was hierher gehörte.

Gewiß waren es nicht nur Arbeiter, die aus Westberlin hinzugeströmt waren. Gewiß traten auch Rowdys und politische Abenteurer mit dunklen Zielen und dunklen Auftraggebern in Aktion. Sie fanden hier ein günstiges Betätigungsfeld. Aber sie fanden es auf der Grundlage einer elementaren Massenerhebung.

Alles, was ich in diesen Stunden, in diesen Straßen sah, waren immer wieder Arbeiter und Arbeiterinnen, die ihre "volkseigenen" Betriebe verlassen hatten, weil sie die Stunde für gekommen hielten, eine Ordnung zu ändern, die ihnen unerträglich geworden war, sich einer Obrigkeit zu entledigen, die sie nicht mehr dulden wollten.

Wie unscharf und nebulos auch ihre Ziele waren, so wollten sie doch eines gewiß nicht: eine Reise zurück in die Vergangenheit, eine Wiederherstellung der alten Besitzverhältnisse des ostelbischen Großgrundbesitzes und des Konzerneigentums der Wehrwirtschaftsführer und Rüstungsindustriellen.

So manch einer aber von denen, die hier aus Westberlin zum Dienst eingesetzt waren — von obskuren Diensten —, diente gewiß anderen Zielen.

Als ich kurz vor t 3 Uhr in der Bezirksleitung eingetroffen war, teilte mir Bruno Baum triumphierend mit, daß unsere "Freunde" endlich ein Einsehen gezeigt und die Sache in die Hand genommen hätten:

"In wenigen Minuten haben wir den Ausnahmezustand, und dann wird aufgeräumt."

Bruno Baum und Waldemar Schmidt vor allem fühlten sich jetzt als Sieger. "Schließlich", dozierte Bruno Baum, "ist alles eine Machtfrage. Wehe uns, wenn wir das vergessen und uns die Macht aus den Händen winden lassen. Jetzt hat die Sowjetmacht zugeschlagen, und der ganze Spuk ist vorbei."

Und tatsächlich, vom Fenster aus — über den August-Bebel-Platz hinweg — sahen wir die Panzer, die Unter den Linden in Richtung Brandenburger Tor rasselten, um die Sektorengrenze hermetisch abzuriegeln und die "Unruhen im Keime zu ersticken".

Wie oft hatten wir in der Vergangenheit, in den zwanziger und dreißiger Jahren die Arbeiter Berlins aufgerufen, sich gegen die Soldateska, gegen die Panzer Unter den Linden 1918 bei der Novemberrevolution. Panzer Unter den Linden 1919 bei den Spartakuskämpfen. Panzer Unter den Linden 1920 beim Kapp-Putsch. Und dann der Papen-Putsch am 30. Juli 1932, als ganz Berlin unter Militärrecht gestellt wurde.



Wohin hatten wir es gebracht? Jetzt begrüßten wir die Panzer Unter den Linden, die uns von den Arbeitern befreiten, die wir hatten befreien wollen.

So wie in Ostberlin wurde am 17. Juni auch im gesamten Gebiet der DDR — durch die jeweiligen Kreiskommandanten — der Ausnahmezustand verhängt. Die Volkserhebung war mit Waffengewalt von sowjetischen Besatzungstruppen erstickt worden. Eine neue Form der Konterrevolution hatte über eine neue Form der Revolution gesiegt.

Der Sieg des Aufstandes, die provisorische Machtübernahme durch die spontan entstandenen Betriebsausschüsse und kommunalen Selbstverwaltungsorgane hatte sich abgezeichnet. Es hatte nichts mehr gegeben, was die erbitterten Arbeiter hätte aufhalten können, als die Panzer der Besatzungsmacht. Ulbricht erhielt im sowjetisch beschützten ZK-Ferienheim Kienbaum — dorthin war er während der Unruhen geflohen — die Nachricht von seiner Rettung (wie ich später von Karl Schirdewan erfahren habe).

Da war keine populäre Figur weit und breit, die der Kreml, die das Pol-Büro der SED jetzt ins Spiel hätte führen können, um die bedrohliche Volksbewegung abzufangen und einzudämmen. Kein Gomulka, kein Nagy bot sich an ...

Die Neuerer im Kreml, in Fraktionskämpfe verstrickt, wagten in dieser Situation nicht, Ulbricht (als Sündenbock) fallen zu lassen und Otto Grotewohl und Rudolf Herrnstadt an die Spitze von Partei und Staat zu stellen. Sie befürchteten wohl nicht zu Unrecht, daß damit nur ein knapper Zeitaufschub, nicht aber eine echte Stabilisierung zu erreichen war.

Sie fanden nicht den moralischen Mut und besaßen auch nicht die innerparteiliche Machtposition zu solch einem waghalsigen Sprung nach vorn. Das Versagen der Westmächte bestand eben darin, durch ihr verständnisloses statisches Verhalten das Risiko solch eines kühnen Unterfangens unangemessen erhöht zu haben.

So ergab sich ein historisches Paradoxon: Eben der moralisch-politische Bankrott des Ulbricht-Systems — durch das Flammenzeichen der Volkserhebung erhellt — führte in dialektischer Wechselwirkung auch dessen Rettung herbei: Er rettete Walter Ulbricht vor dem neuen Kurs, rettete damit seine politische Existenz. Aus den Trümmern seiner Politik, die ihn nach menschlichem Ermessen hätten begraben müssen, stieg er — ein seltsamer Phönix aus der Asche — zu gefestigter Macht empor.

Die Initiatoren des neuen Kurses im Kreml (Berija und Malenkow) und seine Protagonisten in Ostberlin (Herrnstadt, Zaisser und Jendretzky) wurden nun zu dessen Prügeljungen, Sündenböcken und Opfern. Der verhängnisvolle Ausgang ihres Experiments wurde ihnen selbst zum Verhängnis.<sup>^</sup>

*"Umwälzungen finden in Sackgassen statt" (Brecht)*

Der 17. Juni hatte vor aller Welt offenbart, daß die SED keine Basis im Volke hatte, sich nicht ohne den bewaffneten Schutz der Sowjettruppen an der Macht halten konnte. Er hatte gezeigt, daß die Partei hohl war: Sie barst, als das Volk sich erhob.

Am tiefsten hatte sie getroffen, daß die Industriearbeiter der Großbetriebe sich als der entschiedenste Teil, als die Vorhut des Volkskampfes erwiesen hatten — so, genauso sollte es ja auch nach der eigenen Theorie sein.

Doch nahm die Weltgeschichte einen gänzlich verkehrten Lauf; denn nun war offenkundig geworden, wie sehr das Regime den Interessen der Arbeiter entgegengerichtet war, dem Selbstbestimmungsrecht und dem Unabhängigkeitswillen des Volkes.

Seit diesem 17. Juni mußten die Sowjetunion und ihre SED darauf verzichten, freie Wahlen auch nur als Phrase für eine deutsche Wiedervereinigung in Vorschlag zu bringen.

Doch die spontane Volkserhebung vom 17. Juni machte auch noch ein weiteres offenbar: Die Bundesrepublik und die westlichen Demokratien hatten sich als unfähig erwiesen, jene einzigartige Konstellation, die durch den Diadochenkampf im Kreml nach Stalins Tode ausgelöst worden war, für die damals vorübergehend mögliche, friedliche Wiedervereinigung Deutschlands und eine Gesamtentspannung zwischen den beiden Blöcken zu nutzen. Die **Churchill-Malenkow-Initiative**<sup>66</sup> war im Vorfeld des Kalten Krieges hängengeblieben.

Jedes Imperium hat immer noch seine militärischen Machtmittel eingesetzt, wenn anders sein Besitzstand nicht mehr zu sichern war. Wie später im Fall Ungarn haben die Westmächte dankenswerter Weise am

---

<sup>66</sup> Zwei Monate nach Stalins Tod, am 11. Mai 1953, hält der englische Premierminister Winston Churchill (1874-1965) eine Rede, in der er eine Konferenz mit Stalins Nachfolgern vorschlägt. Er denkt öffentlich über ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem nach. Auf einem Parteitag im Oktober 1953 fordert er wiederum die Beendigung des Kalten Krieges. Im Juli 1954 schlug er Moskau ein Treffen mit dem neuen sowjetischen Regierungschef Georgij Malenkow vor – ohne Konsultation seines Kabinetts. Dagegen gibt es Protest seiner Minister, Churchill wird zum Rücktritt gedrängt, den er am 5. April 1955 vollzieht.

17. Juni 1953 dieses historische Gesetz und damit die vertraglich festgelegten Interessensphären des Status quo respektiert.

Alles andere hätte den gemeinsamen Untergang bedeutet.

Nicht hierin also lagen die versäumten Möglichkeiten; und nur die Unverständigsten in der DDR waren es, die sich "vom Westen im Stich gelassen" fühlten.

Niemand außer den "Stützen der Gesellschaft" fühlte sich durch das Eingreifen der Russen gerettet und befreit. Aber von allen Sehenden war der Alpdruck genommen, das deutsche Volk könne im Feuer eines ost-westdeutschen Bürgerkrieges und durch einen militärischen Zusammenprall der Siegermächte auf deutschem Boden verheizt werden.

Keine der beteiligten Mächte, keine der kämpfenden Parteien hüben und drüben konnte ein Interesse an einer wahrheitsgemäßen Darstellung und Deutung der tragischen Ereignisse haben. Jede Partei zog aus der Tragödie Stoff für ihre spezifische Mythenbildung — Lehren wurden nicht gezogen.

Wer in den westlichen Demokratien hat beachtet, daß jede Entschärfung des Kalten Krieges — wie sie zum Beispiel vorübergehend durch die Malenkow-Churchill-Verhandlungen eingetreten war — die Auflockerung, die Entstalinisierungstendenzen in den "sozialistischen" Ländern wesentlich fördert?

Aber auch der Kreml hatte sich wenig Gedanken über die Geschehnisse in der DDR gemacht — zumindest war er nicht beweglich genug, um wirksame Schlußfolgerungen zu ziehen. Er erwies sich als unfähig, seinen Kolonialkurs in den Satellitenländern zumindest soweit zu lockern, daß Volksaufstände vermieden wurden.

Trotz des Warnsignals vom 17. Juni hat der Kreml den Bierut-Kurs in Polen und den Rakosi-Kurs in Ungarn weiterhin gefördert oder doch geduldet. Die Revolutionen in Polen und Ungarn zeigten dann auf höherer Stufenleiter, was im Keim bereits in der DDR-Volkserhebung vom 16. und 17. Juni zutage getreten war.

Eine Tragödie — als das erschien mir der 17. Juni, und so bezeichne ich ihn heute noch. Ich empfand die Geschehnisse als Tragödie nicht nur deshalb, weil sie mich jäh aus meinen hoffnungsvollen Erwartungen rissen, in die mich die Botschaft versetzt hatte, ein neuer Kurs hebe an.

Was mich bewegte, war nicht so sehr meine persönliche Enttäuschung, sondern die irreversible Entscheidung für einen unabsehbar großen Zeitabschnitt.

Dem Spießer erscheint es als Tragödie, wenn Ordnung und Ruhe und Obrigkeit durch explosive Volksausbrüche zerrüttet werden. Ruhe dünkt dem Untertanen erste Bürgerpflicht. Dem preußischen Funktionär

wiederum ist jede spontane Regung suspekt. Er stellt sich die Weltgeschichte als eine Wellenbewegung von generalstabsmäßig organisierten revolutionären Aktionen und konterrevolutionären Tagen X vor, die minutiös ablaufen, wie ein preußischer Eisenbahnfahrplan in der guten alten Zeit oder das Exerzierreglement in den Tagen von Preußens Gloria.

**Rosa Luxemburgs** geniale Gedanken über die dialektische Wechselbeziehung von Spontaneität und Führung wurden von deutschen Organisationshirnen als Spontaneitätsverherrlichung mitleidig-lächelnd abgetan. Auch Lenin — von Stalin ganz zu schweigen — sprach abfällig über die "Spontaneitätstheorie" der von ihm so sehr geschätzten Rosa.

Nicht deshalb nenne ich den 17. Juni eine Tragödie, weil er — aus diesem oder jenem Mangel — fehlschlug, unterdrückt werden konnte. Ich bezeichne ihn deshalb so, weil seine Helden, die Massen, genau wie in der klassischen griechischen Tragödie, ihren Untergang gerade mit der Aktion herbeiführten, die ihn hatte verhindern sollen. Sie bewirkten das Gegenteil von dem, was sie bezweckten: Sie zerstörten durch ihre Aktion gerade jenen Ansatz, den sie hatten entwickeln wollen.

Wieder einmal fand mein kleiner Freundeskreis sich weit zurückgeworfen — weit hinter unseren Ausgangspunkt. Wieder einmal wollte der Stein gehoben sein. So unfruchtbar der politische Ausgang des 17. Juni war, so schöpferisch wirkte er auf alle ein, die sich das Denken noch nicht abgewöhnt hatten. Hier war etwas geschehen, das zur theoretischen Analyse herausforderte.

Wie sollten wir dieses neuartige Phänomen interpretieren?

Damals begann Robert Havemann über das Problem der Spontaneität tiefer nachzudenken. Zwölf Jahre später, in seinem bekannten "Spiegel"-Artikel, der ihm so viel Ungemach eintrug ("Plädoyer für eine neue KPD", Spiegel Nr. 5S, 22. Dezember 1965) schrieb er, sicher auch im Gedenken an den 17. Juni: "Die schöpferische Kraft der Spontaneität der Volksmassen, aber auch ihre Blindheit und Ohnmacht sind Fragen, die uns heute nicht weniger beunruhigen als vor fünfzig Jahren Rosa Luxemburg."

## **Böser Morgen**

Heut nacht im Traum sah ich Finger, auf mich  
deutend  
Wie auf einen Aussätzigen. Sie waren zerarbeitet  
und  
Sie waren zerbrochen.  
Unwissende! schrie ich  
Schuldbewußt.  
BERT BRECHT

Das Parteimitglied ist verpflichtet,  
aufrichtig und ehrlich gegenüber der Partei zu sein und  
nicht zuzulassen, daß die Wahrheit  
verheimlicht oder entstellt wird.  
SED-Parteistatut, Kapitel I, Abschnitt 2, Buchstabe i

Als die Aktion, die von *unten* kam, geschlagen war, gaben die Reformatoren, die von oben her liberalisieren wollten, das Spiel noch nicht verloren — hatte Walter Ulbricht, hatten die Konservativen das Heft noch nicht wieder fest in der Hand.

Die Reaktionäre und die Liberalen in der Partei taktierten in fraktionellen Kämpfen, um einander die Schuld an der Katastrophe in die Schuhe zu schieben. Und solange im Kreml noch keine Entscheidung für die eine oder andere Seite gefallen war, stand die Partie in Pankow patt.

In dieser Patt-Situation hatte das 14. ZK-Plenum getagt, am 21. Juni; vier Tage waren erst vergangen, seitdem "Ruhe und Ordnung" durch die Sowjettruppen wiederhergestellt worden waren.

Als mir Hans Jendretzky die mühsam zustandegekommene EntschlieÙung zeigte, war ich tief enttäuscht:

"Wir können doch aus dem Vorgefallenen keinen Kriminalroman machen", sagte ich, "keine Geschichtsfälschung. Das hier ist doch absurd."

Und ich zitierte Bruchstücke aus dem frisch gebackenen Elaborat:

".... die Ansetzung des Tages X, an dem sie (die amerikanischen und deutschen Kriegstreiber) von Berlin aus die Deutsche Demokratische Republik aufrollen wollten, auf den 17. Juni 1953 ... entschlossen sich die Kriegstreiber gerade in diesen Tagen zu ihrer faschistischen Provokation

... veranlaßte sie, den von langer Hand vorbereiteten Tag X kurzfristig zu provozieren."

Ich gab Hans zu bedenken, daß mit der Formulierung vom "Tag X." nur Wasser auf Ulbrichts Mühlen gegossen würde.

"Ulbrichts Mühlen mahlen nicht mehr lange", entgegnete Hans. "Du kannst dir eben nicht vorstellen, unter welchem Unstern diese ZK-Tagung stand, in welcher bedrückter Stimmung alle waren. Eine richtige Trauerversammlung. Und besonders Herrstadt tust du unrecht. Ein besserer ZK-Beschluß war nicht drin. Er hat ihn entworfen, und er hat ihn durchgesetzt — gegen Ulbricht. Überleg doch mal. Die Partei hat versagt, die *Freunde* mußten durchgreifen, waren zu einer militärischen Aktion herausgefordert. Sie hätten sonst ihr Gesicht verloren. Es ist noch ein Glück, daß die drüben schon immer von einem Tag X geschwafelt haben, sonst hätten wir ihn erfinden müssen. Begreif doch, es muß ein Verbrechen, ein kriminelles Verbrechen vorgelegen haben, damit der Panzereinsatz moralisch-politisch gerechtfertigt erscheint. Also *gab* es ein solches Verbrechen, eben diesen Tag X. Und wenn das tausendmal *konstruiert* ist, wie du sagst, jawohl, wir haben konstruiert, wir haben uns vor unsere Freunde gestellt, die mit ihrem Eingreifen schließlich die Partei, die DDR gerettet haben. Den *Tag X* haben die Freunde von uns verlangt. Hätte sich Herrstadt weigern sollen? Dann wäre erst recht Ulbricht zum Zuge gekommen."

Hans beschwor mich, den Beschluß nicht als historisches Dokument, sondern als taktisches Instrument zu werten: "Wir haben uns alle Möglichkeiten offengelassen — die politischen wie die personellen."

In der Tat, Hans hatte so unrecht nicht. Wer von dem inneren Bruch absah, der Tag-X-Legende, konnte aus diesem zweigleisigen Beschluß schon allerlei herausklauben, um mit ihm Politik zu machen, die Politik der großen Reformation, die Politik der nachträglichen "Erklärung und Durchsetzung des neuen Kurses". "Mit dem heutigen Tage", so hieß es dort, müsse die Partei "eine Wendung vollziehen" ... Das ZK werde sich durch keinerlei "noch so niederträchtige Störversuche der ausländischen und deutschen Kriegstreiber von der Verwirklichung des neuen Kurses abdrängen lassen. Es sieht in diesen Versuchen nur eine zusätzliche Bestätigung für seine Richtigkeit".

Dieser Passus, so meinte Hans, sei ein "raffiniertes Riegel" gegen Ulbrichts Versuch, unter dem Vorwand des 17. Juni den neuen Kurs ("Der ist schuld an allem") endgültig zu begraben.

Hans war von Herrstadts dialektischem Kunstgriff begeistert: "Begreif doch, die Freunde haben ihn auf den Tag X festgelegt, und was macht er daraus? — die Rechtfertigung für den neuen Kurs. Wer immer den neuen

Kurs, das Friedensinstrument, torpedieren will, spielt dann objektiv das Spiel der Kriegstreiber."

Hans ließ nicht locker. War er erst mal von der Richtigkeit einer "Linie" überzeugt — und Herrnstadts Auffassung leuchtete ihm offenbar ein —, dann ging er stur und zäh seinen Weg, dachte nur noch an die technische, organisatorische Durchführung.

Unabhängig denkende Kommunisten waren innerlich nicht erreichbar für Argumente, die sich gegen die offizielle Linie der Partei richteten. Sie verteidigten diese nur nach außen (um sich zu decken), vertraulich aber, unter vier Augen, setzten sie sich sofort von dieser vordersten ungedeckten Schützenlinie ab und bezogen die *befestigte*, ihre eigentliche Stellung, die sie mit innerer Überzeugung, also wirksam verteidigten.

Wer sich nicht an diese innere, gleichsam private Verteidigungslinie herangearbeitet hat, nicht in der Lage ist, sie durch überzeugende Beweisführung zu überwinden, wird in Diskussionen mit diesen im Dunklen taktierenden Fraktionisten auf eine elastische Gummwand stoßen. Sie hören heiter lächelnd zu, schweigen und wissen es besser.

Das kann kaum einer so gut verstehen wie ich, der ich selbst jahrelang solch ein Fraktionist war, im Geheimen denkend, im Geheimen taktierend, ein kleiner Pinja, der sich im Besitz des geheimen Schlüssels wähnt. Bekannt ist die Anekdote von Chruschtschow, in der er sich als den kleinen Pinja bezeichnet, der von den Räubern als erster aus der sicheren Höhle geschickt wurde.

Dieser Typ des kleinen Pinja taucht — historisch notwendig — überall dort auf, wo die große Vision des Kommunismus despotisch realisiert, also denaturiert wird.<sup>67</sup>

Im Bannkreis der priesterlich-unfehlbaren, gottgeführten Monopolpartei ist nur innere Emigration, geheime Fraktion möglich — in der mehr oder weniger utopischen Hoffnung, dereinst als führende Fraktion eine Renaissance einzuleiten, für die man in homöopathischen Dosen schon vorher Voraussetzungen schafft.

Erst mit dem einsetzenden Tauwetter, nach der Entheiligung, Entgötzung des toten Stalin begannen diese kleinen Pinjas, aus dem Dunkel zu treten und die Theorie eines "dritten Weges", des *humanen Sozialismus-Kommunismus* zu verkünden.

---

<sup>67</sup> Dieses taktische Selbstverständnis ist wohl nicht beschränkt auf die große Politik, sondern wurde in der DDR offenbar zum alltäglichen handlungsleitenden Prinzip. Jedenfalls habe ich (ehemaliger BRD-Bürger, als leitender Heilpädagoge) es noch ab 1995 im Enthospitalisierungsprojekt am Wilhelm Griesinger-Krankenhaus (Berlin-Hellersdorf/Marzahn) durchgängig auf allen Ebenen erlebt. (Vgl. Mondrian Graf v. Lüttichau: DU UND ICH. BEZIEHUNGSORIENTIERTE ENTHOSPITALISIERUNG MIT HINDERNISSEN; Leipzig 2009: A+C) <https://autonomie-und-chaos.de/images/pdf/auc-6-du-und-ich.pdf>

"Wir müssen also", sagte Hans, "aus diesem Beschluß hier das Beste machen.

Punkt 1: Schuld an dem, was passiert ist, ist nicht der neue Kurs, sondern die Politik, die ihm vorausging."

Er verwies mich auf die betreffenden Stellen im Beschluß:

*"Partei und Regierung hatten die Korrektur der bisherigen politischen Linie der DDR eingeleitet, weil diese Linie nicht zu einer schnellen Hebung des Lebensstandards der Bevölkerung der DDR führte und dem gesamtdeutschen Kampf um Einheit und Frieden nicht entsprach. Das Politbüro hatte festgestellt, daß die Gesamtlage den bisher für richtig gehaltenen Kurs in einem neuen Licht erscheinen ließ. Als Führung einer marxistisch-leninistischen Partei hatte das Politbüro seine Erkenntnis öffentlich mitgeteilt, auf die im letzten Jahre begangenen Fehler verwiesen und der Regierung erste Maßnahmen zur Korrektur der Fehler empfohlen. Nun war es gerade dabei, den Gesamtplan zur Verbesserung der Lebenslage der Werktätigen auszuarbeiten und dem Zentralkomitee zur Bestätigung zu unterbreiten. In diesem Augenblick entschlossen sich die westlichen Agenten zum Tage X, um die eingeleitete Wendung ... zu durchkreuzen. Der Gegner benutzte zur Auslösung seiner Provokation die Mißstimmung einiger Teile der Bevölkerung, die durch die Folgen unserer Politik im letzten Jahr entstanden war ..."*

"Das bedeutet aber", sagte Hans, "nicht die Werktätigen haben versagt, sondern die Partei, mit anderen Worten: Ulbricht. Darum wird im Beschluß ausdrücklich festgestellt: *Wenn Massen von Arbeitern die Partei nicht verstehen, ist die Partei schuld, nicht der Arbeiter!*

Das ist doch wohl deutlich genug, und Herrstadt hat gerade um diesen Satz am verbissensten gekämpft.

Punkt 2: Wir müssen die Zeit nutzen, um den entscheidenden Schritt vorzubereiten — die offizielle Aufhebung der 2. Parteikonferenz mit ihrem unrealistischen Beschluß über den sogenannten Aufbau des Sozialismus. Wir haben jetzt das Tabu vom Vorrang der Schwerindustrie durchbrochen, die Konsumgüterindustrie wird angekurbelt. Aber das ist nur der Anfang — du verstehst hoffentlich doch, was das hier im Beschluß bedeutet —:

*Das Zentralkomitee wird demnächst erneut zusammentreten, um — nach inzwischen erfolgter Ausarbeitung weiterer notwendiger Maßnahmen — Partei und Öffentlichkeit in einer zusammenhängenden Darstellung über alle Probleme der neuen politischen und wirtschaftlichen Aufgaben zu informieren. — Du siehst, hier steckt noch alles drin.*



Punkt 3: Ohne eine neue Führung ist der neue Kurs undurchführbar. Das ist hier der erste Beschluß in der Geschichte der SED, dessen Schlußlösung, das obligate *mit Walter Ulbricht an der Spitze*, fehlt.

Was meinst du, welch ein saures Gesicht Walter dazu machte."

Nur die "Eingeweihten" können wissen, daß bei den streng kanonisierten Parteibeschlüssen jedes einzelne Wort — und damit auch jedes *fehlende* Wort — seine Bedeutung hat.

Das Gespräch mit Hans hatte mich ein wenig optimistischer gemacht. Hans hatte eine eiserne Natur. Nur dadurch hatte er eine langjährige Zuchthaus- und KZ-Haft durchgestanden. Emsig und unermüdlich in seiner preußisch-zuverlässigen Pflichterfüllung ging er in der Mühle des Alltags auf — und wurde in ihr verschlissen. Jetzt in diesem Gespräch mit mir vor meiner Abreise schien er schon wieder obenauf. Aber wenige Tage zuvor war er am Sekretariatstisch zusammengebrochen. Er hatte in unserer Sitzung nach dem 17. Juni, vor Erregung zitternd, von einem Empfang in der sowjetischen Kommandantur berichtet.

"Warum, Genosse Jendretzky", habe der Kommandant Dibrowa ihm mit schwerer Zunge verächtlich zugerufen, quer über die prächtig gedeckte Tafel, "warum zum Teufel habt ihr Feiglinge die Partei nicht mit euren Fäusten verteidigt? Hier" — und er habe seine mächtige Faust geballt und dann dröhnend auf den Tisch geschlagen — "sieh her, mit der Faust, wie wir Bolschewiken damals im Oktober!"

"So eine Heuchelei", empörte sich Jendretzky, noch in nachträglicher Erinnerung an die unwürdige Szene. "Hatten die Freunde uns nicht — übrigens mit Recht — jedes eigenmächtige handgreifliche Vorgehen untersagt? Hatten sie nicht am 16. Juni sogar Vorkehrungen getroffen, die *Tägliche Rundschau* zu räumen, sich nicht weiter in Berlin zu engagieren? Und jetzt sollen wir die Prügelknaben abgeben — — "

Mitten im Satz war er ohnmächtig zu Boden gesunken. Die schnell herbeizitierte Helga Wittbrodt (Leiterin des Regierungskrankenhauses) führte seinen Zusammenbruch bezeichnenderweise auf eine "Nierenattacke" zurück.

Was Hans in Karlshorst (dem Sitz der sowjetischen Kommandantur) erlebt hatte, war ihm tatsächlich an die Nieren gegangen.

Sicherlich war es nicht schwer, mir anzusehen, wie sehr auch mich die letzten Geschehnisse getroffen hatten.

Robert Havemann als Deus ex machina konspirierte mit meiner Frau: "Heinz ist fertig. Er muß mal ganz 'raus von hier. Zu machen ist jetzt ohnehin nichts."

Annelie mit ihrem praktischen Sinn war eine gute Verbündete. Robert sprach mit Hans Jendretzky, der willigte ein, griff zum Hörer — sein Lieblingswerkzeug (wo immer es ging, operierte er per Telefon) —, und schon waren für mich und meine Familie Ferienplätze im "Malkasten" in Ahrenshoop gesichert. Das idyllische kleine Ostseebad auf dem Darß war ausschließlich dem Kulturbund vorbehalten und bis Ende des Jahres auf den letzten Platz "verplant".

Aber was machte das, wenn die allmächtige Partei, wenn ein Politbüro-Mitglied sich ins Zeug legte? Robert freute sich für mich: "Abschalten, einmal rundherum abschalten! Im Sand liegen und den Wolken zusehen!"

Alles kam anders, als wir es uns vorgenommen hatten. Als ich — Anfang Juli — mit Annelie in Ahrenshoop eintraf, hatte sich der harmlose Flecken mit dem freischwebenden Künstlervölkchen in einen wild diskutierenden Hexenkessel verwandelt: Im Keim begann sich hier das zu formieren, was sich später einmal in Ungarn der "Petöfi-Klub" nennen sollte.

Diskussionen auf dem Nacktbadestrand, diskutierende Wandergruppen im Darß, endlose Palaver an den Stammtischen in dem kleinen Café gegenüber der hölzernen Dorfkirche, vor allem aber die abendlichen Diskussionsversammlungen im Klubhaus des Kulturbundes.

Von allen Seiten wurde ich mit Fragen bestürmt: Was hatte ich — ein Sekretär der Berliner Bezirksleitung, kein unwichtiger Funktionär mithin, ein Augenzeuge und Mitwirkender überdies — zu den jüngsten Ereignissen zu sagen? Was hatte sich in Berlin denn nun wirklich abgespielt ("auf der Straße und innerhalb der Partei")? Wie war das ungeheuerliche Phänomen zu deuten ("Die Arbeiter erheben sich gegen ihre Partei")? "Welche Schlußfolgerungen wird die SED jetzt ziehen? Wird der neue Kurs von einer erneuerten Partei gesteuert werden?" wollte der vitale, stämmige **Eduard Claudius** wissen.

"Alles ist noch offen", hatte ich geantwortet. Es waren das die tröstlichen Worte, die mir Hans Jendretzky zum Abschied mitgegeben hatte.

Claudius hatte mit seinem packenden Erlebnisbericht über den Spanischen Bürgerkrieg ("Grüne Oliven und nackte Berge") Erfolg gehabt und war in frohen Urlaubstagen — mit seiner quicklebendigen, schönen Prager Freundin Slava — von den Ereignissen überrollt worden. Seit Malenkows Antiatombombenrede schwärmte er für diesen sowjetischen Staatsmann und den englisch-russischen Entspannungskurs.

Einmal wanderte ich mit **Gerhard Eisler** und **Ernst Bloch** durch Heide und Wald, die einsame (unter Naturschutz stehende) Darß-Landschaft. "Was not tut", donnerte der rüstige Alte, fuchtelte mit den Armen, als stünde er vor einem imaginären Auditorium, und hatte keinen Blick übrig für die

aufgescheuchten Fischreiher und Seeadler, "was not tut, ist eine Erneuerung der Partei an Haupt und Gliedern. Ich wiederhole: reformatio capitis et membrorum. — Ulbricht hat nie gewagt, mit den Sowjets ein offenes Wort zu sprechen. Deren politische Strategie war von Grund auf falsch. Sie hätten die DDR zum Schaufenster des Sozialismus machen müssen; statt dessen wurden wir seine Rumpelkammer, angefangen von der Demontage bis zum Normen-Irrsinn. Tabula rasa machen! Wenn jetzt nicht, wann denn?!"

Wie er da stand, schlohweißen Hauptes, mit beschwörendem Seherblick, die Arme zum Himmel gereckt, Zornesfalten über der Nase, steil zur zerfurchten breiten Stirn aufsteigend, so daß sich die vertikalen und horizontalen Linien michelangelesk überschnitten, glich er einem alttestamentarischen Propheten, der, mit Jehova hadernd, den Untergang seines Jerusalems abzuwenden unternimmt.

Neben dieser rührend donquijotehaften, knochigen Gestalt wirkte der kleine, runde Gerhard Eisler mit dem halbkahlen Kugelkopf wie sein schimpfgewaltiger Knecht Sancho Pansa, der allerdings seinen Herrn, anstatt ihn zu besänftigen, zu immer neuen Ausbrüchen animierte. In der Tat wettete Gerhard Eisler wie ein Rohrspatz, stand ihm doch jederzeit das unerschöpfliche, von ihm schöpferisch variierte Schmähexikon der Wiener Kaffeehäuser zur Verfügung.

In brillanten, geistblitzenden Aperçus — auch darin unterschied er sich von seinem bäuerischen Cervantes-Ebenbild — zerriß er Ulbricht sozusagen in der Luft und entwarf die "Plattform" für eine "neue Politik", die auf eine "neue Art" und in einer "neuen Sprache" den Menschen, den Arbeitern vor allem, "verständlich" zu machen sei:

"Wir reden chinesisch und handeln russisch, anstatt deutsche Politik für Deutsche zu machen. Durch unser ständiges, schon Übelkeit erregendes Herumreiten auf dem großen sowjetischen Vorbild stoßen wir selbst die Gutwilligsten ab und vertiefen die antisowjetischen Emotionen im Volk, die, weiß Gott, auch objektive Ursachen haben und nicht nur faschistischem Ungeist entspringen. Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen, das kann doch schon keiner mehr hören. "

Gerhard Eisler war, ganz wie seine ebenso bedeutende Schwester Ruth Fischer (ich lernte sie später in Paris kennen), zu jähren politischen Kehrtwendungen fähig. Außerdem verwechselte er als typischer "Fraktionist" von jeher innerparteiliche taktische Finessen mit Politik. Er hat immer auf seine Stunde gewartet, und sie ist nie gekommen. Der gewitzte Ulbricht durchschaute ihn und spielte mit ihm sein übliches Roßtäuscherspiel.

Immer wenn es galt, höchst unpopuläre Maßnahmen oder aber von den Russen bestellte absurde Märchen (wie z. B. das über den angeblichen Abwurf von Kartoffelkäfern durch westliche Flugzeuge über der DDR) vor der Öffentlichkeit zu vertreten, wurde Eisler von ihm zur "Bewährung" an die Propagandafront geworfen. War das Werk getan, wurde er wieder in den Schatten gestellt. In diesem Katz-und-Maus-Spiel hat sich der fähige, ideenreiche Gerhard Eisler verbraucht, ist zur bald tragischen, bald komischen Figur geworden.

Oft genug hörten wir fassungslos Gerhard Eislers Tiraden am Rundfunk. "Wie ist das nur möglich? Wie bringt er das fertig?" sagte meine Frau mehr als einmal zu mir, "gestern, als wir bei ihnen waren, hat Gerhard doch genau das Gegenteil gesagt. Privat, gleichsam unter vier Augen, spricht er so vernünftig; aber seine Rundfunkkommentare — so meinen selbst seine Mitarbeiter — müßte der Ansager mit den Worten beenden: ... *es schimpfte Gerhard Eisler.*"

Das elegante Klubhaus lag hoch über der Küste. Die großen Scheiben des modern und geschmackvoll eingerichteten Restaurants boten eine herrliche Aussicht auf den Dünenstrand, das Wellenspiel, die Schaumwogen. Da saß sie nun, die privilegierte geistige Elite des höchst exklusiven Kulturbundes, braungebrannt, urlaubsentspannt, bei erlesenen Speisen und genoß den feenhaften, weithin berühmten Ahrenshooper Sonnenuntergang.

Sie saßen und schauten, schwiegen und sprachen — es war eine Sonnenuntergangsstimmung eigener Art ... Sie hatten nackt in den Sandkuhlen gelegen — nicht nur im Urlaub. Sie waren im sozialistischen Märchen befangen, im roten Elfenbeinturm gesessen, als die Massen, meilenweit von ihnen entfernt, in Aktion getreten waren, all die Arbeiter, mit denen sie sich — in dogmatischer Fiktion — so eng verbunden meinten.

"Das war Kuba in Erwartung seiner Leser", meinte Brecht sarkastisch, nachdem ihn der parteitreue Schriftsteller Kurt Bartel (Kuba) am 17. Juni angerufen hatte, hilflos, in spießbürgerlicher Furcht, die demonstrierenden Arbeiter könnten bei ihm eindringen und seine Wohnung "demolieren".

Am Anfang — so stand fest — war die Tat, aber offenbar hatte sie des Geistes ermangelt, des logos, der Ideen, der Theorie.

Sie alle fühlten sich aufgerufen, ein jeder sich berufen zur Pionierarbeit, zum Brückenschlag. Zwei Tage lang hatte sich der Kaiser, hatte sich das System als nackt erwiesen — nun wurde es wieder in neue Lügenkleider gehüllt.

Die Wahrheit wissen, die Wahrheit sagen, die *volle* Wahrheit, das war das erste, wonach es sie verlangte.

Eine neue Zeit hatte eine neuartige Aktion geboren. Die Arbeiter hatten sich spontan und ohne Bundesgenossen erhoben. Die Intellektuellen — beargwöhnt von den einen, gehätschelt von den anderen — hatten als Privilegierte beiseite gestanden.<sup>68</sup>

Nun lag das empirische Material vor, das eine wissenschaftliche Theorie ermöglichte — und nach ihr verlangte.

"Ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis", hatte dereinst Lenin proklamiert. Jetzt, nachdem die Aktion gescheitert war, sollte ihre Theorie geboren werden.

Zwei Namen waren in aller Munde: **Wolfgang Harich**<sup>69</sup> und **Erich Loest**<sup>70</sup>; der Berliner Philosophieprofessor und der angehende Romancier. Die beiden jungen Intellektuellen hatten als erste losgeschlagen, die geistige Auseinandersetzung eröffnet.

Schauspielerinnen, sonst nur an Theaterkritiken, an der Beurteilung ihrer Rollen interessiert, lasen begeistert in ihren windgeschützten Sandburgen die "Berliner Zeitung" vom 14. Juli. Sie ergötzten sich daran, wie Wolfgang Harich unter der trockenen Überschrift "Es geht um den Realismus" (über so etwas hätten sie sonst achtlos hinweggelesen) die durch ihren Holzhammerkurs berüchtigte Staatliche Kunstkommission aufs Korn nahm. Sie strichen die kräftigsten Stellen dick an, kritzelten Karikaturen, spöttische Glossen auf den Zeitungsrand und reichten das also verschönte Exemplar von Hand zu Hand.

"Wolfgang Harich stürmt die Bastille", freuten sie sich, ironisch auf das Datum des 14. Juli anspielend.

Journalisten, Schriftsteller saßen im Strandcafé über das "Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 4. Juli gebeugt und durchpflügten Wort

---

<sup>68</sup> vgl. Julien Benda: LA TRAHISON DES CLERCS (1927) – deutsch: DER VERRAT DER INTELLEKTUELLEN (München 1978).

<sup>69</sup> Wolfgang Harich (1923-1995) war marxistischer Philosoph und Journalist. 1951 wurde er als Professor an die Philosophische Fakultät der Humboldt-Universität berufen. Zusammen mit Ernst Bloch gab er ab 1953 die Deutsche Zeitung für Philosophie heraus. Nach dem 17. Juni 1953 kritisierte Harich offen die dogmatische Kultur- und Medienpolitik der Partei. Er mußte die Universität verlassen und wurde 1954 Cheflektor des von Walter Janka geführten Aufbau-Verlages. Dort entstand nach dem XX. Parteitag der KPdSU und beeinflusst durch Georg Lukács und Ernst Bloch der "Kreis der Gleichgesinnten", eine informelle Gruppe marxistischer Intellektueller, die parteiintern Reformen forderte. Harich wurde beauftragt, Diskussionsergebnisse des Kreises als "Plattform für den besonderen deutschen Weg zum Sozialismus" zusammenzufassen. Am 29. November 1956 wurde Harich verhaftet. Zu seiner weiteren politischen Entwicklung vgl. Wikipedia.

<sup>70</sup> Ein prägendes Ereignis für den Leipziger Schriftsteller Loest (1926-2013) war der Aufstand vom 17. Juni 1953. Im November 1957 wurde Loest wegen angeblicher "konterrevolutionärer Gruppenbildung" im Zusammenhang mit Diskussionen über die Entstalinisierung verhaftet und am 14. November 1957 zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Er verbüßte diese Strafe in Halle und im Zuchthaus Bautzen II. Während dieser Zeit hatte er keinen Zugang zu Papier und Stiften, was einem Schreibverbot gleichkam.

um Wort den Aufsatz von Erich Loest: "Elfenbeinturm und rote Fahne", der in beispiellos offener Sprache mit der aufgeblasenen, schönfärberischen SED-Presse ins Gericht ging.

Kurz darauf erschien in der "Neuen Deutschen Literatur" — als Zusammenfassung gleichsam all dieser hitzigen Diskussionen — Günter Cwojdraks bewegender Appell an die Schriftsteller:

"Schreibt die Wahrheit!"

Allabendlich fanden im Klubhaus Versammlungen des Kulturbundes statt. Es ging wild, ja chaotisch zu. Gerade weil ein jeder von uns sich noch innerlich mit den vorgefallenen Ereignissen auseinandersetzte, vertrat er um so schärfer seine Meinung. So sehr aber alle einander — und oft genug sich selbst — widersprachen, waren wir uns doch darin einig: Allesamt begrüßten wir von Herzen den soeben von **Johannes R. Becher**<sup>71</sup> verkündeten Zehn-Punkte-Beschluß des Kulturbund-Präsidiums. Die Lehr-, Informations-, Presse- und Meinungsfreiheit sollte durchgesetzt werden, das künstlerische Schaffen von jeglicher Reglementierung befreit, Rechtssicherheit verbürgt sein.

Das, was erst Punkt für Punkt Partei und Regierung abgerungen werden sollte, vom Versammlungspräsidium wurde es bereits praktiziert:

Ein jeder konnte hier unbekümmert seine Meinung sagen, frei aussprechen, was er dachte: Nach alledem, was hinter uns lag, war das der Beginn einer geistigen Revolution.<sup>72</sup>

---

<sup>71</sup> Johannes Robert Becher (1891-1958) war ein expressionistischer Dichter und SED-Politiker und erster Präsident des Kulturbundes der DDR. Im Januar 1954 wurde er erster DDR-Kulturminister. Sein Amt hatte er wohl vor allem dem Tod Stalins und dem Juni-Aufstand 1953 zu verdanken. Es war von Seiten der Regierung hauptsächlich als repräsentative Rolle gedacht. Als Anhänger der deutschen Einheit organisierte Becher in der kurzen politischen Tauwetterperiode, die mit dem Amtsantritt Nikita Chruschtschows eintrat, einige Ost-West-Gespräche und ließ wieder mit Gedanken zur kulturellen Einheit Deutschlands aufhorchen. Alle Bemühungen in diese Richtung fielen allerdings wieder schnell dem Parteiapparat zum Opfer.

<sup>72</sup> Es handelte sich hier um den ersten Keim des späteren "Kreises der Gleichgesinnten", den vorrangig Mitarbeiter und Autoren des Aufbau-Verlages und der Wochenzeitung Sonntag bildeten. Die spätere diskriminierende Bezeichnung der DDR-Justiz war "Gruppe Harich". Wolfgang Harich hat in den folgenden zwei Jahren auf Grundlage der weiteren Diskussionen des "Kreises" eine "Plattform für den besonderen deutschen Weg zum Sozialismus" verfaßt. Diese Diskussionsplattform sollte als Grundlage einer umfassenden parteiinternen Diskussion dienen und in der Partei-Zeitschrift *Einheit* veröffentlicht werden. Harich übergab jedoch (am 24. Oktober 1956) ein Exemplar dem sowjetischen Botschafter Georgi Puschkin in Berlin, von dem er sich Unterstützung gegen den "Stalinisten" Ulbricht versprach. (Am Tag zuvor hatte der Aufstand in Ungarn begonnen!) Puschkin informierte umgehend Ulbricht. Dieser warnte Harich in einem persönlichen Gespräch vor weiteren Aktivitäten, Harich informierte jedoch Rudolf Augstein (SPIEGEL) und Mitarbeiter des Ostbüros der SPD. Westdeutsche Medien verbreiteten den Inhalt der Plattform. Daraufhin wurden am 29. November 1956 Harich, Steinberger und der Journalist Hertwig verhaftet, Janka eine Woche später, am 6. Dezember. Just, der Rundfunkkommentator Wolf und Heinz Zöger, die als Zeugen für Harich auftraten, wurden im März 1957 im Gerichtssaal festgenommen. In zwei Schauprozessen im März und Juli 1957 wurden wegen "Bildung einer konspirativen staatsfeindlichen Gruppe" verurteilt: u.a. Wolfgang Harich zu 10 Jahren Zuchthaus, Walter Janka zu 5 Jahren Zuchthaus, Gustav Just zu 4 Jahren Zuchthaus. (Zu diesen siehe in den Literaturempfehlungen!)

In diesem euphorischen Zustand bemerkten wir nicht, daß ein uns unbekannter, frisch gebackener Mitarbeiter des Zentralkomitees Tag für Tag Wort für Wort mitstenographierte.

Später erst erfuhr ich durch Hans Jendretzky, daß Walter Ulbricht ein lückenloses "Dokument" über die "negativen Ahrenshooper Diskussionen" vorlag.

"Der Feind hat in Ahrenshoop organisiert gearbeitet", hieß das im Ulbricht-Deutsch.

Johannes R. Becher ist späterhin "selbstkritisch" von diesen seinen Punkten Punkt für Punkt abgerückt und zuletzt gar zum Hofbiographen Walter Ulbrichts abgesunken. Ich aber sehe ihn heute noch im Ahrenshooper Sonnenuntergangsglanz und damit in seinem günstigsten Licht.

Außerdem hat es mir sein Kinderschuh-Gedicht angetan. Es kam mir vor Augen, gleich nachdem ich aus Buchenwald auferstanden war:

#### **Kinderschuhe aus Lublin**

Von all den Zeugen, die geladen,  
Vergeß ich auch die Zeugen nicht.  
Als sie in Reih'n den Saal betraten,  
Erhob sich schweigend das Gericht.

Wir blickten auf die Kleinen nieder,  
Ein Zug zog paarweis durch den Saal.  
Es war, als tönnten Kinderlieder,  
Ganz leise, fern, wie ein Choral.

Es war ein langer, bunter Reigen,  
Der durch den ganzen Saal sich schlang.  
Und immer tiefer ward das Schweigen  
Bei diesem Gang und Kindersang.

Voran die Kleinsten von den Kleinen,  
Sie lernten jetzt erst richtig gehn,  
— auch Schuhchen können lachen, weinen —  
Ward je ein solcher Zug gesehn! ...

Mit Bändchen, Schnallen und mit Spangen,  
Zwerghafte Wesen, federleicht —  
Und viel sind viel zu lang' gegangen,  
Und sind vom Regen durchgeweicht.

Man sieht die Mutter, auf den Armen  
Das Kind, vor einem Laden stehn:  
"Die Schuhchen, die, die weichen, warmen,  
Ach Mutter, sind die Schuhchen schön!" ...

Ihr heimatlosen, kinderlosen,  
Wer schickte euch? Wer zog euch aus?  
Wo sind die Füßchen all, die bloßen?  
Ließt ihr sie ohne Schuh zu Haus?...

Der Richter kann die Frage deuten.  
Er nennt der toten Kinder Zahl.  
... Ein Kinderchor. Ein Totenläuten.  
Die Zeugen gehen durch den Saal...

Zu hundert, nackt, in einer Zelle,  
Ein letzter Kinderschrei erstickt ...  
Dann wurden von der Sammelstelle  
Die Schuhchen in das Reich geschickt ...

Es schien sich das Geschäft zu lohnen,  
Das Todeslager von Lublin.  
Gefangenzüge, Prozessionen.  
Und — eine deutsche Sonne schien ...

Nachträglich gesehen mag die hoffnungsvolle Ahrenshooper Diskussion um Harich und Loest und das Kulturbund-Programm als sinnlos erscheinen, als illusionär, ja als gespenstisch.

Waren denn damals die Würfel nicht längst gefallen und samt der Erhebung auch der neue Kurs von den sowjetischen Panzern niedergewalzt?

Doch dieses — historische — Ergebnis der Tragödie wurde keineswegs mit einem Schlag sichtbar. Es setzte sich vielmehr im Konflikt und gerade darum nur etappenweise durch.

Einige Wochen erst nach dem 17. Juni kam das Echo aus dem Kreml. Doch wir verstanden dieses erste Signal nicht.

"Berija abgesetzt", meldete das Radio. Es war nur eine kurze, unkommentierte Nachricht. Die Kunde verbreitete sich rasch am Ahrenshooper Strand und wurde mit Genugtuung aufgenommen. Der übelste Helfershelfer Stalins war gefallen: Im Kreml hatten Diadochenkämpfe eingesetzt. Nun gut, mochten Stalins Sargträger einander nur in die Haare geraten und die Leiche fallen lassen, witzelte eine Kabarettistin ...

Offensichtlich hing der Sturz des Großinquisitors mit den vorangegangenen Ereignissen in der DDR zusammen. Wie aber, entzog sich unserem Wissen. Angesichts des mystischen Schweigens, mit dem der Kreml sich wie üblich umgab, waren wir auf reine Spekulationen



angewiesen. Und da dachten wir mehr an Berijas blutige Rolle in der Stalin-Ara, nahmen also sein politisches Ende als gutes Vorzeichen.

"Wer weint um Juckenack?" hieß ein Erfolgsstück der zwanziger Jahre. Wer wollte schon um Berija weinen. So machten wir unsere bösen Scherze um Berija Juckenack, und keiner von uns ahnte, daß mit Berijas Sturz bereits die Entscheidung gefallen war — gegen Herrstadt und Jendretzky, damit gegen den neuen Kurs, für Walter Ulbricht, die Restauration des alten Kurses. Da Berija — was damals nur wenige wußten — gemeinsam mit Malenkow der Hauptinitiator des neuen Kurses als einer Politik der Koexistenz gewesen war, fielen die deutschen Reformatoren mit ihrem Meister im Kreml. Es war nun ein Leichtes, sie in den Berija-Komplex einzubeziehen. So aber, wie der neue Kurs nur ohne Walter Ulbricht realisierbar war, konnte die Restauration — genauer gesagt, die Teilrestauration — des alten nur *mit* dessen bisherigem Repräsentanten, eben mit Walter Ulbricht, erfolgen — wollte der Kreml weiteren Prestigeverlust und neues Risiko vermeiden.

Die Hiobsbotschaft erreichte mich am frühen Morgen. Soeben habe eine ZK-Tagung stattgefunden, die 15., hörte ich im Radio. Entscheidende Beschlüsse seien gefaßt, ein neues Politbüro gewählt worden. Eine gegen den "Kern" der Parteiführung gerichtete "partei-feindliche Oppositionsgruppe" sei entlarvt und ausgeschaltet. Zwar werde der neue Kurs fortgeführt, doch zugleich auch die ihm vorangegangene Politik der 2. Parteikonferenz, des Aufbaus des Sozialismus: *"Diese Generallinie der Partei war und bleibt richtig."*

Mit diesem Satz aus dem Beschluß der 15. ZK-Tagung war aber faktisch das 14. Plenum aufgehoben. All das, was Hans mir so begeistert vorgewiesen hatte, war nun ein Stück Papier.

Ein Papier eigener Art allerdings, denn dieser dazumal einstimmig angenommene Beschluß avancierte nunmehr zur "partei-feindlichen Plattform" seines Verfassers Rudolf Herrstadt. Die partei-feindliche Gruppe Zaisser-Herrstadt, so lautete die absurde Behauptung, habe die "Restaurierung des Kapitalismus" erstrebt, in enger Verbindung mit Agenten des Verbrechers Berija.

**Herrstadt** und **Zaisser** (damals Staatssicherheitsminister) waren aus dem ZK — und damit auch aus dessen Politbüro — ausgeschlossen worden.

**Hans Jendretzky** gehörte zwar noch dem ZK an, aber nicht mehr dem neugewählten Pol-Büro.

Eine Reihe weiterer Namen von Gemaßregelten, aus dem Pol-Büro Ausgestoßenen wurde genannt, vor allem **Anton Ackermann** und **Elli Schmidt**. Am übelsten war es dem Justizminister **Max Fechner** ergangen

(er war bei der Zwangsvereinigung 1946 von der SPD zur SED gestoßen). Fechner wurde auf Beschluß des 15. Plenums als "Feind der Partei und des Staates" aus der SED ausgeschlossen und eingekerkert (er wurde erst 1956 aus dem Zuchthaus entlassen). Sein "Verbrechen" bestand in einem offiziellen Interview, das am 30. Juni im "Neuen Deutschland" (also dem amtlichen Parteiorgan der SED) erschienen war und tags darauf sogar von der sowjetamtlichen "Täglichen Rundschau" übernommen wurde.

In diesem inkriminierten Interview hatte Fechner zum Ausdruck gebracht, daß die DDR-Verfassung das Streikrecht garantiere, sich somit niemand strafbar gemacht habe, der am Streik teilgenommen oder Streikleitungen angehört habe. Fechner wurde die Kriminallegende vom Tage X zum Strick gedreht. In ihrer Antrittsrede legte ihm seine Nachfolgerin **Hilde Benjamin** juristisch-sophistisch zur Last, daß er "den grundsätzlichen Fehler beging, einen versuchten Staatsstreich und faschistischen Putsch als einen Streik zu rechtfertigen".

Wenn auch die Einzelheiten des 15. Plenums vom "Neuen Deutschland" erst in den folgenden Tagen veröffentlicht wurden, so war aus dem knappen Kommuniqué bereits alles Entscheidende zu entnehmen.

Ich traf Gerhard Eisler schon abfahrbereit im Auto. Er winkte fröhlich, meinte, ich sei zu seinem Abschied so rasch herübergelaufen. Er hatte die Nachricht noch nicht gehört, und sein Gesicht wurde fahl, als ich berichtete. Es mochte ihm durch den Kopf gehen — er war durch viele Wechselfälle solcher Art gewitzt —, daß er die Situation falsch eingeschätzt, sich zu weit vorgewagt hatte. Nun würde er mühsam zurückkurven, tolle Haken schlagen müssen, um wieder bei Ulbricht zu landen.

Es lag Eisler nicht, in die Wüste zu gehen oder, wie der breitstirnige, dickschädelige Ernst Bloch, eigensinnig mit dem Kopf durch die Wand. Er mußte stets dabei sein, also wußte er sich alleweil zu arrangieren. Es war sein Pech, daß er dabei immer wieder auf Ulbricht stieß, der ihm sächselnd-singend aus uneinnehmbarer Igelstellung sein: "Ich bin schon da" entgegenrief.

Auch Albert Norden verabschiedete sich von Gerhard Eisler; er war eben in Ahrenshoop eingetroffen und bezog nun dessen Urlaubswohnung. Norden nahm die Nachricht gelassen auf. Er war in diesen Tagen nicht hervorgetreten und witterte nun die Möglichkeit, seinen Freund und Berater zu überflügeln. Bisher hatte er im Schatten des Älteren, Erfahreneren gestanden. Er hatte es leichter als der Choleriker Eisler: Sein heller Intellekt war nicht durch Zweifel, Skrupel, Einsichten getrübt. Seine einzige Vision war die Karriere, und so schaffte er es, späterhin bis ins Pol-Büro "auf"zusteigen.

Es war ein Montagmorgen — mein erster Arbeitstag nach dem Urlaub. "Die schönen Tage von Ahrenshoop sind nun vorüber", sagte Hans beklommen. "Wir haben beide die allerbesten Aussichten, abgelöst zu werden. Und wenn die ganze Partei zusammenfällt, Ulbrichts Spitzeldienst funktioniert selbst am Nacktbadestrand ..."

"Gelernt ist gelernt", erwiderte ich leichthin, "was kann uns denn Besseres passieren, als hier zu verschwinden!" Hans zuckte zusammen. Seine Berliner Funktion war ihm Lebensinhalt.

"Ich meine vorläufig. Der Wind wird sich schon wieder einmal wenden", schloß ich beschwichtigend.

Hans resignierte; das war gegen seine Natur. "Du magst recht haben", meinte er.

Da ertönte der Telefonsummer aus dem Vorzimmer. Herta, die treue Seele, meldete hohen Besuch.

"Wenn man vom Teufel spricht", stöhnte Hans.

**Walter Ulbricht** und sein damaliger Adlatus **Karl Schirdewan**<sup>73</sup> schoben sich durch die Tür.

"Oh", höhnte Ulbricht, "die Berliner Fraktion ..."

Er forderte Hans auf, umgehend das gesamte Sekretariat zusammenzurufen. Dringende Fragen wären zu regeln. Offenbar bedürfe das Berliner Sekretariat der "Hilfe" des Pol-Büros.

Na also, ich war wieder in der Berliner Luft.

Welch eine schlimme Sitzung .. .

Formal war Hans noch 1. Sekretär der Berliner Bezirksleitung, und so führte er den Vorsitz. Aber Ulbricht und Schirdewan ließen keinen Zweifel über den wirklichen Sachverhalt. Mit ihren Worten, ihren Gesten, ihrem gesamten Verhalten legten sie einen unsichtbaren Ring um Hans, nahmen ihm jegliche Autorität. Sie schufen eine unerträgliche, eisig-verächtliche Atmosphäre. Der Parteiapparat beraubte den "Parteifeind" seines menschlichen Wesens, hüllte ihn in ein Magnetfeld isolierender Strahlung. Da saß er nun, Walter Ulbricht, steif und gewichtig, zeremoniell gezirkelt, stets um seine kalte Popanz-Würde bemüht, eine Autorität aus Machtfülle, Exklusiv-Information und Terror-Potenz. Er tat sich etwas darauf zugute, Schauer einzufloßen, auch wenn er sich (sogar gerade, wenn er sich) leutselig gab. Er war etwas schmaler geworden in diesen Tagen, so daß die krautig-verdickten Ohrläppchen, die deformierten

---

<sup>73</sup> Karl Schirdewan (1907-1998) wurde auf der 15. Tagung des ZK der SED im Juli 1953 als Mitglied des Zentralkomitees kooptiert und zugleich zum Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED gewählt. Im ZK nahm er verschiedene Funktionen wahr. Die 1950er Jahre waren der Höhepunkt von Schirdewans politischer Karriere, er galt damals als zweiter Mann nach Walter Ulbricht. – Zu seiner weiteren politischen Entwicklung hier in der Folge!

Ohrmuscheln noch häßlicher von den hageren Backenflächen abstachen. Trotzdem wirkte er frisch und zuversichtlich. Nur sein zwanghaftes Schulter- und Kopfrucken, insbesondere dann, wenn er, nach seiner Weise, plötzliche Fragen stellte, hatte sich verschlimmert.

Walter Ulbricht warf der Berliner Bezirksleitung "kapitulantenhaftes Zurückweichen" gegenüber der "provokatorischen westlichen Paketaktion" vor.

"Welche offensiven Abwehrmaßnahmen habt ihr getroffen? Die Rentner strömen in Scharen nach Westberlin, ja? Schleppen ungehindert die Almosenpakete von den Ausgabestellen hier herein. Das ist ein Faktum. Sie verraten den Sozialismus für eine Büchse Trockenmilch, lassen sich als Spione anwerben.

Das ZK-Sekretariat stellt gleichzeitig fest, daß die Selbstkritik des Berliner Sekretariats — insbesondere seines 1. Sekretärs — völlig unzureichend ist, sowohl was die Haltung am 17. Juni anbelangt als auch die versöhnlerische Einstellung gegenüber der parteifeindlichen Gruppe Zaisser-Herrnstadt."

Betretenes Schweigen, geduckte Köpfe .. .

Jeder hier wußte, was diese Philippika zu bedeuten hatte.

Nachdem sich Ulbricht — er hatte jetzt Rückendeckung im Kreml — im Pol-Büro und ZK durchgesetzt hatte, war nun die Berliner Bezirksleitung an der Reihe. Sie saß am neuralgischen Punkt, und sie war von allen bezirklichen SED-Leitungen am wenigsten in seiner Hand.

Ulbricht und Schirdewan erhoben sich: "Ich hoffe, daß uns morgen eine ausreichende Stellungnahme vorliegt."

Es folgte eine Szene, so düster, als sei sie einer Kafka-Novelle entnommen. Ulbricht hatte den Sekretariatsmitgliedern den 1. Sekretär zum Fraß hingeworfen. Ein jeder bangte jetzt um seine Position, ein jeder trachtete also danach, sich besonders hervorzutun.

**Alfred Neumann**<sup>74</sup> übernahm die Rolle des Großinquisitors.

"Genosse Jendretzky", begann er, und er betonte den Nachnamen, um dadurch deutlich zu machen, daß die übliche vertraute Anrede "Hans" dem Parteifeind gegenüber nicht mehr am Platze sei, "das Berliner Sekretariat ist durch deine parteifeindlichen Machenschaften, die hinter

---

<sup>74</sup> Alfred Neumann (1909-2001) war seit 1949 Abgeordneter der Volkskammer, seit 1954 Mitglied des Zentralkomitees und Kandidat, seit Februar 1958 Mitglied des Politbüros des ZK der SED. Von 1957 bis 1961 war er im ZK der SED Sekretär für Organisation, von 1961 bis 1965 Vorsitzender des Volkswirtschaftsrates und von 1965 bis 1968 Minister für Materialwirtschaft. Seit 1962 war er Mitglied des Präsidiums des Ministerrates. In diesem Gremium war er ab 1965 einer von neun Stellvertretenden Vorsitzenden und von 1968 bis 1989 einer der beiden Ersten Stellvertretenden Vorsitzenden. - 1949 wurde er Sekretär für Propaganda der SED-Landesleitung Berlin, von 1951 bis 1953 war er stellvertretender Oberbürgermeister von Ost-Berlin und von 1953 bis 1957 als Nachfolger von Hans Jendretzky Erster Sekretär der SED-Bezirksleitung Berlin.

unserem Rücken betrieben wurden, in ein schiefes Licht geraten. Wir haben einen Anspruch darauf, daß du schonungslose Selbstkritik übst, dich nicht wie auf der ZK-Tagung um eine offene und ehrliche Stellungnahme herumdrückst.

Was für Absprachen hast du mit Zaisser getroffen?

Welchen Anteil hast du an Herrnstadts Plattform?

Wie lange eigentlich willst du diese Parteifeinde noch schonen, anstatt ihr Spiel vollständig aufzudecken?"

Hans sitzt böse in der Klemme, ist totenbleich, kalter Schweiß glänzt auf der ebenmäßigen Stirn. Er präsidiert an der Schmalseite des langgezogenen Tisches (ihm gegenüber räkelt sich, antwortheischend und riesenlang, der öffentliche Ankläger Alfred Neumann), unversehens verwandelt sich sein Vorsitz-Sessel in eine Anklagebank.

Mir wird klar: Was hier vorgeht, ist ein mit Ulbricht im voraus abgekartetes Spiel — offenbar hat er Alfred Neumann die Nachfolge Jendretzkys zugesichert. Eben noch hatte ich vermutet, Karl Schirdewan (er war ebenso aggressiv gegen Hans Jendretzky aufgetreten wie Ulbricht) sei der zukünftige Berliner 1. Sekretär. Aber dann hätte Ulbricht ihn dagelassen, damit er jenes Amt wahrnehme, das Alfred Neumann jetzt so perfekt ausfüllt.

Hans, die ehrliche Haut, windet und wendet sich. Er kann und will die schäbige Rolle nicht übernehmen, welche die inquisitorischen Fragen Neumanns, die kalten Blicke der Umsitzenden ihm abverlangen, ist doch das Schauspiel der Selbstzerfleischung eines "Mitläufers" stets gepaart mit der Rolle des Kronzeugen der Anklage gegen die "Haupttäter".

Hic Rhodus, hic salta. Ulbricht gibt Jendretzky die Chance, sich zu bewähren, indem er Zaisser und Herrnstadt belastet. Aber jetzt sind nicht mehr die Zeiten Stalins. Ulbricht hat nur mehr Parteistrafen zur Hand, nicht die Folter, nicht den Kerker, nicht das Straflager, nicht das Exekutionskommando. Überdies hält der Kreml immer noch eine schützende Hand über die Parteifeinde. Schließlich waren auch Malenkov und Chruschtschow Semjonows Auftraggeber gewesen (wenn auch vielleicht im minderen Maße wie Berija), und es liegt ihnen gar nichts daran, Zaisser und Herrnstadt in eine Lage zu bringen, in der sie sich gezwungen sehen könnten, auszupacken.

Nein, Neumann kann hier nicht die Rolle Wyschinskis spielen. Was hier vorgeht, ist nicht der große Prozeß, ist nur ein Miniaturprozeß — und doch, er ist schaurig genug.

"So kommen wir nicht weiter, Genosse Jendretzky", sagt Neumann, mit dem ihm eigentümlichen, weinerlich-singenden Ton, "wir wollen dir doch

nicht den Kopf abreißen, wir wollen dir helfen; aber du mußt der Partei die *Wahrheit* sagen."

Der parteitreue Hans, Schweißperlen auf der ebenmäßigen Stirn, windet und wendet sich. Sie kommen wirklich nicht weiter mit ihm, und er windet sich zuletzt — wenn auch nicht elegant, das ist ihm nicht gegeben — aus dem Ärgsten heraus.

"Das Berliner Sekretariat kann deine Selbstkritik nicht als ausreichend anerkennen, Genosse Jendretzky; leider können wir dem Pol-Büro nichts Günstigeres mitteilen", schließt Neumann das Verhör.

Dann springt er zu mir über: "Du hast dich auffällig zurückgehalten, Heinz. Das ist falsche Kollegialität. Die Partei duldet solche Kameraderie nicht."

"Was willst du von mir", erwidere ich trocken. "Ich war im Urlaub. Was weiß ich, was hier gewesen ist."

"Typische Drückebergerei, von deinem Urlaub hat man auch so manches gehört."

Dann geht er zur Paketfrage über.

Ich hatte mir jede Antwort verbissen. Alfred Neumann war der Letzte, der von mir erfahren würde, wie ich dachte.

Hans war in seiner Selbstkritik stur dabei geblieben, er habe Zaisser nur "Krankenbesuche" gemacht, als Patient zu Patient. Am meisten verübelte ihm Neumann aber, wie energisch er Ulbrichts Plattform-Legende entgegentrat.

Eine solche Herrnstadtsche Plattform habe es gar nicht gegeben; es hätten ausschließlich Ausarbeitungen über den neuen Kurs existiert, Entwürfe als Vorlagen an das Politbüro, die dieser im Auftrage des Pol-Büros und Semjonows angefertigt habe.

"Warum sagt man nicht offen, daß der Beschluß des 14. Plenums rückgängig gemacht wird; das ist ja die Plattform, die eigentlich gemeint ist."

Hans hatte stockend gesprochen. Er wußte, daß ihm der Ausschluß aus dem ZK drohte, wenn nicht eine Parteistrafe, vielleicht sogar der Parteiausschluß. Er hatte ständig versucht, zu taktieren, den bulligen Angriffen Neumanns auszuweichen. Er hatte sich mehr als einmal verheddert, sich aber nie festnageln lassen. Schließlich war ihm klar geworden, daß er nicht geschickt genug war, um den Fangfragen Neumanns zu entgehen. Es war ohnehin ein ungleiches Spiel. So hatte er sich denn in einen Wutanfall gerettet, mit der Faust auf den Tisch geschlagen, mit hochrotem Kopf gebrüllt, Ulbricht solle doch dem Sekretariat die ominöse Plattform vorzeigen — falls er zaubern könne.

An diesem Punkte hat Neumann abgebrochen, hat gefürchtet, wir könnten am Ende mehr erfahren, als uns dienlich war ...

Wenn Karl Marx, Friedrich Engels und Rosa Luxemburg der Arbeiterbewegung empfohlen hatten, sich stets der "Waffe von Kritik und Selbstkritik" zu bedienen, so im gegenteiligen Sinne, wie sie jetzt angewandt wurde.

Der Sozialismus sollte *wissenschaftlich* sein, also müßte auch ein jedes Urteil, ein jedes Verhalten ständig kritisch und selbstkritisch am Kriterium der Praxis vorn Gesichtspunkt der Vernunft aus überprüft werden. Stets sollte durch dieses Instrument der innerparteilichen Demokratie die Identität von Theorie und Praxis sichergestellt werden.

Jetzt war diese Methode entartet, pervertiert. Sie diene nunmehr dazu, die innerparteiliche Demokratie zu ersticken und die Tatsache zu verhüllen, daß Idee und Wirklichkeit immer weiter auseinanderklafften. Der Stalinismus hatte die Maßstäbe vertauscht. Anstelle des Prüfsteins der Praxis, des Richterstuhls der Vernunft, der flexiblen wissenschaftlichen Betrachtungsweise waren das jeweilige *Dogma*, die *Linie*, die vergötzte *Partei*, der *Parteigott* getreten.

Kritik und Selbstkritik bedeuteten jetzt die perfektionierte Kontrolle, das Zu-Boden-Drücken eines jeden einzelnen durch den zum "Großen Bruder" erhobenen Parteichef und dessen sakralen Spitzel-, Verhör- und Willkürapparat.

Einer der übelsten Handlanger Ulbrichts war **Röbelen**<sup>75</sup>, Leiter der ZK-Abteilung Sicherheit, die unmittelbar Walter Ulbricht unterstand. Er hatte Einblick in die internsten Vorgänge, initiierte die obskursten Vorhaben im Bereich des SSD (Staatssicherheitsdienst), der KVP (Kasernierte Volkspolizei, Vorläuferin der heutigen Nationalen Volksarmee) und der VP (Volkspolizei).

Niemand kannte die Urgründe seines engen Vertrauensverhältnisses zu Ulbricht. Doch jeder wußte, es stammte aus der Zeit der Moskauer Schistkas (Säuberungen). Wer Röbelin und seine skrupellosen Praktiken aus nächster Nähe her kannte, wie etwa seine mit uns befreundete Sekretärin, vermutete nicht ohne Grund, daß die beiden eine dunkle Gemeinsamkeit, vielleicht sogar Komplizenschaft aus der Stalin-Ara verband.

Mir war gar nicht wohl zumute, als ich kurze Zeit nach der bewegten Sekretariatssitzung gemeinsam mit Waldemar Schmidt zu Röbelin gerufen wurde.

---

<sup>75</sup> Gustav Röbelen (1905-1967) – bei Brandt fälschlich "Röbelin".

Er eröffnete uns als streng vertraulich, es sei "eine gute Sache" im Gange, um uns hinsichtlich der Paketaktion "unter die Arme" zu greifen. Es sei geplant, an den Paketausgabestellen (sie befanden sich auf offener Straße in einigen Bezirken Westberlins und waren jeweils für die Rentner eines Ostberliner Bezirks bestimmt) eine paar "Eier hochgehen" zu lassen.

Röbelin malte lustvoll aus, welche Panik unter dem "reaktionären Altersheim" ausbrechen würde. Zu überzeugen seien diese "verkalkten kleinbürgerlichen Elemente" ohnehin nicht, das aber würden sie verstehen.

"Es braucht gar nicht so viel zu passieren. Hauptsache, es knallt ordentlich, dann rennen sie alle einander über den Haufen", meinte er beschwichtigend, als er mein betroffenes Gesicht sah.

"Deine Aufgabe besteht ausschließlich darin, mir bis morgen einen Schwung Streuzettel-Lösungen auszuarbeiten. Das Technische machen wir. Das bespreche ich anschließend mit Waldemar." Dann gab er mir noch einige Hinweise. Aus dem Text dürfe nicht hervorgehen, von wem die Zettel stammten, wenn es sich auch manch einer denken könne.

Sie sollten etwa derart lauten:

"Betreten der Ausgabestelle auf eigene Gefahr!"  
"Haben Sie eine Lebensversicherung abgeschlossen?"  
"Wer denkt an uns Westberliner Rentner?"  
"Gestern Bombenteppiche, heute Almosen!"  
"Plutokraten-Pakete bringen keinen Segen."

"Am besten ist, die dort drüben meinen, dahinter stecken verbitterte Westberliner Rentner oder ehemalige Nazis."

Ich fragte Röbelin, ob er sich vielleicht zufällig noch an den Beschluß gegen den "individuellen Terror" erinnere, den die KPD in den dreißiger Jahren gefaßt hatte.

"Unnötige Skrupel", meinte Röbelin. "Das ist jetzt etwas ganz anderes. Wir operieren vom Boden der Diktatur des Proletariats aus, also handelt es sich um leninistischen Massenterror und nicht um individuellen. Es versteht sich demnach, daß ihr auch eure offizielle Agitationsarbeit verstärken müßt."

Eines schien mir klar: Für seine üblen "Eier" und die läppischen Losungen brauchte er weder Waldemar noch mich. Sicherlich ging es ihm darum, Berliner Sekretäre als Komplizen an sich zu binden und das nicht nur im Spiel gegen Jendretzky, Herrnstadt und Zaisser.

Also kam es darauf an, den Spieß umzudrehen.

Die Panik, die sie so gern in Westberlin herbeiführen wollten, herrschte in Wirklichkeit — als Nachwirkung des 17. Juni — in ihren Köpfen. Es waren



wildgewordene Spießbürger, Abenteurer, die durch Macht enthemmt waren, sich nicht mehr in der Kontrolle hatten. Sie verachteten die Massen (von denen angeblich alle Macht ausging, deren "schöpferische Rolle in der Geschichte" sie nicht laut genug betonen konnten), und da, wo diese sich als nicht manipulierbar erwiesen, wurden sie terrorisiert. Bei dieser Art Menschen war die — im Kampf gegen die Hitlersche Ausrottungsarmee legitime — Partisanentaktik zum Selbstzweck erhoben, aus ihrem konkreten Zusammenhang gelöst und absolutiert worden.

Bei Ulbrichts Auftauchen in der Bezirksleitung waren mir die Beschuldigungen in Sachen Paketaktion als reiner Vorwand erschienen, um das Sekretariat unter Druck und gegen Hans Jendretzky in Bewegung zu setzen. So einfach aber lagen die Dinge nicht. Tatsächlich befand sich die SED-Führung in einem echten Dilemma.

Die äußerst zweischneidige amerikanische Paketspendenaktion war mit Hilfe des Westberliner Senats gestartet worden, unmittelbar nachdem die Sowjets den Ausnahmezustand aufgehoben und die Sektorengrenzen wieder geöffnet hatten. Wäre es der amerikanischen Besatzungsmacht wirklich nur um die notleidenden Rentner gegangen, so hätten die Spenden durch das Rote Kreuz an alle Rentner, also auch an die Westberliner Rentner, deren Lage zu jenem Zeitpunkt zwar wesentlich günstiger als die der Ostberliner, aber auch nicht gerade rosig war, ausgegeben werden müssen.

So aber handelte es sich um eine eindeutige politische Demonstration gegen die Ostberliner Machthaber; der humane Zweck erschien als Deckmantel für sehr durchsichtige Ziele. Sollte noch einmal unter Beweis gestellt werden, was ohnehin der 17. Juni offenkundig gemacht hatte? Die Ostberliner Rentner wurden animiert, mit den Füßen gegen ihr Regime, gegen den Osten, für den Westen abzustimmen.<sup>76</sup>

Mit Hilfe der inkriminierenden Formel eines vom Westen inszenierten faschistischen Putsches waren in Ostberlin, waren in der DDR Tausende von streikenden Arbeitern eingekerkert worden. Die SED-Führung deutete nun die amerikanische Spendenaktion als weiteren Beweis für "subversive" Absichten des Westens, der nach dem "gescheiterten Putsch" zur "Spendenmasche" übergegangen sei, um erneut "Unruhen" zu erzeugen.

---

<sup>76</sup> Dieselbe Funktion hatte das "Begrüßungsgeld", das jedem in die BRD oder Westberlin einreisenden Bürger der DDR sowie der VR Polen (soweit eine deutsche Abstammung nachgewiesen werden konnte) gewährt wurde. Es wurde 1970 in Höhe von 30 DM eingeführt und konnte zweimal im Jahr in Anspruch genommen werden. 1988 wurde es auf 100 DM erhöht, jedoch auf eine einmalige jährliche Inanspruchnahme beschränkt. Besondere politische Bedeutung erlangte das Begrüßungsgeld 1989 im Zusammenhang mit dem Fall der Mauer.

Mit dieser Version aber wurde Ulbricht gleichzeitig zum Gefangenen seiner Agitation: Er mußte nunmehr den Almosenempfängerstrom einzudämmen versuchen — angesichts der offenen Sektorengrenze ein fast aussichtsloses Unterfangen.

Hätte die SED-Führung den Schuh umgedreht und erklärt: "Holt euch so viel Pakete, wie ihr nur könnt, wenn ihr auch keinen Hunger leidet; aber laßt euch nicht zu irgendwelchen dunklen politischen Zwecken mißbrauchen", so wäre sie besser gefahren — aber das hätte ihrem ideologischen Grundprinzip widersprochen, den "imperialistischen Westen" zu verteufeln, zur "Anti-Welt" zu dämonisieren (so wie umgekehrt der faschistoide Anti-Kommunismus verfäht).

Ich brachte Röbelins abenteuerliche Pläne offen im Berliner Sekretariat zur Sprache — entgegen dessen Geheimhaltungsorder — und ich erklärte, daß ich mich entschieden weigere, eine derartige Politik zu unterstützen. Waldemar Schmidt, inzwischen auch zurück, meinte zwar, ich solle nicht so ein "Lamento" anstellen, hatte aber auch seine Bedenken. Hans erklärte sich sofort bereit, mit den "Freunden" und Walter Ulbricht über diesen "Wahnsinn" zu sprechen. Für ihn war es eine willkommene Gelegenheit, Ulbricht am Zeuge zu flicken. Ulbricht gab gegenüber Jendretzky vor, von der ganzen Sache nichts gewußt zu haben. Damit war Röbelins Vorhaben gestorben.

Die Bezirksleitung und ihr Sekretariat waren eine gewählte Leitung, aber was hatte das in der SED zu sagen? Ulbricht konnte jederzeit jede Leitung, jeden Funktionär absetzen, einen entsprechenden Beschluß herbeiführen.

Wir fuhren zum Pol-Büro wie zu einer Beerdigung: Im "Glaspalast" war eine gemeinsame Sitzung mit uns angesetzt. Tagesordnung: Die neue Zusammensetzung des Berliner Sekretariats. Eine Vorlage hierzu war nicht beigelegt worden.

Die Zeremonie dauerte keine halbe Stunde. Die Pol-Büro-Mitglieder hatten würdig-ernste Gesichter aufgesetzt. Walter Ulbricht nahm sofort das Wort. "Ich habe euch", verkündete er sitzend und sehr akzentuiert seinen Richterspruch, "den Beschluß des Pol-Büros über die neue Zusammensetzung des Sekretariats zu übermitteln." Er verlas die Liste: Erster Sekretär Alfred Neumann (damit hatten wir gerechnet); Zweiter Sekretär Hermann Axen (das kam unerwartet) ... Hans und ich gehörten dem neuen Sekretariat nicht mehr an. Eine neue Verwendung für uns wurde nicht bekanntgegeben.

Es folgte eine lakonische Begründung: Alfred Neumann sei zum Ersten Sekretär bestellt worden, da er sich in den letzten Wochen als "treuer

Sohn der Arbeiterklasse" — lies Walter Ulbrichts — erwiesen habe. Hermann Axen solle sich unter ihm als Zweiter Sekretär "bewähren". Er habe am 17. Juni in den letzten Stunden geschwankt (offenbar zu dem Zeitpunkt, als Ulbricht nach Kienbaum verschwand). Über Hans Jendretzkys weitere Verwendung könne erst entschieden werden, wenn eine "ausreichende Selbstkritik" vorliege.

Die übrigen Politbüro-Mitglieder saßen wie Ölgötzen dabei. Keiner von ihnen ergriff das Wort.

Ich fuhr mit Hans zur Bezirksleitung zurück. Vor seinem Fahrer Schorsch, der alten treuen Seele, brauchten wir kein Blatt vor den Mund zu nehmen. "Ich bin zufrieden, wie es mit uns beiden gekommen ist", sagte ich.

"Mit uns beiden?" fragte Hans erstaunt. Er hatte meine stillschweigende Abservierung gar nicht mitbekommen, so sehr hatte ihn die eben erlebte Szene angewidert.

"Jetzt erst merke ich, wie müde ich bin", sagte Hans.

Der Kärnergau war nicht mehr im Gespann.

Am gleichen Abend noch ereigneten sich zwei Vorfälle, die ein bezeichnendes Licht warfen auf das stalinistische, hierarchische Privilegiensystem der SED und die persönlichen Herrschaftsmethoden Ulbrichts:

- Hans wurde ein Brief überreicht mit der Aufforderung, das von der "Partei zur Verfügung gestellte" Häuschen in kürzester Frist zu räumen.
- Zwei Parteibeauftragte erschienen in seiner Wohnung und holten den Fernsehapparat (damals noch eine kostbare Seltenheit in der DDR) ab, den ihm die "Partei zur Verfügung gestellt" hatte.

Der Parteifunktionär besitzt nichts. Jedes Privileg steht und fällt mit seiner Funktion. Er befindet sich in totaler Abhängigkeit vom "Apparat".

Es ist trotz aller anfänglichen Bemühungen Ulbrichts — später sah er ein, daß er einer Chimäre nachjagte — niemals zu einer vollständigen Restaurierung des alten ("richtigen") Kurses gekommen. Der konfliktreiche Prozeß der Entstalinisierung erwies sich als irreversibel — bei allem Zickzackkurs, bei allen Rückschlägen, allen Umwegen.

Entgottung ist nicht rücknehmbar, und auch die Sowjetunion ist — das zeigt sich deutlich — den Gesetzen der modernen Industriegesellschaft unterworfen.

Zunächst allerdings war es Ulbricht möglich, die Entwicklung Stück um Stück zurückzuschrauben.

Hatte er auf dem 15. Plenum den neuen Kurs seines Kernstückes beraubt — des gesamtdeutschen Aspektes; der Liquidierung der 2. Parteikonferenz —, so war es ihm nach dem Sturz Malenkows (im

Februar 1955 durch Bulganin abgelöst) möglich, auch den Vorrang der Konsumgüterindustrie rückgängig zu machen. Stalins Dogma vom Primat der Schwerindustrie galt nun wieder in der DDR — wie in der SU-Planwirtschaft.

Diese restaurative Maßnahme wurde im Sommer 1955 (auf dem 24. ZK-Plenum) verkündet und gleichzeitig damit der neue Kurs auch verbal ausgelöscht. Unbekümmert, zynisch, als habe es niemals die einstimmigen Beschlüsse des 14. und 15. Plenums gegeben, erklärte Ulbricht auf diesem 24. Plenum, die Partei solle künftighin nur noch zwischen *richtigem* und *falschem* Kurs unterscheiden, wobei er keinen Zweifel darüber ließ, was ab sofort als "falsch" zu gelten habe:

"Wir hatten niemals (!) die Absicht, einen solchen falschen Kurs einzuschlagen, und werden ihn niemals einschlagen ... Manche von euch werden sich wundern, daß ich die Bezeichnung *neuer Kurs* nicht gebraucht habe. Das Bemerkenswerteste eines solchen Kurses wäre nicht, daß er neu ist, sondern daß er falsch ist. Und ich kann nicht umhin, den Leuten, die solchen Vorstellungen nachhängen, einen Zahn zu ziehen."

Damit war der neue Kurs aus der Geschichte gestrichen. Wenn man aber Ulbrichts "wir" als pluralis maiestatis auffaßt, dann allerdings hatte Ulbricht die Wahrheit gesagt:

Er selbst hatte diesen neuen Kurs niemals gewollt .. .

Immerhin, alles vermochte er nicht zu restaurieren: Der Terror der spätstalinistischen Jahre (1949-53), Stalins berüchtigtes Dogma von der "ständigen Verschärfung des Klassenkampfes beim Aufbau des Sozialismus" waren nicht mehr praktizierbar.

Chruschtschow gestattete ihm auch nicht, die "partei-feindliche Fraktion" in den Kerker zu werfen. Die Zeit der Slansky-Prozesse war vorüber und damit auch die Ulbrichtsche Art, "Lehren aus dem Slansky-Prozeß zu ziehen". Er mußte sich mit einem kleineren Erfolg bescheiden: Was auf der 15. Tagung des ZK noch nicht möglich gewesen war, gelang ihm auf der 17. (im Januar 1954).

Zaisser und Herrstadt wurden nunmehr aus der Partei ausgeschlossen, Anton Ackermann (mit einer "strengen Rüge"), Elli Schmidt und Hans Jendretzky (mit einer "Rüge") aus dem ZK entfernt.

Aber auch dieser Sieg war nur vorübergehend. Ulbricht kam erneut in Bedrängnis: Kaum war der erste neue Kurs in etwa liquidiert, da wurde ihm auch schon durch bewegende Ereignisse in Moskau der zweite neue Kurs aufgezwungen:

Im Februar 1956 fand unter Chruschtschows Ägide der historische XX. Parteitag der KPdSU statt. Unmittelbar nach diesem Parteikongreß wurden Ackermann, Elli Schmidt und Hans Jendretzky "rehabilitiert", ihre

Parteistrafen aufgehoben. Anfang 1957 bereits (auf der 30. ZK-Tagung) wurde Hans Jendretzky erneut ins ZK gewählt.

In keinem Abschnitt seines risikoreichen, ständigen Wechselfällen unterworfenen Lebens sollte Walter Ulbricht sich so wendig erweisen als in der stürmischen Epoche, die nun folgte. Er zeigte wahre Meisterleistungen ideologischer Seiltänzerie, aber auch politischen Taktierens. Keineswegs war nur Glück im Spiel, wenn er sich auch in den kommenden Monaten an der Spitze der Partei halten konnte.

### *Der Roman "Tag X"*

**Stefan Heym**<sup>77</sup> ähnelte mehr einem amerikanischen als einem deutschen Intellektuellen. Der hochgewachsene Mann mit den lässigen Bewegungen, dem intelligenten "Eierkopf" wirkte angelsächsisch-kühl, ja leicht arrogant. Er konnte aber auch bestechend liebenswürdig sein und voll Charme, namentlich dann, wenn er von einer Werkidee besessen war und Material, Anregungen, Hilfe benötigte.

Genau in dieser Lage lernte ich ihn kennen.

Ich kam von einer Demonstration, es mag 1957 gewesen sein, und traf am Spittelmarkt Robert Havemann in Begleitung eines distinguierten, elegant gekleideten Mannes.

"Da ist er ja, Welch ein Zufall", sagte Robert jugenhaft, "wir haben eben von dir gesprochen. Das hier ist Stefan Heym."

Es zeigte sich, daß Stefan Heym auf der Suche nach mir war. Er ging mit einem großen Vorhaben schwanger: einem Roman über den 17. Juni.

"Ein großer Stoff", schwärmte er, "ein gewaltiger Stoff, wenn man ihn packt, also die Wahrheit schreibt."

"Entweder", lästerte ich, "schreibst du die Wahrheit, dann ist es ein großer Stoff, der dir mehr Knast einbringen dürfte als Zaster — oder du bastelst

<sup>77</sup> Stefan Heym (1913-2001) engagierte sich früh antifaschistisch, ging 1935 mit dem Stipendium einer jüdischen Studentenverbindung in die USA. Von 1937 bis 1939 war er in New York Chefredakteur der deutschsprachigen Wochenzeitung *Deutsches Volksecho*, die der Kommunistischen Partei der USA nahestand. Später arbeitete er als Schriftsteller (in englischer Sprache). Ab 1943 nahm Heym, nunmehr amerikanischer Staatsbürger, am Zweiten Weltkrieg teil. Als Mitglied einer Einheit für Psychologische Kriegführung unter dem Kommando des Emigranten Hans Habe folgte er 1944 der alliierten Invasion in der Normandie. Seine Aufgabe bestand vorwiegend im Verfassen von Texten, die per Flugblatt, Heeresgruppenzeitung, durch Lautsprecherübertragungen und Rundfunksendungen die Soldaten der Wehrmacht beeinflussen sollten.

1953 siedelte er über in die DDR. – Stefan Heym unterstützte in den Achtzigerjahren die Bürgerrechtsbewegung in der DDR. Bereits 1982 sprach er sich für eine deutsche Wiedervereinigung unter sozialistischem Vorzeichen aus. Ende November 1989 war er Mitinitiator und Unterzeichner des Aufrufes *Für unser Land*, in dem sich die Initiatoren gegen "eine Wiedervereinigung bzw. eine Konföderation mit der BRD" und für den Erhalt einer eigenständigen DDR mit "demokratischem Sozialismus" aussprachen – in Fortsetzung und Erweiterung der während der friedlichen Revolution zuvor erreichten Freiheiten.

die Legende aus, dann schrumpft der Stoff zusammen wie Balzacs Chagrinleder."

Robert lachte so ansteckend, daß wir drei ungemein vergnügt die Straße zum Alex hinabzogen.

Ein Roman über den 17. Juni — Welch eine aufregende, Welch eine törichte Idee ...

Wir landeten im berühmten Café Warschau in der "Stalinallee" — sie wurde erst nach Chruschtschows zweiter Entstalinisierungswelle (XXII. Parteitag der KPdSU, Oktober 1961) in "Karl-Marx-Allee" umgetauft. Das Fatale war, daß Stefan Heyms Konzeption bereits "ausgereift" war, schon fix und fertig vorlag: Der Roman sollte (durchaus wirkungsvoll) "Der Tag X" heißen. Sein positiver Held sollte ein "kleiner Funktionär" sein, der sich mit "sicherem Klasseninstinkt" durch die verworrene Situation findet, während die "großen" Funktionäre, insbesondere der Berliner Erste Sekretär, versagen.

Zu meinem Schreck erfuhr ich (was mochte Robert Havemann nur über meine Fahrradsattel-Ansprache schwadroniert haben), daß im Kopf von Stefan Heym bereits das Modell dieses kleinen Funktionärs spukte und daß ich Pate dafür stand, wie er mir feierlich eröffnete. Nur müsse er meine "Figur" aus "gestalterischen" Gründen in einen großen Betrieb "transponieren", als Metallarbeiter.

Heym wollte "mutige Kritik" wagen — auf der Grundlage etwa des inzwischen verpönten Beschlusses vom 14. ZK-Plenum. Das bedeutete aber auch, daß er von der Tag-X-Legende ausging und sie deshalb zum Titel seines Buches erhob.

Über diese seine Konzeption wollte er mit mir vorerst gar nicht diskutieren ("das hat später Zeit ..."), ich sollte ihm vorerst einmal "von der Leber weg" erzählen ("bis in die kleinste Einzelheit"), was ich am 16. und 17. erlebt, gedacht und getan hatte. Ob ich dazu bereit wäre? Es endete damit, daß wir uns zu einem Erzähl-Wochenende in meiner Wohnung verabredeten.

Stefan Heym kam, machte Annelie charmante Komplimente, es wurde recht gemütlich, aber je mehr ich erzählte, um so größer wurden seine wachen Augen.

Er sah, er war auf falscher Fährte — zunächst jedenfalls, was den Berliner Ersten Sekretär anlangte.

Die richtige Fährte führte in ein Labyrinth, einen Dschungel von internen Auseinandersetzungen, komplizierten Wechselspielen zwischen den deutschen Reformern und Reaktionären sowie deren sowjetischen Partnern und Kontrahenten.

Ich warnte Stefan eindringlich:

"Laß die Hände davon! Der 17. Juni ist nicht erzählbar. Drüben nicht, und hier schon gar nicht. Jede Seite ist an ihrer speziellen Legende, keine an der Wahrheit interessiert. Wem willst du deinen Roman widmen? Berija? Dem unbekanntem Bauarbeiter der Stalin-allee? Dem unbekanntem kleinen Funktionär? Dem unbekanntem Reformier? Dem bekannten Spitzbart, den du halb bewundernd, halb schauernd eine *Borgia-Natur* nennst? Oder Churchill, dessen Gipfelkonferenz-Vorschlag am Anfang von allem stand — ein Vorschlag, der vom Westen überhört, von der Bundesrepublik sabotiert wurde?"

"Ich werde meinen Roman meiner Frau widmen", sagte Stefan.

Er ließ sich nicht entmutigen. Kam wieder und wieder, machte fleißig Notizen, stellte gezielte Fragen, wollte durchaus seine vorgefaßte Konzeption vom Tage X durch mich bestätigt finden.

"Du sagst selbst", beharrte er, "daß du sie mit eigenen Augen gesehen hast, all die Westberliner Figuren in Nietenhosen, mit Bürstenhaarschnitt und Cowboy-Hemden. Provokateure, Kuriere, auf chromblitzenden Fahrrädern. Waren das etwa Bauarbeiter von der Stalin-allee?"

Jetzt steigerte er sich in Rage: "Das waren doch Lumpen, Achtgroschenjungs, bezahlte Kreaturen, Agentenpack, das im Trüben fischen wollte!"

"Eben", entgegnete ich, "sie wollten *im Trüben* fischen. Aber das Trübe — ebenso wie die spontane Revolte gegen das Trübe — war made in Eastern Germany, trug die Fabrikmarke VEB (Volkseigener Betrieb). Es war eine Original-Ostsuppe — recht heiß übrigens —, die paar Westbrocken haben sie nicht fett gemacht."

"Wir wollen doch ernst sprechen", meinte Heym gereizt, "schließlich gab's in Westberlin das Ostbüro der SPD und die westlichen Geheimdienststellen, die daran gedreht haben".

Wir rauchten uns mehr auseinander als zusammen. Auch ich kam nun in Fahrt:

"Die Westobrigkeit wurde ebenso vom Ausmaß der Ereignisse überrascht, ja überrumpelt wie die Ostobrigkeit. Wir wollen doch — streng nach Hegel und Marx — Schein und Wesen unterscheiden.

Gab es denn auch nur einen primitiven Plan für den Ablauf? Ganz zu schweigen von einem detaillierten Generalstabsplan des Aufstandes à la Lenin und Trotzki im Oktober 1917: Sollte der Rundfunk um 11.20 Uhr, das Telegrafenamtsamt um 11.30 Uhr, Polizeipräsidium, Polizeireviere und KVP-Kasernen um 11.40 Uhr und die Druckereien des *Neuen Deutschland*, der *Täglichen Rundschau* und der *Berliner Zeitung* um 12 Uhr besetzt werden?

Nahm die Erhebung nicht den typisch polaren Verlauf spontaner Aktionen? Einmal zum *Regierungssitz*, zum anderen zu den *Gefängnissen*?

Hat Benjamin Franklin den Sturm auf die Bastille befohlen, als er USA-Gesandter in Paris war, oder etwa August Bebel am Schwarzen Freitag 1905 den Aufmarsch vor dem Zarenpalast in St. Petersburg?

Ausländer, Fremde sind es meist ... Ob Nietenhosen, ob Sanscu-lotten, ob Bürstenhaarschnitt, ob Jakobinermütze: Das sind doch modische Polizei-, polizeiliche Modebetrachtungen. Oder willst du eine vergleichende historische Studie über Mode und Revolution schreiben?

Die Tag-X-Story ist von Polizeihirnen ersonnen, mit Polizeiindizien gespickt.

Noch nie in der Geschichte sind Volkserhebungen von außen inszeniert worden, und noch nie in der Geschichte haben Volksaktionen stattgefunden, in die sich nicht Agenten rivalisierender Mächte einmischten. Noch nie in der Geschichte haben die bedrohten Herrschaftssysteme Volksmeuten anders dargestellt, denn als Machwerk ausländischer Agenten.

Wäre es nicht einer vergleichenden Studie wert, die Aufstände der Weltgeschichte im Lichte der dokumentarischen Polizeiberichte ihrer Zeit und in der Sprache dieser Polizeihirne darzustellen? Dabei würde sich auch herausstellen, daß über all die Jahrhunderte hinweg der Polizei-jargon beinahe gleichgeblieben ist. Immer lauten seine Begriffe: Mob, Pöbel, Agenten, aufgewiegelte Massen .. .

Selbstverständlich waren sekundär auch westliche Agenten im Spiel. Aber der entscheidende Stoß, der Antrieb kam von innen, nicht von außen. Die da von außen haben den Ablauf so wenig entscheidend beeinflußt, wie etwa deutsche Spione die Oktoberrevolution.

Wie willst du denn erklären, daß sich niemand, buchstäblich niemand den Streikenden entgegengestellt hat? Hatten nicht laut Wahlergebnis 99,9 % der Wähler zur DDR ja gesagt? Nun streikten sie oder sahen untätig zu.

Was war denn dem 17. Juni vorausgegangen? Was ihm gefolgt? Vorausgegangen war der Ausbruch Jugoslawiens aus dem Sowjetimperium. Zweifellos waren auch daran westliche Agenten beteiligt. Aber du bist doch wohl kaum der Meinung, daß Titos Befreiungstat deren Werk war?!

Dem 17. Juni folgten die revolutionären Erhebungen in Polen und Ungarn. Selbstverständlich nahmen westliche Agenten teil. Auch darüber gibt es Polizeiberichte. Aber was besagen die denn schon für das historische Verständnis gesetzmäßiger Erscheinungen. Erst in diesem Zusammenhang gesehen erweist es sich, wie kläglich — übrigens auch wie



unmarxistisch — die Polizeideutung des 17. Juni als eines *Tages X der Westagenten* ist."

Stefan Heym lauschte meiner weinbefeuchten Philippika — die ich hier sinngemäß rekonstruiere — angespannt wie ein Jagdhund. Seine Passion für Menschen, Ideen, charakteristische Wesensäußerungen siegte über die Tendenz, seine Konzeption mit Zähnen und Klauen zu verteidigen.

"Tag X, welch ein großartiger Titel", ereiferte ich mich, "wenn du nur das X *mathematisch* interpretieren wolltest, nämlich als Unbekannte, und nicht *polizeilich* als etwas *hieramts Bekanntes*."

Selbst uns ist das Zustandekommen des 17. Juni erst keimhaft bekannt, der Öffentlichkeit aber so gut wie unbekannt: Sie nimmt den Schein, die Legende für das Wesen. Dann ist die Gleichung nicht zu lösen.

Was ist wohl rätselhafter in der Geschichte, unerforschter, mißdeuteter als eben die spontane Aktion? Und wessen Hirn entlegener, befremdlicher, anstößiger als den preußischen Organisations- und Ordnungsungeistern, den Gralshütern steriler Ruhe?

Es gibt nur einen, der die Tragödie des 17. Juni auf die Bühne stellen könnte: Bert Brecht. Aber dann würde er sein großartiges Theater hier verlieren, ohne drüben ein neues zu gewinnen.

Der 17. Juni eignet sich nicht fürs Hoftheater. Auch nicht für das absurde Theater, wie es mir jüngst ein ungarischer Schriftsteller einreden wollte: *Hätte es einen vorausschauenden Planer gegeben, so hätte er auch den russischen Panzer gesehen, welcher am Ende der Sackgasse stand*, sagte er zu mir.

Er nahm den 17. Juni als erneuten Beweis für seine phantastische Geschichtsbetrachtung, wonach das Walten des Zufalls stets die paradoxeste Möglichkeit zur Wirklichkeit werden läßt. Eben darum sei die Zukunft prinzipiell unvorhersagbar. Er nannte es: das Gesetz der *paradoxesten Lösung* — das Verstehen der Geschichte als *Absurdie*."

Stefan Heym lachte, schallend: "Da siehst du, mein lieber Heinz, wohin man gelangt, wenn man deinen Gedanken folgt."

"Das ist ja nun recht demagogisch pariert", gab ich lachend zurück.

"Aber nun zu deinem positiven Helden, dem kleinen Funktionär: Wie stand es denn in Wahrheit um den? Der fühlte sich durch die Partei im Stich gelassen. Auf einmal war alles falsch — all das, wofür er sich eingesetzt und bei seinen Arbeitskollegen im Auftrag von oben unbeliebt gemacht hatte. Als die da oben dann noch die Normenerhöhungen zurücknahmen, stand er vor der Belegschaft als Hampelmann da. Völlig verwirrt und desorientiert reagierte er eher konservativ als progressiv, atmete wahrscheinlich erleichtert auf, als die Freunde endlich durchgriffen. Wie sollte er für die Partei eintreten? Die hatte, auch in

seiner Vorstellung, versagt. Die war doch auf einmal überhaupt nicht mehr da, war auseinandergebrochen.

Nein, der kleine Funktionär konnte sich nur an die russischen Panzer halten, nicht aber an eine fiktive Partei. Handelte er aber solidarisch, schloß er sich den Streikenden an — dann wäre es wohl nicht dein positiver Held?!"

Wir tranken noch manches Glas Wein an diesem Abend, diskutierten hitzig und hielten einander prächtige Monologe ..

Stefan Heym gab sein vielumstrittenes Vorhaben nicht auf:

"Ich schreibe den *Tag X* — wenn auch vorerst für die Schublade ..."

Gerade jetzt hat in der DDR wieder einmal vorübergehend Frostwetter eingesetzt. Auf der 11. ZK-Tagung der SED (Dezember 1965)<sup>78</sup> wurden vor allem drei "negative, feindliche, zersetzende Kritiker, Zweifler, Skeptiker" aufs Korn genommen:

Robert Havemann, Wolf Biermann und — besagter Stefan Heym.

Bezeichnenderweise spielte bei Heym eben der "Tag X" die Hauptrolle. Der konservative Scharfmacher **Erich Honecker**<sup>79</sup> (derzeitiger Kronpräsident des nun schon recht alten Walter Ulbricht) erklärte hierüber in seinem monströsen "Bericht des Pol-Büros an die 1. i. Tagung des ZK":

"Werkstätige haben in Briefen gegen Stefan Heym Stellung genommen, weil er zu den ständigen negativen Kritikern der Verhältnisse in der DDR gehört. Er ist offensichtlich nicht bereit, Ratschläge, die ihm mehrfach gegeben worden sind, zu beachten. Er nutzt sein Auftreten in Westdeutschland zur Propagierung seines Romans *Der Tag X*, der wegen seiner völlig falschen Darstellung der Ereignisse des 17. Juni 1953 von den zuständigen Stellen nicht zugelassen werden konnte. Er schreibt Artikel für im Westen erscheinende Zeitschriften und Zeitungen, in denen er das Leben in der Sowjetunion und in der DDR falsch darstellt. Er gibt vor, nur der Wahrheit das Wort zu reden, womit er aber die westlich

<sup>78</sup> Günter Agde (Hrsg.): KAHLSCHLAG. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965 (Berlin 1991: Aufbau Taschenbuch Verlag)

<sup>79</sup> Erich Honecker (1912-1994) war seit 1931 hauptamtlicher Funktionär der KPD. 1935 wurde er wegen Widerstands gegen den Nationalsozialismus zu zehn Jahren Haft verurteilt; er war bis zur Befreiung vom NS inhaftiert. 1961 war er als Sekretär für Sicherheitsfragen des ZK der SED und Sekretär des Nationalen Verteidigungsrates der DDR (NVR) maßgeblicher Organisator des Baus der Berliner Mauer und trug in diesen Funktionen den Schießbefehl an der innerdeutschen Grenze mit. Honecker wurde am 3. Mai 1971 als Nachfolger Ulbrichts Erster Sekretär (ab 1976 Generalsekretär) des Zentralkomitees der SED. Nachdem er 1971 auch im NVR als Vorsitzender Ulbrichts Nachfolge angetreten hatte, wählte ihn die Volkskammer drei Jahre nach Ulbrichts Tod am 29. Oktober 1976 schließlich auch zum Vorsitzenden des Staatsrats. Damit hatte Honecker die höchsten Staatsämter in Personalunion inne. Von nun an entschied er gemeinsam mit dem SED-Chefideologen Kurt Hager, dem ZK-Sekretär für Wirtschaftsfragen Günter Mittag, und dem Minister für Staatssicherheit Erich Mielke alle maßgeblichen Fragen.

orientierte Wahrheit meint. Die *Wahrheit*, die er verkündet, ist die Behauptung, daß nicht die Arbeiterklasse, sondern nur die Schriftsteller und Wissenschaftler zur Führung der neuen Gesellschaft berufen seien. Doch der Sozialismus ist und bleibt das Werk der von ihrer marxistisch-leninistischen Kampfpartei geführten Arbeiterklasse im Bunde mit allen anderen Werktätigen, einschließlich der Intelligenz."<sup>80</sup>

Er, Stefan Heym, der den Betriebsarbeiter, den kleinen Funktionär an der "Front", an der "Basis" zum Helden erkor, wird nun des Verbrechens geziehen, die führende Rolle der Arbeiterklasse zu schmälern...

---

<sup>80</sup> Der Roman über den 17. Juni erschien unter dem Titel 5 TAGE IM JUNI. erdtmalig München/Gütersloh/ Wien 1974. Erstveröffentlichung in der DDR: Berlin 1989.

Ich bin nie einer Idee begegnet, die mich so überwältigt und meine Wege so bestimmt hat wie die Idee, daß diese Welt nicht bleiben kann wie sie ist, daß sie ganz anders werden kann, und es werden wird.

MANES SPERBER: *Mein Judentum* (1978)

Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab. (...) für die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.

MARX / ENGELS: *Kommunistisches Manifest*

Du sollst nicht schweifen, dieweil wir in Ketten gehen.

JAKOB WASSERMANN

*Der Aufruhr um den Junker Ernst*

Fehlt dir denn etwas hier in meinem Dienst? An Essen oder an Lohn?

*König Herodes zum Heilsverkünder Stephan*

Es ist nicht wünschenswert, an eine Behauptung zu glauben,  
wenn kein Grund vorliegt, sie für wahr zu halten.

BERTRAND RUSSELL: *Skepsis*

Das Wort Marxist bezeichnet nicht einen Menschen, der die eine oder andere inhaltlich umrissene Auffassung von der Welt besitzt, sondern einen Menschen mit einer bestimmten Geisteshaltung, die durch die Bereitschaft gekennzeichnet ist, Auffassungen zu akzeptieren, die behördlich bestätigt worden sind. Welchen aktuellen Inhalt der Marxismus besitzt, ist von diesem Gesichtspunkt aus ohne Bedeutung — man wird dadurch zum Marxisten, daß man sich bereit erklärt, von Fall zu Fall den Inhalt zu akzeptieren, den die Behörde präsentiert.

LESZEK KOLAKOWSKI : *Der Mensch ohne Alternative*

## Mein Freund Robert Havemann

Ich bin in der Bautzener Zelle — immer mit mir allein ... Der, welcher ich war, der, welcher ich bin, der, welcher ich sein werde, sein möchte — wenn es noch meine Zukunft gibt .. .

Das, was andere taten, das, was ich tat, verfließt ineinander. Wer hat so gesprochen? — ich oder der andere? Wie wandelte ich mich? In Millionen winziger Sprünge? In plötzlichen Mutationen? Ich wandert durch meine Jahre, trage die geologischen Schichten ab, bestaune die schillernden Schlangenhäute. Ich zerlege den verschlungenen Pfad, differenziere nach unendlich vielen, unendlich kleinen Schritten und erhalte als Integral die Vision meines Lebens — den Traum, der nicht entführbar ist.

Ich ritze meine flüchtigen Erinnerungen, Erkenntnisstadien, Begegnungen mit spitzem Griffel in die Hirnrinde. Wann werde ich sie schreiben können? All das will aufgezeichnet sein, und es wird das erste sein, was ich tun werde, wenn ein Morgen kommt ... Morgen, morgen schon will ich beginnen .. .

Ich bin selbst  
ein anderer  
in jeder Stunde.  
Ein Wanderer.

Wer hat das gesagt, geschrieben? Ich?

Robert Havemann!

Für sich? Für mich?

Für uns beide! Und für viele mehr .. .

Stimmen, leibhaftige Erscheinungen meiner Tagträume .. .

Besuch aus Ostberlin .. .

Ein Gast zwingt sich in meinen schmalen Kammkasten: Das ist **Robert Havemann**<sup>81</sup>. Und er kündigt sich immer in gleicher Weise an ...

Robert Havemann lacht dröhnend, ein jungenhaftes, unbekümmertes, strahlendes Lachen. Dies Lachen gegen Tod und Teufel ist für mich zum Inbegriff dieses außergewöhnlichen Menschen geworden, den ich meinen Freund nennen darf.

---

<sup>81</sup> Robert Havemann (1910-1982) war Chemiker, Marxist, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus (*Rote Kapelle* und *Widerstandsgruppe Europäische Union*) und Regimekritiker in der DDR. Vgl. Literaturempfehlungen.

Solch Lachen durchschlägt die Symbiose von Lüge und Terror, die dem Faschismus, dem Stalinismus, jedem geschlossenen System zugehört. Es ist das Lachen des Beaumarchais über den stets zum Scheitern verurteilten Versuch, neue Ideen totzuschweigen, die ein überlebtes Regime bedrohen.

Beaumarchais hat dieses Lachen zum Lustspiel erhoben ("Der tolle Tag"); Mozart hat es in der unsterblichen Oper "Figaros Hochzeit" in Musik gesetzt. Text und Musik wurden zur historischen Sprengkraft.

Was nutzte es dem dicken König, Ludwig XVI., daß er Benjamin Franklins Konterfei in seinen Nachttopf malen ließ. Damit konnte er weder dessen großartige naturwissenschaftliche Erkenntnisse zunichte machen noch die politischen Konsequenzen, welche der Blitzzähmer aus ihnen zog. Es sind ähnliche Methoden in der DDR — und sie sind gleichermaßen wirkungslos —, mit denen man heute auch Robert Havemann zu diffamieren sucht.

Das röhrende Lachen sprengt meine Zellentür. Robert setzt sich auf den schäbigen Schemel mir gegenüber und spottet ("daß und wie du in diese Lage geraten bist"), jubelnd geradezu, daß **Mielkes**<sup>82</sup> Staatssicherheitsapparat sich dieses perfekte Eigentor geschossen hat. Es bereitet ihm ein diebisches Vergnügen, mit mir gemeinsam zu beraten, wie man nach meiner Freilassung ("die ja einmal kommen muß") diese East-Side-Story der abenteuerlichen Inquisitionsepigonen ("die offenbar Karl Marx mit Karl May verwechseln und Politik mit Verbrechen") aufdecken kann.

Robert Havemann kommt nicht von Wolfgang Harich her, sondern von Brecht und der alten chinesischen Weisheit, nicht von den sowjetischen Amtsphilosophen, die stets das letzte Wort Stalins nachbeteten, sondern von Landau, Lifschitz und dem Professor Kolman (dessen Bekanntschaft ich ihm vermittelte). Er kommt nicht von Karl Schirdewan her, sondern von Norbert Wiener, Weizsäcker, Heisenberg und — ein ganz klein wenig auch von mir.

Aber Havemann ist kein Epigone. Er ist ein durchaus origineller Denker. Und gleichzeitig eine faszinierende Persönlichkeit, insbesondere — er leidet infolge der Nazihaft an einer Tbc — im Zustand einer leichten Euphorie, in den er zuweilen gerät. Und ich übertreibe nicht: Wenn er dann improvisiert — er spricht fast immer frei —, wirkt er genial. Und ich glaube, er ist es auch.

---

<sup>82</sup> Erich Mielke (1907-2000) war ab 1946 einer der Hauptverantwortlichen für den Ausbau der Sicherheitsorgane der SBZ/DDR zu einem flächendeckenden Kontroll-, Überwachungs- und Unterdrückungssystem. Von 1957 bis zu seinem Rücktritt 1989 war Mielke Minister für Staatssicherheit. Ab Ende 1989 mehrmals in Untersuchungshaft genommen, verurteilte ihn das Landgericht Berlin 1993 wegen Mordes an zwei Polizeioffizieren im Jahr 1931 zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren.

Wenn Robert lachte, herausfordernd, in kindlicher Freude über diese so schöne, so paradoxe, so zwiespältige, sich so lächerlich ernstnehmende und würdevoll spreizende Welt, dann erschien er mir immer als ein im höchsten und schönsten Sinne "unfertiger" Mensch: im steten Wandel begriffen. In unablässigem Streben nach vorwärts, selbstironisch auch die Schlangenhaut sezierend und verspottend, die er wieder einmal abgelegt hatte, nie zufrieden mit sich, nie schon ans Ziel gelangt, nie andererseits aber auch verzweifelt, niedergeschlagen, zerknirscht, mutlos. Glückselig über jede neue Erkenntnis, sofort schöpferisch an ihr zweifelnd, ihre Grenzen abtastend, um zu weiterem, höherem Wissen vorzudringen. Stets lockte das Abenteuer des Denkens, die brennende wissenschaftliche Neugier, der ungestüme Tatendrang, die Welt maximal erkennen, um sie optimal verändern zu können:

Das ist dieser Faust-Galilei, Robert Havemann ...

Was sind denn seine Kraftquellen? Seine sehr geliebte Familie — gelegentlich wohl auch eine andere Frau: Eva, als Katalysator geistig-schöpferischen Prozesses — dann seine angriffslustigen, dialektischen Zwiegespräche mit Freunden (keine Ja-Sager, sondern Menschen, deren Zustimmung ihn gleichermaßen anspornt, wie ihr Widerspruch ihn zu neuem Durchdenken und präziserem Formulieren anregt): Menschen, die ihrerseits neue Ideen und Gedanken an ihn herantragen. Sein Arbeitsstil ist *teamwork* schöpferischer Menschen, ganz im Unterschied zu jenen Machthabern, die ängstlich darauf bedacht sind, nur Nullen um sich zu versammeln, deren sie sich sicher sein können.<sup>83</sup>

Das Eigenartige an Robert ist, daß ihm nicht nur intuitiv Hypothesen glücken, die neue Deutungen möglich machen: Er ist gleichzeitig ein begabter Experimentator und hat eine ungemeine Freude daran, zu basteln und kleine technische Erfindungen zu machen. Und dann wieder sagt er in strahlender Laune (dabei zeigt er Annelie und mir, daß keiner außer ihm versteht, Reis richtig zu rösten): "Wenn sie mich ganz absägen wollen, dann gehe ich als Fernsehkoch an die Kamera und und zeige dem Publikum, was Kochen heißt." ... Ich zweifle nicht daran, daß das Fernsehen in ihm einen Kochstar hätte.

Wenn ihn das konservative Regime so besonders fürchtet, dann wegen seiner außergewöhnlichen pädagogischen Fähigkeiten, seiner faszinierenden Wirkung auf die Studenten; nicht nur deshalb, weil das, was er sagt, neu ist und das verknöcherte Denkgehäuse sprengt; ebenso wichtig ist, *wie* er das sagt. Vor allen Dingen, wie er den Bogen von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu den gesellschafts-

---

<sup>83</sup> Er war auch befreundet mit Karl-Heinz Gerstner, vgl. Literaturempfehlungen.

wissenschaftlichen Schlußfolgerungen schlägt, fast nie ans Manuskript gebunden, aufrüttelnd und fast druckreif. Gerade während meiner Bautzener Hafttage befindet er sich im heftigen Meinungsstreit mit dem sowjetischen Professor Omeljanowski, einem Alt-Neu-Stalinisten arger Art.

Bezeichnend ist sein etwas boshafter Witz "Worin unterscheidet sich der Naturwissenschaftler vom Philosophen? — Stößt ein Naturwissenschaftler auf ein Phänomen, irgendein physikalisches Ereignis, das absolut nicht in eine der bisherigen physikalischen Theorien oder Hypothesen hineinpassen will, so ist er überglücklich, denn er hat vielleicht den Schlüssel zu einer neuen, umwälzenden Theorie gefunden. Passiert es aber einem offiziellen, dialektisch-materialistischen Philosophen, daß er auf ein Ereignis stößt, welches in sein geschlossenes System nicht einzubauen ist, dann ist der über alle Maßen bestürzt und unglücklich. Entweder philosophiert so einer dann nach dem Grundsatz *umso schlimmer für die Tatsachen* und ignoriert das unbequeme Faktum, oder aber er schlägt einen scholastischen Salto mortale, um es in das Korsett der alten Theorie zu zwängen."

Ich kenne Robert seit dem Ende der vierziger Jahre. Unsere Familien waren bis zu meiner "Republikflucht" im Herbst 1958 eng befreundet. Diese Freundschaft ist durch alle Wechselfälle meines Geschicks und alle Wandlungen unserer Ansichten niemals in Frage gestellt worden und auch kein einziges Mal durch irgendeinen Konflikt gestört oder unterbrochen gewesen, so unterschiedlich auch zeitweilig unsere politischen Auffassungen waren. Allerdings haben sie sich im wechselseitigen Einfluß einander immer mehr genähert, und ich denke jetzt viel nach in der Zelle über unsere gemeinsame Wanderung und Wandlung in jener zurückliegenden Epoche.

Ich habe Robert seit meiner Flucht, die er entschieden verurteilte, nie wieder gesehen.

Das letzte Lebenszeichen, das ich ihm gab, war ein sehr herzlich und persönlich gehaltener Brief, den ich ihm unmittelbar nach meinem Übertritt nach Westberlin sandte. Er teilte mir dann mit, daß er sich meinen Schritt zwar erklären könne, ihn aber keineswegs billige: "Ich wäre an deiner Stelle lieber in der DDR ins Zuchthaus gegangen als in den Staat der klerikal-faschistischen Restauration."

Aus dem "Neuen Deutschland" — meiner Bautzener Kammkasten-LEKTÜRE — erfahre ich, wie tapfer, konsequent und unbeirrt Robert seinen Weg weitergegangen ist, und ich bin überaus froh. Meine Annelie schreibt mir glückstrahlend über das alt-chinesische Gedicht von der "Reinheit des Wirkens" (Robert hatte es ihr einst zum Geburtstag geschenkt), und so



antworte ich Annelie mit einem "lieben Kuttel Daddeldu". In der Nazihaft habe ich ja gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen und dementsprechend zu antworten.

Robert — wie wir ein großer Verehrer von Joachim Ringelnatz — hatte uns oft aus dessen Gedichten vorgelesen und sein Motorboot "Kuttel Daddeldu" getauft. In diesem Motorboot haben wir von seinem Landhäuschen in Grünheide (bei Berlin) so manche schöne Fahrt über die märkische Seenkette gemacht.

Wie wird Robert im "Neuen Deutschland" verleumdet ..

Er "beabsichtigt offenbar, seine Lehrtätigkeit nach Westdeutschland zu verlegen", heißt es dort, aber ich weiß allzu gut, wie sehr Robert im "Front"-Denken befangen ist. Er will in der DDR um die DDR für die DDR kämpfen — das Regime liberalisieren, humanisieren. Das allerdings gilt als eine Todsünde.

**Hanna Wolf** (ZK-Mitglied, Leiterin der Parteihochschule, Redaktionsmitglied der theoretischen SED-Zeitschrift *Einheit*) jedenfalls sieht es so. Laut "Neues Deutschland" äußerte sie auf der ZK-Tagung im Februar 1964, für "die Erziehung und die Beeinflussung unserer Jugend" sei Robert Havemann nicht länger geeignet, weil er "unsere Jugend verdirbt". Einst war sie ein harmlos-liebes Mädchen — jetzt reicht sie Sokrates-Havemann den Schierlingsbecher.

In den dreißiger Jahren hatte ich sie — die Freundin meiner Schwester Lili — kennengelernt. Mit Lili und meinem Bruder Richard war sie in die Sowjetunion emigriert, hatte dort — den einen nach dem anderen — ihre drei Lebensgefährten als Opfer des Stalinterrors verloren. Doch sie hat nichts, gar nichts daraus gelernt. Im Gegenteil!

Wie hat sich doch mit ihrem geistigen Horizont auch ihre Sprache verengt. Welch enthüllende Kluft zwischen der geschliffenen Diktion des inkriminierten Jugendverführers und dem armseligen Parteijargon der Dogma-Philosophin, die sich auf der ZK-Tagung als Richter letzter Instanz über die Naturwissenschaften aufspielt. Das "Neue Deutschland" entblödet sich nicht, solch selbstentlarvende Stilkostproben geistiger Atrophie auch noch schwarz auf weiß zu fixieren, wie etwa:

"Ich sage das nicht, um die anwesenden Genossen zu agitieren .. . Genossen, ich muß sagen, ich mußte Selbstkritik machen ... wenn ein Genosse hört, daß einer republikflüchtig ist, muß der erste Reflex bei einem Genossen sein, jedenfalls ist es bei mir so: Das ist ein Schwein ..."

Ich schmecke in meiner einsamen Zellenlektüre diese Schmalspursprache aus, und ich höre Robert sagen: "Galileis klassisches Italienisch klang schließlich auch anders als das Kauderwelsch jener armseligen Tröpfe, die ihm warnend-drohend die Folterinstrumente der päpstlichen

Inquisition vorzeigten. Von einem gewissen Alter an ist wohl ein jeder Mensch für sein *Gesicht* und seine *Sprache* verantwortlich."

Aber nicht nur Hanna Wolf zieht auf der ZK-Tagung gegen Robert zu Felde.

Er hatte in seiner Vorlesungsreihe "Dialektik ohne Dogma" Informationsfreiheit und Freiheit der Meinungsbildung gefordert: "Man darf die Menschen nicht konfektionieren und behördlich genehmigten Ansichten unterwerfen ... Zu allen Zeiten haben reaktionäre Regime danach gestrebt, das Volk in Dummheit zu halten ... niemals konnte eine Welt umgewälzt werden, wenn die Revolutionäre sich von der übrigen Welt abschlossen und isolierten."

Nun beschuldigt ihn Pol-Büro-Kandidat **Horst Sindermann** des Sakrilegs: Er wolle "den dialektischen Materialismus über Bord gehen" lassen; er postuliere einen "abstrakten Begriff Freiheit ohne Beziehung zur Klasse, zur Parteilichkeit"; er wünsche wohl das "Einschmuggeln aller bürgerlichen Konterbande ..."

Einschmuggeln ..., Konterbande ... Welch Polizeidiom!

Wohlgemerkt, es handelt sich um Ideen, Meinungen, Informationen. Derlei Konterbande wird gemeinhin in Köpfen eingeschmuggelt. Was wollen da die Parteizöllner? Sie, die sich als Erben der bürgerlichen Revolution von 1848 aufspielen, haben vergessen, wie sich dazumal schon das kecke deutsche Freiheitslied über die Gedankenzensur lustig machte:

"... Die Gedanken sind frei — wer will sie erraten?  
Sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten ...  
denn die Gedanken  
brechen die Schranken  
und Mauern entzwei!  
Die Gedanken sind frei ..."

Worum geht es denn Robert? Er hat es in seinen Vorlesungen, hat es in seinem "Spiegel"-Artikel (Nr. 51 vom 16. 12. 1964) deutlich gesagt:

"... Wir wollen dem Marxismus neue Ideen einverleiben, wir wollen uns mit den Ideen des Westens konfrontieren, wir wollen etwas, was den Dogmatikern als ganz besonders verwerflich erscheint, wir wollen die ideologische Koexistenz ... Ideologische Koexistenz bedeutet das Messen der geistigen Kräfte, die Auseinandersetzung mit dem, was andere denken. Ideologische Koexistenz setzt die Freiheit voraus, von der Rosa Luxemburg gesagt hat, sie ist die Freiheit des Andersdenkenden..."

Der **XX. Parteitag der KPdSU**<sup>84</sup>, die polnische und ungarische Erhebung hatten die Menschen aufgewühlt. Die junge Generation stellte gefährliche Fragen, erheischte ehrliche Antwort.

Da begann Robert — tastend, experimentell gleichsam — mit etwas noch nicht Dagewesenem: Er, der Direktor des Berliner Physikalisch-Chemischen Instituts, hielt in dessen Auditorium Maximum für die angehenden Naturwissenschaftler eine philosophische Vorlesungsreihe über "Naturwissenschaften und Weltanschauung". Aalglatt, flexibel, klopfte er die Grenzen seines ketzerischen Unterfangens mit Brechtscher List ab, flocht Parabeln, Witze, Gedichte dort ein, wo er Eindeutiges vieldeutig ausdrücken mußte ("mit Beispielen kann man es immer schaffen, wenn man schlau ist", sagt der kleine Andrea in "Galilei").

Er machte es seinen Widersachern schwer, ihn festzunageln, und es mangelte ihm an Feinden so wenig wie an begeisterten Hörern. Mit dem Zulauf zu seinen Vorlesungen wuchs der Widerstand der "Kollegen von der anderen Fakultät".

So nannten wir nicht etwa die Philosophen schlechthin, sondern eben die Dogmatiker in Universität, Partei und Staat.

Robert polarisierte — sie flossen zu Kathode und Anode wie im physikalisch-chemischen Experiment — die positiv und negativ geladenen Teilchen.

O wie waren sie geladen — die Katheder-Marxisten, die Klaus Zweiling, Hermann Ley, Georg Klaus, Alfred Kurella und natürlich Hanna Wolf!

Dem neuen Inhalt dieser Vorlesungen entsprach die andersgeartete pädagogische Methode. Robert überließ meist seinen Hörern die Schlußfolgerungen, lieferte keine verbindlichen letzten Wahrheiten ("Menschen kann man viel befehlen und vorschreiben, aber man kann ihnen nicht vorschreiben, was sie denken sollen").

Deshalb erwartete er auch nicht kritiklose Zustimmung, sondern forderte zum Widerspruch auf, zum Zweifel.

Die hoch aufsteigenden Sitzreihen des Hörsaals waren voll besetzt. Dichtgedrängt standen Studenten an Wand und Tür. Brausendes Stimmengewirr erfüllte den Raum, als stünde eine langerwartete Premiere bevor; Robert bastelte unbekümmert an den technischen Geräten herum

---

<sup>84</sup> Der XX. Parteitag der KPdSU (20. Parteitag der KPdSU) vom 14. bis zum 25. Februar 1956 in Moskau war ein Wendepunkt in der Geschichte der Sowjetunion. Es war der erste nationale KPdSU-Parteitag nach dem Tod des Diktators Josef Stalin am 5. März 1953. Dessen Nachfolger Nikita Chruschtschow machte dort mit einer fünfstündigen Geheimrede einige von Stalins Verbrechen, vor allem die "Säuberungen" der 1930er Jahre an kommunistischen Parteimitgliedern, bekannt und verurteilte sie. Er wollte die KPdSU so auf eine Entstalinisierung vorbereiten und Handlungsspielraum für eine vorsichtige Reformpolitik gewinnen.

— irgend etwas funktionierte noch nicht so, wie er es haben wollte. Seine Assistenten umgaben ihn, halfen ihm bei seinen letzten Handgriffen. Dann trat Robert ans Podium:

"Gerade, weil dies hier keine *Pflicht*-Vorlesung ist", begann er, "weder im *akademischen* noch im *offiziellen* Sinne (trommelndes Klopfen) dieses Wortes, ist dieser starke Besuch erfreulich. Trotzdem möchte ich mit Worten beginnen, die an eine Art Menschen gerichtet sind, die hier gar nicht vertreten ist, es sei denn (er blickt suchend in die ersten Reihen) abdelegiert aus *dienstlichen* Gründen ... Ich will als Prolog oder Warntafel, wenn Sie wollen, einige Verse von Brecht zitieren. Das Gedicht nennt sich beziehungsreich *Lob des Zweifels*, und es erscheint mir in Hinsicht auf unser Thema recht bemerkenswert:

Da sind die Unbedenklichen, die niemals zweifeln.  
Ihre Verdauung ist glänzend, ihr Urteil unfehlbar.  
Sie glauben nicht den Fakten, sie glauben nur sich. Im Notfall  
Müssen die Fakten dran glauben. Ihre Geduld mit sich selber  
Ist unbegrenzt. Auf Argumente  
Hören sie mit dem Ohr eines Spitzels ..."

Mein Nachbar, einer der Assistenten, beugte sich zu mir und wies vorsichtig auf zwei "Kommilitonen", die — tief über ihre "Kolleghefte" gebeugt — eifrig mitschrieben: "Aufpasser von der Sta-Si" (SSD), flüsterte er.

Robert sitzt entspannt, lächelnd, wie ein Buddha, am Kamin. Der helle, große Raum mit der Glasfront ist mit einem riesigen flauschigen Teppich ausgelegt — wir dürfen ihn nur in Hausschuhen betreten. An den Wänden hängen zarte chinesische Malereien, ein van Gogh — der licht-flimmernde Blumen zeigt — und ein recht expressives Sonnenstück, das Robert zum Urheber hat ("in einer schwachen Stunde").

Über dem Arbeitstisch in der Ecke sind Regale für die kleine Handbibliothek angebracht und für Roberts kunstgewerbliche Basteleien. Er strebt den polyglotten Renaissancemenschen nach, den allseits aufgeschlossenen und produktiven — er kultiviert das ein wenig —, dem Leonardo, dem Erasmus ...

Robert sieht in den "titanischen" Humanisten, den Gelehrten-Künstlern großer Vergangenheit das Modell des Menschen von morgen.

Auf dem Tisch liegt der unvermeidliche Laotse, Hegels "Wissenschaft der Logik", Engels' "Dialektik der Natur" und "Anti-Dühring", Brechts "Galilei" sowie einige hier schwer erreichbare "West-Literatur": Abhandlungen von Heisenberg, Weizsäcker, Norbert Wiener.

Robert hat sein Vorlesungsmodell fertiggestellt. Thema: "Die Wandlung des Kausalitätsbegriffs".

Er arbeitet nie seine Vorlesungen fix und fertig aus. Was zuerst entsteht, ist mehr ein "feature". Während der Vorlesung, später, läuft das Tonband; Tonbandgeräte sind sein Hauptspielzeug. Aus der Bandaufnahme entsteht dann der korrigierte Text, der als Skriptum vervielfältigt und seinen Hörern nachträglich ausgehändigt wird.

Das Vorlesungsmodell besteht vorerst aus zwei Schreibmaschinenseiten, dicht gefüllt mit Stichworten, Kernsätzen, Seitenzahlen der herangezogenen Literatur. Jetzt will er es mit uns — seinen Besuchern — diskutieren.

Es geht aus von dem mechanistisch-deterministischen Kausalitätsbegriff der klassischen Physik, leitet dann zum statistischen Kausalitätsbegriff Einsteins über und zu seinen eigenen Vorstellungen von einer indeterminierten Kausalität: eine neuartige Sicht der Möglichkeits-, Wirklichkeits-, Zufalls-, Notwendigkeits-Problematik.

Bevor uns Robert seine Gedanken vorträgt, liest er uns zwei Passagen aus der "Geschichte der Natur" von Weizsäcker vor:

"... Die *Vergangenheit* ist das, was einmal Gegenwart war; sie besteht aus faktischen, unabänderlichen Ereignissen. Die *Zukunft* ist das, was einmal Gegenwart sein wird; sie enthält mögliche, beeinflussbare Ereignisse ... die Zukunft kann man streckenweise hypothetisch vorwegkonstruieren, und erst ihre Verwandlung in Gegenwart beweist, ob die Konstruktion richtig war ... Der Mensch experimentiert, und oft genug scheitern seine Experimente. Er ist selbst etwas wie ein Experiment der Natur, und wer kann im voraus wissen, ob dieses Experiment im ganzen gelingen wird ..."

Robert gelangt zu seinen Feststellungen:

"... die Gesetze (von Natur und Gesellschaft) besagen also nicht, was wirklich geschieht und geschehen wird, sie geben nur an, was geschehen kann ... Der Grad der Möglichkeit ist aber die Wahrscheinlichkeit ... Vergangenheit ist alles, wovon wir bereits Kenntnis haben. Zukunft ist alles, worauf wir noch einwirken können ... die Zukunft bleibt durch die Vergangenheit mitbestimmt, aber sie ist nicht endgültig und absolut determiniert ... die Freiheit des Menschen beruht gerade darauf, daß die Zukunft der Welt bestimmt werden kann, weil sie es noch nicht ist ... wir begreifen in neuer Weise unsere reale Möglichkeit, auf die Dinge einzuwirken, sie zu verwandeln und zu verändern ... Ist der Kommunismus das unausweichliche Schicksal der Menschheit, ist er die einzige historische Möglichkeit unserer Zeit? ..."<sup>85</sup>

---

<sup>85</sup> Vgl. Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte* (GS Bd. I, S. 691-704)

Wir diskutieren über die Möglichkeiten.

Käme es zum atomaren Weltkrieg beispielsweise — als Möglichkeit durchaus denkbar —, gäbe es dann überhaupt noch eine Zukunft? Wäre Weltkrieg nicht gleich Welttod?

Wir tasten uns vorwärts auf einem neuen, einem verbotenen Weg.

Walter Ulbricht hat ihn als Irrweg zwischen den Welten verteufelt, diesen "dritten Weg". Alle Dogmatiker sehen nur die Alternative zwischen *zwei* Möglichkeiten, zwischen Spätkapitalismus und Stalinismus. Sie sehen in den Theoretikern eines humanen Sozialismus-Kommunismus "Revisionisten, die das Werk des Klassenfeindes betreiben".

Ich werfe in der Diskussion eine Frage auf, die uns in Zukunft noch sehr beschäftigen wird: "Unsere Vision stellt eine Zukunftsmöglichkeit dar, deren Realisierungs-Wahrscheinlichkeitsgrad von unserer wirksamen, verändernden Tätigkeit abhängt. Wir sind also nicht jene berühmten kleinen Rädchen eines deterministisch-vorbestimmten, notwendigen uhrwerksähnlichen Ablaufs. Wird nicht gerade durch diesen Freiheitsspielraum für unser Denken und Tun überhaupt erst der *moralische* Spielraum geschaffen?"

Entsteht in dieser Sicht nicht ein neuer — dialektischer — Ethosbegriff, ein neuer kategorischer Imperativ?

Wir setzen uns für etwas ein, das nicht gelingen *muß*, das mißlingen kann. Wir handeln, *obwohl* wir wissen, daß der Erfolg *fraglich* ist, und weil wir wissen, daß — wenn überhaupt — der Erfolg nur durch eben dieses unser Wirken eintreten kann. Wir haben nicht mehr als eine Chance, und es hängt von uns ab, ob wir sie nutzen."

In der Mitte der fünfziger Jahre hatte Walter Ulbricht "Zehn Gebote sozialistischer Moral" verkündet, die spießig-patriarchalisch-muffig den einzelnen Menschen und die Familie unter das Reglement des "sozialistischen" Staates stellten. So warf uns denn ein Diskussionsteilnehmer ironisch vor, wir wollten die Gesetzestafeln zertrümmern, die "Moses"-Ulbricht geschaffen.

"Ein Gespenst geht um in Europa, in der DDR", variiert Robert Havemann die klassischen Eingangssätze des "Kommunistischen Manifestes", "das Gespenst des — *humanen* — Kommunismus, das Gespenst des dritten Weges ... Seht ihn euch doch an, den Dogmatiker: Stets weiß er alles und hat bereits alles gewußt. Bei Brecht gibt es zwei treffende *Geschichten vom Herrn Keuner*:

*Ich habe bemerkt, sagte Herr K., daß wir viele abschrecken von unserer Lehre dadurch, daß wir auf alles eine Antwort wissen.*

*Könnten wir nicht im Interesse der Propaganda eine Liste der Fragen aufstellen, die uns ganz ungelöst erscheinen?*

Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: *Sie haben sich gar nicht verändert.*

*Oh!, sagte Herr K. und erbleichte.*

Brecht", so meinte Robert, "wußte, was er da sagte, und wem er es sagte. Die kollektiven Weisen von der Partei fühlen sich von amtswegen verpflichtet, *alles* zu wissen.

Natürlich: Verläuft die Entwicklung streng determiniert, zwangsläufig also, dann allerdings ist sie auch voraussehbar, vorbestimmbar — und das übernimmt dann die Partei; so gelangen wir logischerweise zu der *unfehlbaren* Partei, die in *kollektiver Weisheit* erkennt und vorschreibt, was *richtig* ist und was demzufolge ein jeder zu denken hat. Das Determinismus-Dogma erzeugt das Unfehlbarkeitsdogma."

Annelie und mir gefiel Robert auf den ersten Blick. Seine unzeremonielle, kindlich-fröhliche und deshalb auf Spießbürger "unreif" wirkende Art, seine aktive Denk-, Zweifel-, Tat-Sucht nahm uns für ihn ein. Ich hatte ihn kennengelernt, als ich eine Gedenkbroschüre für die Opfer des Faschismus zusammenstellte, für die er mir einen kleinen autobiographischen Beitrag schrieb. Er nannte ihn charakteristischerweise:

"Kämpfer für das Leben — zum Tode verurteilt."

So ergab sich von selbst ein Gespräch über die Todesstrafe. Robert und ich waren hierüber völlig einig.

Wir beide hatten als Antinazikämpfer im Zuchthaus Brandenburg gesessen — allerdings nicht zur gleichen Zeit. Als er für lange Jahre in die Todeszelle kam, war ich bereits im KZ Sachsenhausen, dann in Auschwitz, dann in Buchenwald.

Meine schrecklichste Erinnerung an Brandenburg war das immer öfter ertönende gespenstische Bimmeln des Todesglöckchens, die schnell anwachsende Zahl der Hinrichtungen mit dem ganzen magisch-sadistischen Ritual dieser bestialisch-vormenschlichen Prozedur. Ich zählte Robert vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an zu jenen Antinazikämpfern, die den Schwur von Buchenwald ehrlich und umfassend geschworen hatten:

Alles zu tun, mit allen Kräften dazu beizutragen, daß sich nie wieder Folter, Terror, Einkerkerung, Ausrottung und Unterdrückung Andersdenkender, Andersfarbiger, Andersgläubiger wiederholen könne.

Das bedeutete für uns beide natürlich auch die radikale und prinzipielle Ablehnung der anachronistischen, kannibalischen Todesstrafe, sei es wegen politischer oder krimineller Delikte.

"Ein moderner Staat", sagte Robert, "darf seine Hände nicht mit Blut besudeln, nur weil andere es getan haben."

Im Gegensatz zur Bundesrepublik ist in der DDR die Todesstrafe trotz des abschreckenden Beispiels des "Dritten Reiches" nicht abgeschafft worden, wird immer wieder in politischen und kriminellen Fällen verhängt und mit dem Fallbeil vollstreckt.

Entgegen der dogmatischen Lehre des scholastisch-erstarrten "Marxismus-Leninismus", die ja fordert, alles "parteilich" und "klassenmäßig" zu sehen, den Terror der Stalinisten zu bejahen und apologetisch zu verteidigen, den faschistischen Terror hingegen zu verdammen und glühend zu brandmarken, fanden wir uns auf dem gemeinsamen Boden des ursprünglichen, humanistischen Sozialismus-Kommunismus.

Es war unser gemeinsames Brandenburger Erlebnis, das unserer prinzipiellen Einstellung und Übereinstimmung zugrunde lag.

Wir waren beide Menschen, die sich bemühten, ihren Grundsätzen entsprechend zu leben, umgekehrt aber auch, aus ihren persönlichen Erlebnissen, ihrem empirischen, konkreten, praktischen Erfahrungsbereich, den auf uns einwirkenden Ereignissen prinzipielle Schlußfolgerungen für unser Verhalten, unser Denken, unser Wirken zu ziehen.

Und bei alledem war es gerade Robert, der sich immer bemühte, vom Konkreten ausgehend zu abstrahieren, die widerspruchsvolle Einheit von Theorie und Praxis aufzuspüren und zu realisieren.

Ähnlich wie Marx, Engels und Lenin sah Robert das "Kriterium der Praxis" als letzten Prüfstein jeglicher Hypothese, Theorie und Tat an; aber dies nur relativ, bedingt. Oft genug hatten sich Hypothesen und Theorien (Kopernikus, Kepler, Galilei, Einstein, Schrödinger) als richtig erwiesen, die vorher experimentell (aus historisch bedingter mangelhafter Technik) noch nicht bestätigt werden konnten.

Manchmal sogar wurden sie zuerst einmal experimentell widerlegt.

"Mein Lieber", sagte Robert zu mir und kam wieder auf die Todesstrafe zurück, "du bist mir ja ein schöner Republikaner."



"Mein Lieber", antwortete ich, "vielleicht sind wir beide bessere Republikaner als die amtlich beglaubigten und dekorierten, offiziellen Vertreter."

Mehr als lästern war das damals nicht, denn keiner von uns beiden zweifelte an Marx, Engels und Lenin, was deren Utopie, deren Gesellschaftstraum und ihre historische Leistung betraf. Havemann sah sie sogar — im Unterschied zu mir — schlechthin als *Klassiker* an, deren Theorien und Lehrsätze *insgesamt* richtig seien und nur den neuen Verhältnissen entsprechend weiterzuentwickeln wären. Und vielleicht denkt er auch heute noch so.

Ich hingegen sah zwar in diesen schöpferischen Denkern "Lokomotiven der Weltgeschichte", stand aber schon damals — und heute erst recht — vielen ihrer Theorien, Auffassungen und Handlungen mit Distanz gegenüber.

Robert sprach sehr frei über die Stalinsche Despotie, sah aber noch keinen Weg, aus diesem schrecklichen Dilemma herauszukommen. Im übrigen trat er trotz seiner kritischen Haltung gegenüber dem Regime sehr aktiv in Westberlin für den Stockholmer Appell zur Ächtung der Atomwaffen ein, und darin lag kein Widerspruch. Hiroshima und Nagasaki waren für uns Humanisten ebenfalls unheilverkündende Menschheitsbedrohungen, so daß damals schon bei uns — im Hinblick auf einen dritten Weltkrieg — die Gleichung "zwei + eins = null" entstand. War *Auschwitz* das Symbol des Faschismus, *Workuta* das Symbol des Stalinismus und *Hiroshima* das Symbol einer schlecht demokratisch-christlich zu rechtfertigenden Handlungsweise, so konnte man — wenn man mit offenen Augen in die Zukunft sah und die Vergangenheit analysierte — nicht an der schauerlichen Verquickung und wechselseitigen Förderung dieser drei Karzinomherde unserer heutigen Gesellschaft vorübergehen. Das hat der USA-Krieg in Vietnam inzwischen grausam bestätigt.

Angeichts der raschen Anwendung der naturwissenschaftlichen Revolution (Kybernetik, Kernphysik), der damit Hand in Hand gehenden militärisch-technischen und industriell-technischen Revolution, der völligen Umwälzung der gesellschaftlichen Betriebsweise, des Beginns also einer zweiten industriellen Revolution, erschien es uns von Tag zu Tag gefährlicher, nur *eine* oder nur *zwei* dieser drei Grundgefahren für das Fortbestehen der Gattung Mensch *isoliert* zu bekämpfen.

Handelte es sich in allen drei Fällen nur um Metastasen eines gesellschaftlichen Karzinoms? Wie bewältigen wir diese "drei-einige" Vergangenheit? Wie eliminieren wir radikal die sozialen Viren dieser tödlichen Erkrankung? Was war zu tun, um der jetzigen Generation die

Gegenwart erträglich zu gestalten und kommenden Geschlechtern eine menschliche Zukunft, die Zukunft überhaupt zu sichern?

Robert vor allem war es, der immer prägnanter darauf hinwies, daß gerade diejenigen, die in sô lächerlicher Weise beanspruchten, die gesellschaftliche Entwicklung kraft "kollektiver Weisheit" in allen ihren Gesetzen zu erkennen und diese Gesetze richtig anzuwenden und auszunutzen, am elendesten mit ihrer Weisheit versagten. Jene, die sich selbst lobpreisen, die Zukunft wissenschaftlich deterministisch vorauszuberechnen, werden so offensichtlich von den Ereignissen getrieben, überrascht und überrumpelt, die sich völlig unabhängig von ihrem Willen und entgegen allen ihren Prognosen vollziehen. Ausgerechnet diejenigen, die alle anderen als "Revisionisten" und "Renegaten" und sich selber als die einzigen "Marxisten" bezeichnen, deuten die sich häufenden "Unglücks"fälle des sich vertiefenden Schismas in der dogmatisch-erstarrten marxistisch-leninistischen Ersatzreligion auf die vulgärste unwissenschaftliche Art.

Aber Robert hielt viel vom chinesischen Frühling und den hundert Blumen, die Mao Tse-tung zu jener Zeit blühen ließ. Damals war es, als er uns immer wieder aus den Gedichten der großen chinesischen Weisen, so von Laotse, vorlas. Besonders schwärmte er von dem Gedicht über die "Reinheit des Wirkens", das er deshalb auch meiner Frau zum Geburtstag geschenkt hatte:

"Herrscht ein ganz Großer, so weiß das Volk nur eben,  
daß er da ist.  
Mindere werden geliebt und gelobt,  
noch mindere werden gefürchtet,  
noch mindere werden mißachtet.  
Vertraut man nicht genug, so findet man kein Vertrauen."  
(Klabund)<sup>86</sup>

Robert rezitierte die Verse zur Geburtstagsfeier, und immer noch habe ich den Klang seiner Stimme, seine innig-boshafte Freude über den tiefen aktuellen Sinn in den Ohren.

Er meinte damals, es könne von China, Polen, Jugoslawien und dem Moskauer XX. Parteitag so etwas wie eine "Renaissance des Sozialismus" ausgehen. Darin lag ja auch ein Kern Wahrheit.

War nicht das Weltzentrum der Arbeiterbewegung von London (Marx, Engels) über Paris (Pariser Kommune 1871), Berlin (der Aufstieg der SPD

---

<sup>86</sup> Es handelt sich um den Spruch 57 des Dàodéjīng (Tao Te King von Lao Tse), vgl. u.a. <https://autonomie-und-chaos.de/images/pdf/auc-118-daodejing-2019.pdf>.

unter Bebel, Rosa Luxemburg, Liebknecht), Moskau (Lenin, Trotzki) nunmehr nach Peking (Mao Tse-tung) gewandert?

Doch wie schnell verdorrten Maos hundert Blumen!

Trotz alledem! Wenn auch von Rückschlägen unterbrochen, so begann unaufhaltsam eine geistige Revolution, wie sie jeder gesellschaftlichen Umwälzung vorangeht.

Das Wort "Tauwetter" war ja nicht nur ein sprachliches Symbol, ein gefährliches schöpferisches Schlagwort von Ilja Ehrenburg, es war die Kennzeichnung eines unverkennbaren, höchst bedeutsamen einsetzenden Transformationsprozesses, der alle Sphären des riesigen, bisher scheinbar homogenen Ost-"Blockes" erfaßte. Tauwetter — schön. Aber wohin sollte es führen?

Alle diese Entstalinisierer und Liberalisierer kritisierten jetzt den Stalinismus. Sie erstrebten, ihn mit der Wurzel auszurotten, aber sie strebten nach vorwärts. Alle diese Renaissance-Sozialisten kritisierten den Stalinismus ganz so, wie einst Karl Marx den Kapitalismus kritisiert hatte, zu einer künftigen besseren Gesellschaftsordnung hin. Und nicht etwa wie die seinerzeitigen feudalen Reaktionäre, zur Restauration des *juste-milieu* zurück.

Das war der Inhalt unserer Gespräche, wenn wir in seinem Motorboot "Kuttel Daddeldu" saßen und uns erholten.

In den geistigen Kampf nach vorwärts stürzte sich Robert vital und schöpferisch wie je. Dabei ergab sich sein "Frontabschnitt" in dieser weltanschaulichen Auseinandersetzung zwangsläufig aus seiner beruflichen Tätigkeit. Hier kam es zu immer heftigeren Zusammenstößen zwischen seinen fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, seinen souveränen gesellschaftswissenschaftlichen, philosophisch-kybernetischen Schlußfolgerungen und dem Standpunkt der Orthodoxen. Es begann der Kampf mit der "Hauptverwaltung Ewige Wahrheiten", wie er die armseligen amtlichen Bediensteten des scholastisch-dogmatischen, erstarrten "Marxismus-Leninismus" nannte.

Lange Zeit glaubte Robert, wie er mir immer wieder versicherte, diesen Kampf unter der Rückendeckung, sogar mit einem gewissen Wohlwollen Walter Ulbrichts führen zu können.

Er baute dabei besonders auf sein ausgezeichnetes Verhältnis zu dem in wissenschaftlichen und kulturellen Fragen relativ aufgeschlossenen **Otto Gotsche**, der als Sekretär von Walter Ulbricht einen unbestreitbar großen Einfluß auf seinen Chef hatte — soweit auf einen so monomanischen Typ wie Walter Ulbricht Einfluß überhaupt möglich ist. Aber Ulbricht ist viel geschmeidiger und im begrenzten Sinne auch weitsichtiger, als gemeinhin

angenommen wird — dabei allerdings auch eine bedenkenlose Borgia-Natur.

Ich weiß nicht, wie lange Robert sich seine Illusion erhalten hat, er könne aus diesem Kampf unter Ulbricht erfolgreich hervorgehen; ich floh ja 1958 und hatte seither keine Verbindung mehr mit ihm. Ich nehme jedoch an, daß er noch viele Jahre nach meiner Flucht in den Westen überzeugt war, es sei möglich, die DDR mit Ulbricht — ihn stets weitertreibend — zu liberalisieren. Er hat mir oft genug gesagt, er sähe niemanden an Ulbrichts Stelle, der diese komplizierte Aufgabe bewältigen könne, ohne die DDR aufs Spiel zu setzen. Er wolle nicht den Teufel mit Beelzebub austreiben, nicht die stalinistische Restauration gegen eine kapitalistische eintauschen.

So sehr er die demokratischen Freiheiten der bürgerlich-parlamentarischen Staaten schätzte, so wenig wollte er sich mit ihnen begnügen. Er suchte etwas, was es noch nicht gibt, was aber — nach seiner Meinung — möglich ist, was unter bestimmten Umständen realisierbar ist, was aber ebensogut scheitern kann.

Die Lust am Wagnis erschien uns als moralische Pflicht.

Anfangs standen die Chancen für Robert gar nicht einmal schlecht: Die düstere Vergangenheit war nach dem XX. Parteitag nicht mehr tabu; Stalin war entheiligt.

Unter Stalins Despotie waren die philosophischen Gedankenfragmente von Marx, Engels und Lenin zu einem starren, scholastisch-geschlossenen System ausgebaut worden. Es war genau das geschehen, wovor Friedrich Engels in seinem berühmten "Anti-Dühring" so lebhaft und eindringlich gewarnt hatte; er hatte prophetisch verkündet, daß ein "allumfassendes, ein für allemal abschließendes System der Erkenntnis von Natur und Geschichte stets im Widerspruch mit den Grundgesetzen des dialektischen Denkens" stünde.

Der verständliche Drang des Menschen nach einem "geschlossenen" Weltbild müsse immer dahin führen, die notwendigerweise entstandenen "Lücken" ideologisch zu verhüllen. Auch der genialste Mensch sei subjektiv — sowohl in seiner Person als auch in seinem Zeitalter — befangen und beschränkt.

So forderte Engels aus dialektischer Betrachtungsweise zum fortgesetzten schöpferischen Zweifel auf:

"Denn das wertvollste Resultat dürfte dies sein, uns gegen unsere heutige Erkenntnis äußerst mißtrauisch zu machen, da wir ja aller Wahrscheinlichkeit nach am *Anfang* der Menschheitsgeschichte stehen ..."

Ebenso flexibel, elastisch, bescheiden, nie mit dem Unfehlbarkeitsanspruch drückte sich Karl Marx aus.

"Moi, je ne suis pas marxiste", erklärte er wörtlich; "de omnibus dubitandum", war sein Wahlspruch.

Er verlangte die "rücksichtslose Kritik alles Bestehenden".

"Die Dialektik", schrieb er am 24.1.1873 in seinem Nachwort zum "Kapital", in ihrer "rationellen Gestalt" sei "dem Bürgertum und seinen *doktrinären* Wortführern ein Ärgernis und ein Greuel, weil sie in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Untergangs einschließt, jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer *vergänglich*en Seite auffaßt, sich durch nichts imponieren läßt, ihrem Wesen nach *kritisch* und *revolutionär* ist ..."

Wer das nicht begreife, dem würde die Geschichte die "Dialektik *einpauken*". (Kursive Hervorhebungen vom Verf.)

"Gerade das wird jetzt auf dem Hinterteil unserer heutigen Doktrinäre vollzogen", spottete Robert.

Als er mit Beginn des Tauwetters aufzutreten begann, stützte er sich auf progressive Sowjetwissenschaftler, z. B. auf Professor Kolman und Professor Kedrow, die seinerzeit offen gegen die "Konservativen" in ihrem Lande vorgingen.<sup>87</sup>

Diese "Konservativen", Naturwissenschaftler und Philosophen, hatten unter dem Vorwand, die "marxistischen Grundlagen" zu verteidigen, die naturwissenschaftliche Revolution (die mit Planck und Einstein einsetzte) fast völlig ignoriert. Damit hatten sie sowohl die sowjetische Grundlagenforschung als auch die technische Entwicklung aufgehalten.

Die Relativitätstheorie Albert Einsteins, sein Raum-Zeit-Modell und seine Hypothese von der Endlichkeit, aber Unbegrenztheit des Kosmos wurden mittels philosophisch-mechanistischer Axiome a priori als "reaktionärer Idealismus" verworfen.

Ähnlich erging es der Resonanztheorie von Linus Pauling, den relativistischen Schrödingerschen Wellengleichungen, der Komplementaritätstheorie von Niels Bohr, Max Borns Invarianzen-Hypothese und Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation. Ebenso heftig beföhdet wurde Einsteins, Heisenbergs und Weizsäckers

---

<sup>87</sup> Daß der Philosoph und Wissenschaftshistoriker Bonifatij Michailowitsch Kedrow von Havmann zustimmend rezipiert wurde, ist nachvollziehbar. Seine Studien über die Geschichte der Chemie erhielten weltweite Anerkennung und wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. - Der marxistische Philosoph Ernst Kolman wird in Wikipedia dargestellt als "berüchtigt für seine Rolle bei der kommunistischen Gleichschaltung der Wissenschaften in der Sowjetunion". Nach mehreren substantiellen Hinweisen zu Kolman in Brandts Buch kann ich nur vermuten, daß eher die Darstellung in Wikipedia unangemessen ist.

statistische Interpretation der Kausalität — war doch gerade dadurch der mechanistisch-deterministische Kausalitätsbegriff der klassischen Physik gesprengt.

Besonders erbittert wurde auf dem Gebiet der Erbbiologie gegen die Auffassungen von Weismann angekämpft.

Als Hubble, Fred Hoyle und Pascual Jordan kosmogonische Modelle entwickelten, die einen "Zeitpunkt Null", eine Ur-Explosion als zeitlichen Beginn des Universums, seine Singularität als möglich annahmen, wurde darüber an den sowjetischen Universitäten nicht etwa eine naturwissenschaftliche Diskussion geführt. Vielmehr wurden solche Hypothesen damit abgetan, daß sie eine Neuaufwärmung der "reaktionären" religiösen Schöpfungsgeschichte bedeuteten.

So versuchte die stalinistische Philosophie die Naturwissenschaften in die Zwangsjacke der klassischen Physik des 19. Jahrhunderts zu pressen — von zeitbedingten, zum großen Teil überholten naturphilosophischen Auffassungen von Marx, Engels und Lenin.

Als Robert in seinen naturwissenschaftlich-philosophischen Vorlesungen und Aufsätzen gegen die Finsterlinge in Front ging, war es dem Chruschtschow-Regime klargeworden, daß die "nihilistische" Haltung der altstalinistischen Dunkelmänner nicht nur die Sowjetwissenschaft hemmte, sondern auch die militärische und industrielle Entwicklung des sowjetischen Imperiums.

Es handelt sich dabei keineswegs nur um den Rückstand in der Kernphysik. Äußerst unheilvoll wirkte sich die anfängliche Negierung der Kybernetik aus. Allein das Wort schon war suspekt. Es ist vor allem Professor Kolman zu verdanken, daß die philosophisch-ersatzreligiösen Schranken, die zuerst in der Sowjetunion der Elektronik, Automation und Bionik entgegenstanden, beseitigt wurden.

Nach dem Tode Stalins hatte Robert mehrmals die Gelegenheit, in der Sowjetunion mit den führenden sowjetischen Physikern und Mathematikern zu sprechen, darunter Landau, Lifschitz und später Kolman.

Landau sagte ihm einmal:

"Der ganze heutige dialektische Materialismus ist reine scholastische Metaphysik. Wenn wir so weit sind, wie wir heute immerhin gekommen sind, dann nur deshalb, weil wir das obligate Stalinsche *om mani padme hum* (der tibetische Gebetsmühlentext *Sei mir gegrüßt, du heilige Lotosblume*) wohl nachgebetet, aber völlig unbekümmert darum unsere selbständigen Forschungen betrieben haben. Aber fragen Sie mich nicht, wie viele dabei über die Klinge gesprungen und durch Denunziationen zugrunde gegangen sind."

In der Tat waren die ersten Konstrukteure der sowjetischen Elektronengehirne prompt ins Gefängnis gewandert, weil die theoretisch-philosophischen Begründungen Norbert Wieners für seine umwälzenden Entdeckungen als "idealistisch-reaktionäre Diversionsakte gegen den Marxismus" verdammt wurden.

War das schon in Moskau so gewesen, so gaben sich die offiziellen Philosophen in Ostberlin auch jetzt noch päpstlicher als ihr Papst. Kaum begann Robert mit den Kanonikern, den "offiziellen Vertretern" der Philosophie zu diskutieren, als ihn der damalige Parteisekretär an der Ostberliner Humboldt-Universität Rudolf Singer (jetzt Chefredakteur des "Neuen Deutschland") bereits als "Westagenten" von der Universität entfernen wollte.

Schon die Behauptung, die Hypothese der Endlichkeit, aber Unbegrenztheit des Universums, sei wissenschaftlich durchaus diskutabel, wurde als "philosophisch verbrämter politischer Angriff auf die Generallinie der Partei" denunziert.

So geriet Robert in die Situation Galileis; als galileischer Kommunist kämpfte er gegen die ptolemäischen Kommunisten: Indem er Einzelheiten eines scholastisch-geschlossenen Weltbildes in Frage stellte, begann er praktisch — ob er es wollte oder nicht — den Angriff auf die ganze Parteihierarchie, deren Existenz auf der Fiktion ihrer Unfehlbarkeit beruhte.

Wie Galilei einst das Ansinnen der Kirche, die Wissenschaft zur Magd der Theologie zu degradieren, entschieden zurückgewiesen hatte, so lehnte er es ab, die moderne Naturwissenschaft der parteioffiziellen Scholastik dienstbar zu machen. Oft genug hatte Robert mit Bert Brecht über den Galilei-Komplex gesprochen. Wie tobte Galilei doch gegen die "Welt von Papier", das bloße "ipse dixit", als seiner umwälzenden Lehre von Ignoranten, buchstabengläubigen Inquisitoren und Peri-patetikern die Bibel und der mumifizierte Aristoteles als sakrosankte, unfehlbare Autoritäten entgegengestellt wurden.

Ebenso starrsinnig wurden nun gegen Robert längst überholte oder aus dem Zusammenhang gerissene Zitate der "Klassiker" (Marx, Engels und Lenin) ins Feld geführt.

"Über naturwissenschaftliche Fragen", antwortete darauf Robert und bediente sich damit nicht zufällig fast wörtlich der Argumente jenes großen Gelehrten zur Zeit der Inquisition —, "wie z. B. die der Entropie, kann nur die Naturwissenschaft entscheiden, das Experiment, und kein beamteter Philosoph als letzte Instanz."

Ja, so war das damals vor unserer Trennung. Und Robert erkämpfte sich wirklich einigen Spielraum in seinen Auseinandersetzungen mit den Parteiphilosophen.

Sie sind gegen ihn mit lauter kleinlichen, schmutzig-bigotten Methoden vorgegangen, wie das immer die Art der geistig Vertrockneten gegen die schöpferisch-unbekümmerten Draufgängernaturen gewesen ist. Sie kolportierten, Ulbricht habe ihm "Narrenfreiheit" gegeben, sie höhnten, Havemann hätte sich eigentlich nur an die Universität verirrt, denn die Physiker behaupteten, er sei Philosoph, die Philosophen hingegen hielten ihn für einen Physiker.

Aber während man ihn anfeindete und diffamierte, wurde der Zulauf zu seinen Vorlesungen und Vorträgen immer bedrohlicher für das Regime. Auch rein fachlich schätzten ihn die Studenten, die mit Ungeduld auf sein Lehrbuch der Thermodynamik warteten, an dem er unablässig arbeitete.<sup>88</sup> Erregte es schon ihren allerhöchsten Unwillen, daß Robert es unternahm, Hegel neuartig zu deuten, so verübelten die offiziellen Vertreter des dialektischen Materialismus ihm besonders seine Attacke gegen ihren Thron. Auf Friedrich Engels zurückgreifend, behauptete er kühn, eine besondere Philosophie "ewiger Wahrheiten", die über den Einzelwissenschaften stehe, sei überhaupt nicht mehr notwendig.

Hier ging es um das Existenzrecht der Oberpriester der marxistisch-leninistischen Ersatzreligion, der Ideologen, welche die Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit durch ein verhüllendes, lückenabdichtendes, geschlossenes, autoritatives Weltbild zu überbrücken hatten. So behauptete beispielsweise der Jenaer Professor Dr. Helmut Korch: "Mit der dialektischen Weltauffassung entstand ein *geschlossenes* Weltbild, das keine *offene* Stelle mehr besaß" (zitiert nach "Einheit", Heft 3, März 1964).

Die verständliche überschwengliche Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts, die da meinte, alle Gesetze in Natur und Gesellschaft restlos erkennen, erklären und deuten zu können, war zum scholastischen Dogma, zum ideologischen Überbau einer neuartigen, "antagonistisch-progressiven" (Engels) Ausbeutungsgesellschaft etabliert worden. Ein Angriff, ja der leiseste Zweifel schon, sei es auch nur in einer Einzelfrage, wurde nun als genauso gefährlich empfunden wie einst Galileis Vorstoß gegen das Weltbild der päpstlichen Kirche — er stellte das etablierte Regime insgesamt in Frage, rüttelte an den Grundfesten der

---

<sup>88</sup> Robert Havemann: EINFÜHRUNG IN DIE CHEMISCHE THERMODYNAMIK. Hrsg. von Franz X. Eder und Robert Rompe. (Berlin/DDR 1957: Deutscher Verlag der Wissenschaften)



DDR-Gesellschaft. Zweifel, Skepsis, Kritik wurden zum Hauptübel, zur ideologischen Hauptgefahr erklärt.

Robert begann, dem DDR-Regime unerträglich zu werden.

Eben noch war es Robert, der mich in meinen Tagträumen in der Bautzener Zelle verspottete, aber jetzt wird er selbst zum neugierig-angriffslustig Befragten:

"Du bist ja ganz schön ins Kraut geschossen", sage ich, "als du großartig erklärtest, du würdest dich erst *am Ziel* deiner *Hoffnungen* befinden, wenn all die *offiziellen Vertreter*, die Oberpriester des amtlich-dialektischen Materialismus *über Bord gegangen* seien."

"Du weißt ja, Heinz", meint Robert, "warum ich so zuversichtlich bin. Denk doch daran, was Bert Brecht in seinem *Galilei* über die Macht des Denkens sagt."

Und nun rezitiert der unverwüstliche Optimist: "... sie alle sind meine Hoffnung, sie alle lassen Gründe gelten. Ja, ich glaube an die sanfte Gewalt der Vernunft über die Menschen. Sie können ihr auf die Dauer nicht widerstehen ... Die Verführung, die von einem Beweis ausgeht, ist zu groß. Ihr erliegen die meisten, auf die Dauer alle. Das Denken gehört zu den größten Vergnügungen der menschlichen Rasse ..."

Unser Leben bewies es: Fängt man einmal mit dem kritischen Denken an, dann kann man sich als geistig unabhängiges Wesen nicht mehr von seiner weiterdrängenden Kraft lösen. Sollte im Atomzeitalter nicht auch das Denken den physikalischen Beschleunigungsgesetzen des alten Galilei folgen?

Im "Aufstand um den Junker Ernst" prägt Jakob Wassermann den Leitspruch der mittelalterlichen Inquisition:

"Du sollst nicht schweifen, dieweil wir in Ketten gehen."

Wir wollten uns nie durch geistige Ketten zu Boden ziehen lassen ...

"Es ist der Moment gekommen", sagt Robert, "da der Konflikt unvermeidlich geworden ist. Er mußte kommen, weil ich die Unterlassungssünde nicht begehen kann, die Brecht seinem Galilei ankreidet.

Der Gelehrte schreckte davor zurück, aus seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen politische Konsequenzen zu ziehen. So jedenfalls sieht ihn Brecht. Und gerade darüber habe ich oft genug mit ihm gestritten. Brecht hat am Ende von Galilei etwas verlangt, was von diesem Genie zu seiner Zeit nicht realisierbar war.

Der Widerruf Galileis darf ja nicht aus heutiger Sicht in die damalige Situation transponiert werden. Wie sehr hat Brecht mit seinem Stoff

gerungen — von seinen Ideen besessen. Er hat ihn immer wieder umgeschrieben, und ich finde alle seine Galilei-Varianten gleich genial.

Anfänglich war der Galilei gegen die Hitler-Inquisition und die Atombombe angelegt, aber später ist Brecht das Doppelbödige der Galilei-Gestalt deutlich geworden. Die letzten Inszenierungen zielten nicht nur auf die Parallele Kardinal-Großinquisitor/Hitler — sie waren auch gegen das stalinistisch-scholastische Weltbild gerichtet.

Eine der letzten szenischen Anweisungen Brechts lautet: *Das Stück zeigt den vorläufigen Sieg der Obrigkeit, nicht den der Geistlichkeit.*

Sein Leben lang ging es diesem humanen Geist um die *ursprüngliche kommunistische sozialkritische Utopie.*"

Ich weise auf meine Knastlektüre auf dem Zellentisch, den "Großinquisitor" von Dostojewski:

"Wie ungemein aktuell erscheint uns — nach allem, was hinter uns liegt "Mag es also", fährt Robert bestätigend fort, "für Galilei tausend triftige Gründe zum Widerruf gegeben haben, für mich ist eine reumütige Selbstkritik vor dem Parteitribunal unmöglich."

Das starre, statische, versteinerte Regime, das sich selbst völlig unkritisch gegenübersteht, verlangt Selbstkritik von denen, die sich mühen, den überkommenen Schablonen zu entwachsen, selbständig zu denken.

Mit welcher Anteilnahme hatten Robert und ich seinerzeit "Human use of human beings" von Norbert Wiener gelesen und diskutiert. Eine Fülle von Ideen tat sich auf. Da ging es um das Problem der Rückkopplung, der Kommunikation und Information.

Wenn es das Prinzip ist, einem elektronischen Rechenhirn denkbar viel Information algorithmisch zu programmieren, damit ein optimales Resultat erzielt wird, warum denn sollte das für das höchste Wesen in der Natur, den Homo sapiens, nicht auch gelten?

Also proklamierte Robert in seiner Vorlesung:

"Wer sich vor den Folgen einer allgemein uneingeschränkten Information fürchtet und sie darum behindert, schafft dadurch gerade die Bedingungen für eine unheilvolle Entwicklung ..."

Leben bedeutet sich anpassen, lernen können. Inwiefern war unsere Ordnung, unsere Gesellschaftsformation noch *lebendig*, entwicklungsfähig zu nennen? Jedes kybernetische System ist lernfähig, korrekturfähig. Wie stand es um das Steuer- und Regelsystem DDR?

"Du weißt", so redet Robert in der Zelle auf mich ein, "wie abscheulich man mich hier wegen meines Rufes nach Freiheit diffamiert hat.

Aber denke einmal an die prophetischen Worte von Rosa Luxemburg:

*... Das öffentliche Leben der Staaten mit beschränkter Freiheit ist eben deshalb so dürftig, so armseelig, so schematisch, so unfruchtbar, weil es sich*

*durch Ausschließung der Demokratie die lebendigen Quellen allen geistigen Reichtums und Fortschritts absperrt ...*

Genau das ist unser Problem."

Ich sehe Robert und fühle mich bestätigt, auch hier in der Zelle bestätigt. Welch lehrreiches Beispiel! Sein Lebensweg ist typisch, exemplarisch für all jene Menschen, die ihre Vision ständig an der Wirklichkeit überprüfen, ihren Traum von einem menschenwürdigen Zusammenleben, der freien demokratischen Entfaltung der denkenden Persönlichkeit nicht aufgeben wollen.

Das DDR-Regime hatte Robert materiell und ideell all das geboten, was es großzügig allen Wissenschaftlern, Intellektuellen gewährt, die ihm nützlich erscheinen. Robert ist wie ich alles andere als ein Asket. Er liebt und bejaht das Leben und den Lebensgenuß — und auch hierin liegt eine gewisse Parallele zu Brechts Galilei-Figur. Aber er ist gegen die Nazis in die Todeszelle gegangen. Das Denken, das Forschen und das geistige Schaffen, die moralisch-politische Tat sind Grundbestandteile seiner Existenz. Robert ist nicht käuflich.

Derartige bio-kybernetische "Systeme" wie er können vom konservativen Regime nicht umprogrammiert und schon gar nicht integriert werden. Die Entwicklung Roberts und seiner Freunde gleicht einem physikalisch-chemischen Prozeß, der irreversibel ist.

Die jetzigen DDR-Machthaber werden das wohl nie begreifen. Bei ihnen funktioniert der kybernetische Regelkreis nicht — das *feed back*, die Rückkoppelung, ist gestört .. .

So beharren sie in ihrer Obskuranten-Position.

Es geht darum, jenen Leuten entschieden Einhalt zu gebieten, die, wie Havemann ..., unter dem Deckmantel der "Kritik an Mängeln" in organisierter Weise den Skeptizismus verbreiten.

*Chefideologe KURT HAGER*

*auf dem 11. Plenum des ZK der SED, Dezember 1965*

Unsere DDR ist ein sauberer Staat, in ihr gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, des Anstands und der guten Sitten.

*ERICH HONECKER*

*in seinem Bericht an das Politbüro auf dem 11. Plenum*

Die auf der letzten Plenartagung des Zentralkomitees der SED angekündigte Offensive gegen oppositionelle Strömungen hat mit voller Stärke eingesetzt ... Nicht nur Havemann und der Sänger Wolf Biermann sowie der Schriftsteller Stefan Heym, auch die beiden begabten Dramatiker Heiner Müller und Peter Hacks, dessen neues Stück "Moritz Tassow" die Partei beunruhigt, sind in die Schußlinie geraten. Die Zeitschrift "Der Sonntag", das Organ des Kulturbundes, die seit 1916 immer wieder mit mutigen Beiträgen hervorgetreten war, hat bereits Selbstkritik üben und für das neue Jahr eine Änderung ihrer Linie ankündigen müssen ..

Wieder einmal öffnet die Partei die Schleusen für den Dogmatismus, für Prüderie und Muckertum mit dem Ruf: "Unser Staat muß sauber sein — reinigt das gesellschaftliche Leben von staatszersetzenden Erscheinungen."

*NEUE ZÜRCHER ZEITUNG zum 11. Plenum*

Wo immer man in diesen letzten Tagen das Parteiblatt aufgeschlagen hat, man ist auf Sätze gestoßen, die jeglichen Anspruch auf Kultur einfach kraft ihrer Sprache denunzieren, man ist auf das banausische Vokabular von Kleinbürgern gestoßen, auf den Jargon von Leuten, für die nicht einmal die Entlarvung von Karl Kraus gilt, Deutsch sei die Sprache derer, die zwar deutsch fühlen, aber nicht Deutsch können ...

Nur daß nicht Biermann durchfällt, sondern die Partei. Weil alles, was sich jetzt in Ostberlin vollzieht und im Namen der humanistischen Nationalkultur den härtesten und einzigen Zensor passiert, den es in Fragen der Literatur gibt: Das Wort.

*DIETHER HILDEBRANDT*

*Frankfurter Allgemeinen Zeitung (22. 12. 1965)*

## Der fünfte Stand

Robert Havemann hat mir immer viel bedeutet. Seine und meine geistige Entwicklung — so sehr sich ihre Etappen auch überschneiden — waren eng miteinander verknüpft. Am meisten aber verdankte ich ihm in jenen schlimmen Tagen, da ich — als Zelleninsasse — ihn nur noch im Zerrspiegel des "Neuen Deutschland" erblickte, im geistigen Zwiegespräch seinen Kampf mitfocht, das gefälschte Bild geraderückend.

Auf der Netzhaut landet das optische Bild der Welt umgekehrt und seitenverkehrt. Das Hirn reguliert automatisch. Es bedarf langjähriger Übung, solch funktionierenden geistigen Entzerrer einzubauen. Klarsicht ist gleichsam ein Zellenprodukt:

Das Individuum erst gewinnt — in Annäherungswerten — ein optimal objektives Bild von der Welt, indem es sich aus ihr herausstellt, sich ihr gegenüberstellt (die Nabelschnur löst) —um mit ihr eins zu sein.

Als ich plötzlich freigelassen wurde, waren die Verfolgungsmaßnahmen gegen Robert Havemann bereits in vollem Gange.

Ich traf mit jener Ausgabe der "Zeit" in Frankfurt ein, die Auszüge aus Roberts Vorlesungen veröffentlichte und mitteilte, daß er soeben aus der SED ausgeschlossen und seines Lehrstuhles an der Berliner Humboldt-Universität (als Leiter ihres Physikalisch-Chemischen Instituts) entbunden worden sei ...

Und jetzt, da ich an diesem Kapitel schreibe, haben sie ihm die letzte berufliche Möglichkeit genommen. Die Ostberliner Akademie der Wissenschaften hat ihm ihren Forschungsauftrag über Fotosynthese entzogen (Weihnachten 1965) und ihn überdies statuten- und gesetzwidrig mit Hilfe eines üblen Tricks aus der Akademie ausgeschlossen (März 1966), für die er schon längere Zeit Hausverbot hatte.

Einst hatten die Nazis den Emigranten Albert Einstein aus dieser traditionsreichen Akademie ausgeschlossen, dann tat die SED das gleiche mit dem "republikflüchtigen" Ernst Bloch; die jetzige Entfernung des daheimgebliebenen Robert Havemann ist das dritte unrühmliche Kapitel in der ehrwürdigen Geschichte dieser Institution.

Es ist symptomatisch, entbehrt nicht der Ironie, daß ausgerechnet ein ehemaliger NS-Führungsoffizier und NSDAP-Blockleiter, der

Akademiepräsident Professor Dr. Werner Hartke — ebenso willfährige Marionette von Partei und Führer wie einst —, diesen unwürdigen Akt vollzog.

Das "Neue Deutschland" veröffentlichte die gewundene Begründung des Akademiepräsidenten. Sie ist wahrhaft ein Zeitdokument.

Dort heißt es: "Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin ist eine wissenschaftliche Einrichtung der Deutschen Demokratischen Republik. Sie ist in die sozialistische Entwicklung ihres Staates eingeordnet ... Das Korrespondierende Mitglied unserer Akademie, Herr Havemann (seine akademischen Titel fehlen bezeichnenderweise, d. Verf.), hat vielfach durch eigene oder durch ihn veranlaßte Publikationen in einer unserem Staat feindlichen Presse nicht nur die gebotene Loyalität bewußt verletzt, der jeder Wissenschaftler der Welt heute in erhöhtem Maße seinem Staate gegenüber unterliegt; er hat durch sein die Akademie und die DDR schädigendes Verhalten gegen die Pflichten des Bürgers eines sozialistischen Staates verstoßen ..."

An ihrer Sprache sollt ihr sie erkennen ...

Die Loyalität ist also *geboten* .. .

Jeder Wissenschaftler der Welt *unterliegt* ihr seinem gebietenden Staate gegenüber .. .

Es bleibt hier offen, ob dieser Herr Hartke gegenüber der deutschen Sprache unterliegt, der gebotenen Loyalität oder seinem "sozialistischen Staate" ...

Was die "feindliche" Presse anlangt, so handelte es sich um solch verständigungsbemühte Publikationsorgane wie die "Zeit", den "Spiegel" und die "Neue Kritik" (sozialistische Studentenzeitschrift).

Walter Ulbricht hatte "notwendige Ordnungsmaßnahmen" gegen jene in Aussicht gestellt, die eine "freie Marktwirtschaft" auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst erstrebten — mit anderen Worten, sich für einen freien Gedanken-, Meinungs- und Informationsaustausch einsetzten.

Viel schärfer noch als der vermittelnde Walter Ulbricht hatten sich die Ultras vom Schlage einer Hanna Wolf, eines Alfred Kurella, Paul Fröhlich, Paul Verner, Erich Honecker, Alfred Neumann, Hermann Axen gegen die unabhängigen Kommunisten ausgesprochen, alle jene "Revisionisten", "Nonkonformisten", Freigeister und Linksintellektuellen der DDR.

Die eigentliche Gefahr schien ihnen dabei weniger aus dem "Westen" zu kommen als aus den "aufgeweichten", sich "liberalisierenden" Bruderländern. Alfred Kurella nannte das Kind beim Namen, als er sich aggressiv gegen die "massiven revisionistischen Tendenzen bei unseren Bundesgenossen im sozialistischen und kommunistischen Lager" wandte

und warnte: "Die Signale, die Tatsachen, die wir hören, deuten auf eine ernste Lage hin."

Hanna Wolf wiederum drückte es in der ihr eigentümlichen Diktion so aus:

"Das Wesentliche scheint mir zu sein, daß bei manchen Genossen, auch bei Künstlern, vor lauter Skeptizismus irgendwie eine falsche Weltanschauung entstanden ist. Erschüttert durch Fragen, die sie nicht verstehen, bleiben sie an bestimmten Nebensächlichkeiten hängen. Mir ist aber unverständlich, Genossen, wie bei einigen Leuten plötzlich dieser — entschuldigt, wenn ich das sage — Bordellstandpunkt entstanden ist ..."

Offenbar verstehen derart Linientreue alles, stellen keine Fragen.

Was soll sie auch noch erschüttern, nachdem so viele "Nebensächlichkeiten" — wie etwa **Workuta**<sup>89</sup>, das Inferno der Stalin-Periode — an ihnen abgeglitten sind.

Was geht hier vor? Wer sind sie, was wollen sie, wie sprechen sie denn, diese Menschen, die am Phänomen Robert Havemann scheitern?

Sie halten sich für neu; aber neu ist nur die "sozialistische" Verkleidung, das Muster der Hülle und die spezifische Struktur des konservativen Regimes, das sie vertreten.

Diese Gestalten sind uns doch schon — als Alptraum freilich — irgendwo begegnet. Nun gespenstern sie wieder: im neuen Dunkelmänner-Gewand. Wir werden das beklemmende Gefühl des *déjà vu* nicht los.

Diesen sterilen Obrigkeitshirnen, glücklichen Besitzern sittenreiner "unverrückbarer Maßstäbe" erscheint das freie Denken als ebenso gefährlich wie das unverklemmte Geschlechtsempfinden. Da wo das Leben vital in Erscheinung tritt — als Geist, als Sex —, wird es als Sündenfall, als Schweinerei, als sittenwidrig, als partei- und staatschädigend angesehen.

Die trüben Tugendbolde (wie viele Köpfe schon fielen der "Tugend" zum Opfer) setzen Eros und Intellekt voll furchtsam-argwöhnischer Verachtung als "unrein", als "zersetzend" auf die Anklagebank.

Sind sie doch für einen "sauberen Staat" — ihren sauberen Staat.

Niemand soll das sozialistische deutsche Nest beschmutzen, die saubere sozialistische Staatsleinwand durch entartete Kunst, skeptischen Geist entweihen.

---

<sup>89</sup> Das Arbeitslager Workuta war ein "Besserungsarbeitslager" des Gulag-Systems für politisch Verfolgte und Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Es existierte ab 1938 und noch bis in die 60er Jahre. Im Arbeitslager Workuta waren gleichzeitig bis zu 73.000 Personen inhaftiert. Insgesamt waren es weit über eine Million Männer und Frauen verschiedener Nationalitäten, die als Häftlinge beziehungsweise Kriegsgefangene nach Workuta zur Zwangsarbeit verschickt wurden. Davon kamen etwa 250.000 auf unterschiedlichste Art und Weise ums Leben. [

Alle preußisch-obrigkeitlichen Begriffe — aus der Zeit des Soldatenkönigs, aus der Metternich-, der wilhelminischen und Hitlerzeit — feiern fröhliche Urständ.

Gegen unabhängiges Denken wird immer häufiger die entlarvende Vokabel "zersetzend" ins Feld geführt. So auch im spießig-landesväterlichen "Brief des Genossen Walter Ulbricht an Genossen Professor Dr. Kurt Maetzig" (Regisseur des nach seiner Fertigstellung unterdrückten Films "Das Kaninchen bin ich" — ein Versuch, die stalinistische Vergangenheit zu bewältigen).<sup>90</sup>

Da heißt es z. B.:

"Bei einigen Schriftstellern und Künstlern spielen heute Begriffe wie Konformismus und Nonkonformismus in den Diskussionen eine gewisse Rolle. Es gibt da völlige Verirrungen wie: Ihr fortschrittlichen westdeutschen Schriftsteller seid Nonkonformisten, also gegen euren Staat, wir sind auch Nonkonformisten, d. h. gegen unseren Staat."

Und Walter Ulbricht höhnt: "Was für eine gemütliche Position, um uns zu verbrüdern!"

Dann Walter Ulbricht warnend:

"Und nun suchen sie (die westdeutschen Ultras) durch Exporte von Schundliteratur, durch Propaganda von Perversitäten, also durch Verbreitung des westlichen Schundes und Schmutzes und durch Propagierung des Skeptizismus und der Entfremdung, Zersetzungsarbeit zu leisten ... Manche Künstler genießen heute den Zweifel an allem wie Rauschgift...

Illusionen über eine falsche Freiheit, über das Recht des Individuums, sich über die Partei, über den Staat zu stellen, Illusionen über eine ideologische Koexistenz mit den militantesten Feinden unseres sozialistischen Aufbaus sind Barrieren gegen die Entwicklung sozialistischer Lebensauffassungen .. .

Um auf allen Gebieten der sozialistischen Entwicklung unserer Nationalkultur solche Werte hervorzubringen, müssen unsere Schriftsteller und Künstler ihre Reihen fester um die Partei zusammenschließen, sie müssen ideologische Diversionen, das Gift des Skeptizismus, die Negation alles Heroischen, aller großen Empfindungen offen und hart bekämpfen.

Also Freiheit für alles, was unserem Staate nützt, aber keine Freiheit für Schmutz und Pornographie, keine Freiheit für ein ideologisches Paktieren

---

<sup>90</sup> "Das Kaninchen bin ich" ist eine 1964/65 vom DEFA-Studio für Spielfilme, Gruppe "Roter Kreis", verfilmte Literaturadaption von Regisseur Kurt Maetzig, die auf dem Roman MARIA MORZECK ODER DAS KANINCHEN BIN ICH von Manfred Bieler basiert. Der Film war bis 1990 in der DDR verboten, da er sich kritisch mit dem Sozialismus - insbesondere mit der Strafjustiz - auseinandersetzte.  
<https://www.youtube.com/watch?v=WPD6DYVOhfs>



mit den Feinden des Sozialismus, keine Freiheit für das Beschmutzen unseres Staates ...

In diesem Sinne ist auch unser Kampf gegen die Unmoral, gegen die Zersetzung, gegen Pessimismus und Fatalismus auf dem Gebiet der Literatur und Kunst eine nationale Notwendigkeit ..."

Bei dieser kleinbürgerlichen Koppelung beliebig austauschbarer Rudimentärbegriffe wird die primitive Gleichung suggeriert: Wer kritisch, wer skeptisch denkt, ist eben ein Schwein.

Es bedarf schon einer Frohnatur wie Robert Havemann, um ungebrochen in solchem Ungemach sein "ich bin all da" zu rufen.

Seine vitale, lebenslustige, sinnenfrohe Art läßt ihn auch sinnlich-anschaulich denken, sprechen und schreiben.

Es ist — er hat eine frohe Botschaft zu verkünden.

Also beugt ihn der bittere Alltag nicht, also strebt er nicht nach billigem Tageserfolg.

Er begreift Utopie nicht mehr nur als Gegensatz zur Wissenschaft (wie Friedrich Engels noch in der "Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft"), sondern auch als Lebens- und Gestaltungshilfe. Schließlich hat er Ernst Bloch gelesen, das "Prinzip Hoffnung" durchdacht und weitergedacht .. .

Seine Vorlesungen enden mit einer faustischen Sequenz, die außerhalb der geistigen Reichweite seiner Antipoden liegt:

"Ich möchte diese Stunde mit dem Wort beschließen, daß wir alle, die wir uns wissenschaftlich strebend mühen, in dem Sinne Künstler sind, daß wir etwas verwirklichen möchten, was nicht geschehen kann ..."

Welches Etikett aus Herrn Ulbrichts Gemischtwarenhandlung wäre wohl hier am Platze? Fatalismus, Skeptizismus — oder gar Pornographie?

Ich schreibe so viel über Robert Havemann, weil ich in diesem originellen, unbekümmerten Springinsfeld einen neuartigen, zukunftssträchtigen Typ wittere, als Phänomen einer neuen Linken:

Den wandlungsfähigen moralischen Draufgänger, den wissenschaftlichen Utopisten, den humanistischen Visionär, der frohgemut eine Welt (zu seinem Teil) verändert, die täglich, stündlich seinen Traum bestätigt, indem sie ihn zerfetzt und damit vermeintlich ad absurdum führt. In einer Welt der Zwecklügen hat er sich Hegels "Mut der Wahrheit" verschrieben.

In ihm verkörpert sich das neue Selbstbewußtsein der modernen Wissenschaft — des "fünften" Standes. Allenthalben wird eine historische Kraft sichtbar, die uns hoffen läßt, hoffen heißt.

Inmitten der Katastrophe des ersten Weltkrieges, die den Untergang eines Zeitalters (und damit auch den Untergang der überkommenen

Arbeiterbewegung) ankündigte und einleitete, prophezeite Rosa Luxemburg in der "Junius-Broschüre" (1915):

"Aber wir sind nicht verloren, und wir werden siegen, wenn wir zu lernen nicht verlernt haben. Und sollte die heutige Führerin des Proletariats, die Sozialdemokratie, nicht zu lernen verstehen, dann wird sie untergehen, *um den Menschen Platz zu machen, die einer neuen Welt gewachsen sind.*"

In der Gestalt eines Robert Havemann wird in ersten noch undeutlichen Umrissen jener Menschentyp sichtbar, der einer neuen Welt gewachsen ist. Die Eierschalen des gesprengten, geschlossenen Systems kleben noch an dem jungen Wesen, das sich den Weg ins Leben öffnete; doch sie bezeugen lediglich, woher es kam, welch großes Wagnis hinter ihm liegt.

Galilei, bei Brecht, erhob das Experiment (als Frage an die Natur) zur Methode der Wissenschaft. Havemann stellt methodisch-experimentell Fragen nicht nur an die Natur, sondern ebenso auch an die Gesellschaft.

"Im Streit um Robert Havemann sind die Verhaltensmuster auf beiden Seiten uralte", sagt Erich Fried.

Das konservative, interessenbestimmte Regime leitet seine lebend-versteinerte Autorität von toter versteinelter Autorität ab und bestimmt jeweils, was zweckdienlicherweise gilt.

Das letzte Dogma, das letzte Axiom, der letzte Pol-Büro-Beschluß gilt (so wie beim Militär der letzte Befehl) — steht jenseits von Prüfung, Zweifel und Kritik, ist als objektive Wahrheit gesetzt, bis ein neuer Beschluß eine andere unfehlbare behördliche Auffassung verordnet und kanonisiert.

Die Partei — gestützt auf die "Klassiker" Marx, Engels, Lenin oder Stalin oder Mao — hat immer recht, so wie einst die mittelalterliche Kirche — gestützt auf Bibel und Aristoteles — immer recht hatte. Der Ketzler wird, wenn nicht verbrannt, so doch zum Widerruf gezwungen, diffamiert, gepeinigt, zerbrochen. Sein Werk landet auf dem Index, zum höheren Ruhme Gottes oder der Partei.

Unlängst hat der liberale Tübinger Jesuitenpater **Küng** hervorgehoben (zitiert nach Ludwig Marcuse), wie sehr Vatikan und Kreml (samt dessen Ablegern) einander gleichen, insoweit sie sich beide als unfehlbare Autoritäten verstehen, ängstlich bemüht, ihre Gläubigen vor der "erschreckenden Möglichkeit der Freiheit" zu schützen.

Havemann lockt es in die Freiheit, und er lockt seine Mitmenschen ins ungeschützte Feld, dorthin, wo es gefährlich ist. Er zeigt den forschenden "Mut der Wahrheit", nicht nur der Gesellschaft (ihren Systemen), sondern auch sich selbst gegenüber — und ich gestehe, daß mich nichts so beeindruckt hat als eben die radikale Auseinandersetzung des Antistalinisten Havemann mit dem Stalinisten Havemann.

Er hat damit, stellvertretend für seine Generation, unser aller Vergangenheit aufgerollt, die wir einst Parteikommunisten waren, Stalinisten, wann auch immer, wie lange auch immer.

Nichts ist so unfruchtbar als der Hader manch ehemaliger Stalinisten untereinander darüber, wann sie den Irrweg erkannten und verließen.

Das einzig wichtige Kriterium erscheint mir, wie sie ihn überwunden haben, ob einmal und für immer, und wohin sie sich nun wenden.

Die Ostberliner Zeitschrift "Forum", Organ der DDR-Staatsjugend ("Freie Deutsche Jugend" — FDJ), hatte im Januar 1965 Robert Havemann in klassisch-stalinistischer Manier angegriffen.

"Forum" hielt ihm sorgsam herausgepickte Passagen aus Artikeln vor — eindeutig "dogmatischen" Inhalts —, die Robert in der dunkelsten Stalinepoche auf Geheiß der Partei (zumeist sogar auf direkten Wunsch des "Büros Ulbricht") geschrieben hatte.

"Forum" wollte damit Robert Havemann sowohl bei der DDR-Jugend als auch im "Westen" unmöglich machen, als unglaubwürdig, charakterlos hinstellen. Wo bleibt die "selbstkritische" Stellungnahme Havemanns zu seinen vergangenen "dogmatischen" Fehlern? So fragte "Forum" mit naivem Augenaufschlag. Selbstverständlich hätte sich diese famose Zeitschrift gehütet, etwa eine entsprechende Zitatensammlung von Walter Ulbricht zusammenzustellen, dem Initiator des DDR-Stalinismus eine Reueerklärung abzuverlangen.

Es galt, einen ergebenen Funktionär von einst zu schlagen, nicht, weil er dazumal ergeben, sondern weil er heute aufsässig war.

Nach den Spielregeln des Polizeistaates bleibt dann dem ohnmächtigen Opfer nur übrig, für seine Person Selbstkritik zu üben, ohne die Parteiführung — die jenseits aller Kritik steht — auch nur zu erwähnen, geschweige denn schuldig zu sprechen. "Forum" wandte diese unredliche Methode an, weil ihm sicher schien, Robert Havemann würde entweder kneifen oder aber mitspielen, sich notgedrungen an das systemimmanente Tabu halten.

Die Zeitschrift übersah, daß sich Robert Havemann geistig nicht mehr in diesem System befand und physisch nicht gewillt war, sich ihm zu beugen.

So wurde das üble "Forum"-Manöver — typisch für die methodische, gezielte Diffamierung "Abtrünniger" durch Ulbrichts Staatssicherheitsdienst — zum Bumerang. Robert Havemann konterte.

Er sandte "Forum" seine Entgegnung:

"Ja, ich hatte unrecht — warum ich Stalinist war und Anti-Stalinist wurde."

"Forum" weigerte sich, die Antwort abzdrukken. Daraufhin stellte Robert Havemann Strafantrag — auch das war ein Novum in der Geschichte der DDR — gegen den Chefredakteur der Zeitschrift und übersandte seine Stellungnahme an die "Zeit", die sie am 7. 5. 1965 veröffentlichte.<sup>91</sup>

Allein an der Überschrift schon war "Forum" gescheitert, von dem nachfolgenden Text ganz zu schweigen.

Das Wort "Stalinist" widerspricht der vom Pol-Büro herausgegebenen Sprachregelung: In bezug auf Stalin darf nur von "Dogmatismus", "Personenkult" oder "Fehlern" gesprochen werden, da der Begriff "Stalinismus" ein System postuliert (das von Stalin repräsentiert wird). Die Existenz eines solchen Systems wird aber entschieden bestritten; es handelt sich nur um Fehler einer einzelnen Person. Selbst der Begriff "Stalin-Ara" (der in der Sowjetpresse unter Chruschtschow häufig verwandt wurde) war in der DDR immer verpönt, weil er den gesamten Zeitabschnitt "abwertet".

"Forum" konnte für Havemanns Entgegnung nicht Forum sein, war der doch zum Kern des Problems vorgedrungen und damit zum offenen Angriff auf die Partei, auf Ulbricht übergegangen.

Mit diesem Versuch, die dunkle Vergangenheit zu bewältigen, hatte er unwiderruflich den Rubikon überschritten. Hier seien nur die wesentlichen Aussagen festgehalten. So heißt es etwa:

"Wenn man seine Meinung zu wichtigen Fragen ändert, so genügt es nicht, die neuen Ansichten zu vertreten und die alten zu kritisieren. Man muß danach forschen, warum man früher anders dachte, warum man heute anders denkt.

Man muß den Wandel des eigenen Denkens in schonungsloser Offenheit darlegen. Wer den Eindruck zu erwecken versucht, er habe nie geirrt — oder wer es auch nur zuläßt, daß dieser Eindruck entstehen kann, handelt unehrlich und verdient keinen Kredit ..

Damals galt für mich der Grundsatz: Die Wahrheit ist *parteilich*. Jeden Gedanken, der nicht *marxistisch* war, hielt ich für feindlich und für falsch zugleich. Natürlich maßte ich mir nicht an, aus eigenem Denken zu beurteilen, ob bestimmte Meinungen das Prädikat *marxistisch* verdienten oder nicht. Das zu entscheiden war Sache der Partei. Ich war zu unbedingter Bescheidenheit gegenüber der kollektiven Weisheit der Partei erzogen. Für mich galt: Die Partei hat immer recht ...

---

<sup>91</sup> Robert Havemann: WARUM ICH STALINIST WAR UND ANTISTALINIST WURDE. TEXTE EINES UNBEQUEMEN. Hrsg. von Dieter Hoffmann und Hubert Laitko (Berlin 1990: Dietz Verlag)

Stalin war für mich der bedeutendste, damals lebende Marxist. Seine Worte waren unwiderleglich. Ich konnte mich nur bemühen, ihn zu verstehen. Wenn es mir nicht gelang, lag es nicht an Stalin, sondern an mir ..."

Havemann zitiert anschließend Kolakowskis "Der Mensch ohne Alternative" und sagt später:

"Damals war ich der Meinung, daß man einen guten Genossen daran erkennen kann, wie schnell er neue, weise Einsichten der Partei verstehen und öffentlich für sie eintreten kann. Die schlechten, unsicheren Genossen andererseits waren daran zu erkennen, daß sie in unbescheidener Überheblichkeit Einwendungen machten und völlig abwegige Fragen stellten, die man am besten gar nicht beantwortete. Die schlechtesten Genossen aber, die schon mit einem Bein im Lager des Klassenfeindes standen, das waren jene Unglücklichen, die es wagten, Kritik an den führenden Genossen der Partei zu üben, gar Kritik an dem führenden Genossen...

Hermann Knappe (der Verfasser des Anti-Havemann-Pamphlets im "Forum", d. V.) hat recht, wenn er das offene Eingeständnis begangener Fehler und Irrtümer von mir fordert. *Er hätte noch mehr recht, wenn er das nicht nur von mir forderte ...*

Jahrelang glaubte ich, ein guter Marxist zu sein. Weil ich das glaubte, war ich es nicht. Heute glaube ich nicht mehr. Ich bin im Zweifel, in Unruhe. Ich bemühe mich, alles selbst zu überdenken ..."

Havemann schließt:

"Vor dem XX. Parteitag war, was die Parteiführung sagte, für mich tabu. Sie hatte das Recht der Zensur und der Unterdrückung aller Meinungen, die sie nicht teilte. Heute weiß ich, daß die Parteiführung das Recht der Zensur nicht hat. Ich weiß, jeder von uns, außerhalb und innerhalb der Partei, hat das Recht und die Pflicht, sich ein selbständiges Urteil zu bilden, auch über die Gedanken, die ich in meinen Vorlesungen dargelegt habe. Die Veröffentlichungsrechte für die DDR sind noch frei."

Die Parteiführung nahm sich das Recht der Zensur und der Unterdrückung: Sie unterschlug Havemanns tapfere Entgegnung!

Schon immer hatte der junge, hochbegabte Naturwissenschaftler so selbstverständlich wie ein Pilot reagiert, der sich am Radarstrahl orientiert. Seine Vision war ihm Leitstrahl. Das Hitlersystem war offenkundig das reale Gegenbild seines Menschheitstraumes, dessen Schwarzbild. Mußte dann nicht das von den Nazis verteufelte Stalinsystem als reales Gegenbild zum Dritten Reich ihm zum Weißbild

werden — ihm als deckungsgleich erscheinen mit seinem visionären Bild der besseren Gesellschaftsordnung?

Wie so viele überzeugte Antifaschisten verfiel er dieser Scheinlogik. Wie auch immer, er hatte eine moralische Entscheidung getroffen und hielt sie durch, auch in der Todeszelle des Dritten Reiches.

Jetzt, in dem Lebensabschnitt, da ich ihn kennenlernte, erneut an einen Kreuzweg gestellt, war es sehr viel schwerer, sich zu entscheiden: nicht, weil ihn jetzt die Karriere mehr gelockt hätte als damals, sondern weil es qualvoller innerer Auseinandersetzungen bedurfte, um sich frei zu machen, sich neu zu orientieren.

Traum und reales Modellbild — die DDR — deckten sich immer weniger, traten schließlich in unversöhnlichen Gegensatz.

Hat Havemann nicht unser aller Dilemma, unser aller Spur entschlüsselt, den nichtumkehrbaren Prozeß unserer Wandlung ins Geschichtsbild eingetragen?

Aus dem Tagebuch des Kommunisten schlechthin (soweit er sich seinen Traum erhielt) könnte das stammen, was Robert Havemann hierzu an "Forum" schrieb. Darum hebe ich diesen enthüllenden Abschnitt seiner Entgegnung hier gesondert heraus.

"Heute erscheint mir die Geistesverfassung, in der ich mich damals befand, als geradezu lächerlich. Damals aber war sie das keineswegs. Sie war für einen guten Kommunisten eigentlich selbstverständlich. Wir hatten einen jahrzehntelangen schweren Kampf hinter uns. An einem Abschnitt dieses Kampfes, der ein Kampf auf Leben und Tod war, hatte ich in der antifaschistischen deutschen Widerstandsbewegung teilgenommen. Meine besten Freunde waren in diesem Kampf gefallen. Der Zusammenbruch des verhaßten Hitlerregimes war ein großer Sieg unserer guten Sache. Er war unter der Führung Stalins errungen worden. Meine Befreiung aus dem Zuchthaus, mein Leben, mein Denken — alles verdankte ich der Partei, verdankte ich Stalin. Ich las im Jahre 1945 das Buch **Arthur Koestlers *Darkness at Noon...***<sup>92</sup> Alles Verleumdung, gemeine, raffinierte Lügen von Renegaten — das war mein Urteil. Bis im Jahre 1956 der XX. Parteitag der KPdSU kam. Unter den Stößen dieses Erdbebens brach das Bauwerk meines Glaubens zusammen.

---

<sup>92</sup> Der Schriftsteller Arthur Koestler (1905-1983) wurde 1931 Mitglied der KPD. Unter dem Eindruck der stalinistischen "Säuberungen" und Schauprozesse wandte sich Koestler 1937/1938 vom Kommunismus ab. Mit Willi Münzenberg gründete er 1938 die antifaschistische und antistalinistische Zeitschrift *Die Zukunft*. Seine Abrechnung mit dem Kommunismus vollzog er in dem Buch *Sonnenfinsternis* (*Darkness at Noon*), das 1940 in England erschien und ein internationaler Bestseller wurde.

Was ich heute denke, was ich heute schreibe, das ist Wiederaufbau aus den Trümmern. Ich glaube, daß er möglich ist. Ich glaube, daß er notwendig ist. Ich selbst kann jedenfalls ohne den Versuch eines solchen Wiederaufbaus nicht leben. Das habe ich in meinen Vorlesungen versucht. Ich habe dabei einen Fehler gemacht. Ich habe das Ausmaß meiner eigenen Verstrickung in die Ideenwelt des Stalinismus nicht offen dargelegt. Wie oft habe ich daran Kritik geübt, daß Chruschtschow nur von den Fehlern Stalins sprach, nicht aber von den eigenen. Der Mensch neigt eben zu unangemessener Großmut gegen sich selbst. Das ist eine Schwäche."

Welch ein erstaunliches Ereignis:

Da wird der Riesenapparat einer Weltmacht aufgeboten, um einen einzelnen Menschen zu zermürben — moralisch, politisch, wirtschaftlich zu vernichten, mundtot zu machen. Aber all das fruchtet nichts. Der unbequeme Humanist, einer der größten und tapfersten unter den lebenden deutschen wissenschaftlichen Humanisten überhaupt, hört nicht auf, sich zu Wort zu melden, ertrotzt sich Gehör.

Er erweist sich gerade darin als legitimer Nachfolger der Humanisten der Renaissance, daß er keine Autorität a priori gelten läßt, daß er eine kritische, integrierende Gesamtschau von Wissenschaft, Philosophie und Kunst erstrebt.

Indem er den Unfehlbarkeitsanspruch an sich in Frage stellt und die Geistesverfassung "als geradezu lächerlich" abwertet ("in der ich mich damals befand"), eine Geisteshaltung, welche doch gerade die Grundlage, die Lebensvoraussetzung für das Regime bildet, wird seine Kritik systemwidrig, ja systemsprengend, so sehr sie von ihm als systemheilend, als systemimmanent verstanden und beabsichtigt ist.

In diesem Sinne weiß er tatsächlich nicht, was er tut.

Havemann ist dadurch Un-Marxist, daß er die entscheidende Voraussetzung nicht erfüllt, die an den Titel "Marxist" geknüpft ist: jeweils das für Marxismus zu halten, was seine Behörde als solchen setzt. Hier handelt es sich um einen tiefgehenden Konflikt, um die Auseinandersetzung zwischen Traum und Wirklichkeit des Kommunismus, die sich als unvereinbar erweisen — unvereinbar wie das geschlossene behördliche Wirklichkeits-Verhüllungssystem und die weltoffene humane Vision des unerschrockenen Gelehrten.

Innerhalb des mauerumzogenen Naturschutzparks für neupreußischen Kadavergehorsam, des banausischen Systems geistiger Gängelung muß die spitze Sonde Havemanns als Dolch empfunden werden, seine geistige Aktivität als "Dolchstoß in den Rücken der DDR". Er aber vermeint, er

könne der DDR helfen, zu sich selbst zu kommen — im Hegelschen Sinne aus der DDR an sich zur DDR für sich zu werden.

Die gleichen naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Ideen, in ihrem Erkenntnisgehalt universal, erwiesen sich auf unterschiedlichem geographischen, gesellschaftlichen, nationalen Boden allerdings auch als von unterschiedlicher Virulenz. Was in Polen noch anging, wirkte in der DDR als Ferment der Auflösung. An diesem Zwiespalt sollte die fortschrittliche Intelligenz der DDR immer wieder scheitern. Was nützte es Robert Havemann, daß die italienische KP, die "Unità", die "Resnica" ihn unterstützten und ihm dankbar waren — die gesellschaftliche Basis in der DDR und deren Hierarchie ertrugen seine Ideen nicht.

Finden wir nicht hier wieder eine bezeichnende Parallele seines Schicksals mit dem Galileis?

Die Inquisition von Florenz und Rom konnte wohl des Gelehrten Erfindungen gebrauchen, nicht aber seine Ideen, seine umstürzenden Lehren (auf denen doch seine Erfindungen beruhten).

Die Niederlande hingegen, die ihre Produktionsverhältnisse, ihre gesellschaftspolitische Ordnung den damals neu aufkommenden Produktivkräften angepaßt hatten, brauchten Galileis Ideen nicht zu fürchten. Im Gegenteil.

Erpicht auf die Erfindungen des großen Gelehrten — vor allem auf nautischem Gebiet —, hätten die holländischen Pfeffersäcke den begehrten Galilei am liebsten mit goldenen Ketten nach Amsterdam eingekauft. Die verlockendsten Angebote lagen vor. Aber Galilei schlug den rettenden Ausweg ab.

Er war — paradoxerweise — den evangelischen "Ketzern" gegenüber noch in katholischen Restvorbehalten befangen .. .

Die Dialektik des Geschehens zwingt die DDR-Autoritäten, gerade jene Geister (Havemann, Biermann, Heym) zu ducken, die noch am ehesten geeignet sind, in der Bundesrepublik, im Westen faschistoid-antikommunistische Ressentiments gegen die DDR abzubauen, ja sogar begrenzte Sympathien für sie zu erwecken.

So hat die DDR-Regierung jetzt mit der Lex Havemann — dem Veröffentlichungsverbot kritischer Schriften (sei es im westlichen, sei es im östlichen Ausland) — ihm wahrsten Sinne des Wortes geisttötend eingegriffen, eben darum, weil sie lebendigen Geistes ermangelt.

Diese Ordnung, die sich in ihrer Nationalhymne als "der Zukunft zugewandt" versteht, ist verflucht, ihr die Kehrseite zuzuwenden. Im Sinne der Platonschen Ideenlehre realisiert sich die philosophische Idee des geschlossenen Weltbildes in der Mauer, die das Gebiet umschließt, in



dem diese Idee laut Polizeidekret zur alleinherrschenden ausgeklügelte wurde.

Wird diese Idee heute auch durch moderne Massenmedien verbreitet, so entspringt sie doch Denkkategorien — und Praktiken — der befestigten Städte byzantinischer Würdenträger.

Gegen solchen Aberwitz lacht Robert Havemann an — er erscheint mir als Typ, in der Anlage, so formfähig, so offengehalten, so spielbereit, so wenig spezifisch festgelegt, wie jenes unspezialisierte, neugierig-aufsteigende Säugetier, von dem die Gattung Mensch ihren Ausgang nahm. In solchen Gestalten wird die Produktivkraft Wissenschaft sich ihrer selbst bewußt.

Er tastet sich an "seine" Sachlage heran, sucht sie zu artikulieren — halb in erzwungener "Sklavensprache", halb in erzwingender Babysprache:

"Niemand weiß  
ganz meine Gedanken.  
Nicht einmal ich  
kann sie immer erraten.  
Es bewegt sich etwas auf mich zu  
und sucht  
Gestalt und Form ..."

*Walter Ulbricht über den Hitler-Stalin-Pakt und den Hitlerkrieg*

Wenn Hilferding und die anderen führenden sozialdemokratischen Führer ihre Kriegspropaganda gegen den deutsch-sowjetischen Pakt richten, so deshalb, weil der englische Plan um so weniger zum Ziel führt, je tiefer die Freundschaft zwischen dem deutschen Volk und dem Sowjetvolk in den werktätigen Massen verwurzelt ist ..

Wer gegen die Freundschaft des deutschen und des Sowjetvolkes intrigiert, ist ein Feind des deutschen Volkes und wird als Helfershelfer des englischen Imperialismus gebrandmarkt ... Vor dem deutschen Volke wie vor den im deutschen Nationalitätenstaat eingegliederten Völkern steht die Frage: nicht mit dem englischen Großkapital für die Ausdehnung des Krieges und ein neues Versailles, sondern mit der Sowjetunion für den Frieden, für die nationale Unabhängigkeit und für die Freundschaft der Völker ... 9. Februar 1940

*Walter Ulbricht über Stalin*

Am 70. Geburtstag fühlen sich alle fortschrittlichen Menschen verpflichtet, ihm ihre tiefe Dankbarkeit auszusprechen, daß er das Werk Marx', Engels' und Lenins fortgesetzt und schöpferisch weiterentwickelt hat. Es ist unmöglich, in einem Aufsatz das gesamte gigantische Werk Stalins auf theoretischem Gebiet auch nur annähernd zu würdigen ... 1949

Der größte Mensch unserer Epoche ist dahingeschieden. Sein Werk jedoch lebt und wird der Menschheit noch in Jahrhunderten wegweisend sein. Das Werk des weisen Stalin ... Das Vermächtnis J. W. Stalins ... Die Werktätigen der DDR sind von tiefem Schmerz ergriffen angesichts des Dahinscheidens unseres weisen Lehrers, unseres Vaters. März 1953

Wenn Genosse Stalin die Leninschen Normen so verletzt und außerdem bestimmte Fehler, bedeutende Fehler in der Durchführung der Politik der Partei gemacht hat, dann kann man nicht sagen, daß er zu den Klassikern gehört. Das bedeutet nicht, daß etwa alles das, was Genosse Stalin geschrieben hat, als falsch erklärt würde oder daß man die Bände von Stalin nicht mehr benutzen darf. Kein Mensch spricht davon. Stalin ist jetzt auf den Platz gestellt worden, der seiner Rolle und seiner Tätigkeit entspricht, und nicht mehr auf den Platz, der dank des Personenkults früher konstruiert worden war. Das ist die reale Frage. Das heißt, in bezug auf den Genossen Stalin ist eine reale Richtigstellung erfolgt, und es ist eine Lektion in bezug auf den Personenkult gegeben worden, nämlich, daß der Personenkult nicht nur für die Partei schädlich ist, sondern auch für den Staat, in dem die Arbeiterklasse die führende Kraft ist ..

März 1956

## Karl Schirdewan

Im KZ Sachsenhausen war ich Karl Schirdewan selten begegnet. Er hockte grimmig-schweigsam über seinen Büchern — groß, vierschrötig, breitschädelig, mit blassem Bullenbeißer-Gesicht: Er verwaltete die KZ-Bibliothek, verlieh verächtlich Nazi-Literatur, verdrossen Blu-Bo-Schnulzen, brummig die "Klassiker" an Vorzugshäftlinge.

Am Strand von Kühlungsborn sahen wir uns wieder.

Das Ostseebad war eben erst notdürftig instandgesetzt worden, hatte seinen Betrieb neu aufgenommen. Es war wohl im Sommer 1948, und so sehr die Ostzone dem eben anhebenden Wirtschaftswunder der Westzonen Deutschlands hinterherhinkte, das Leben begann sich auch hier zu normalisieren dank des deutschen Fleißes, deutscher Organisationsgabe und Zähigkeit.<sup>93</sup>

Trotz der verheerenden Demontagen, der gewaltigen Reparationen, der willkürlichen Eingriffe der Besatzungsmacht, der Aufpfropfung des landfremden gesellschaftlichen Systems und der starren, bürokratischen Planwirtschaft wuchs die DDR unaufhaltsam zu neuer industrieller Potenz heran: Sehr bald schon war der Vorkriegsstand überschritten.

Es war dies unser erster Urlaub an der See nach über zehnjähriger Haft. Und zum erstenmal sah ich den starren Karl Schirdewan entspannt, sein grimmiges Gesicht gelockert. Er hatte eine reizende, angenehm natürliche Frau. Die robuste Gisela in ihrer frischen Art hatte ihren ungelinken "Riesen" auf das sympathischste "umgeknetet".

Rings um uns gingen die lieben Deutschen emsig-beflissen — wie sonst der Arbeit — dem vertrackten Burgenbau nach, kunstvollen Gebilden, deren Wälle sorgfältig mit Muscheln ausgelegt wurden.

"Du siehst", sagte Karl, "unser Volk ist durch nichts, durch keine Katastrophe aus seinen spießigen Gewohnheiten zu reißen. Sie errichten ameisenhaft Zäune und Wälle um sich und ihr Eigentum, und dann treten sie zum Sturm an — wenn auch alles in Scherben fällt."

Wir lachten über seine Strand-Philosophie, aus der doch schon beginnende Resignation klang und nicht nur die zurückliegende

---

<sup>93</sup> Nationalchauvinismus findet sich in diesen Generationen offenbar wirklich in sämtlichen politischen Lagern! Hintergrund für diesen starken Aufbauwillen (in Ost wie West) ist wohl eher der Verdrängungsmechanismus nach 1945.

verbitterte Vereinzelung. Das Opfer des vergangenen Systems zweifelte an der Effektivität der einst erträumten, der neuen Ordnung.

"Nun haben wir diesen Leutchen schon soviel liebgeordnete Gewohnheiten genommen", blödelte ich, "wir können ihnen doch nicht das Burgenbauen auch noch verbieten ..."

Gisela spottete: "Mit unseren Kindern ist Karl so vernünftig, die wachsen frei heran, undressiert; aber die anderen Menschen will er durchaus modeln ..."

Karl wies das mit komisch-imitiertem Ernst zurück. Das "Kommunistische Manifest" verbiete es uns doch, die Menschen nach dem Ebenbild der Partei zu modeln.

Am nächsten Tage schon schlug das sommerlich-dösige Wortgeplätscher beinahe in einen Streit um. In Ludwigshafen am Rhein hatte sich in einem großen Chemiebetrieb eine schwere Explosion ereignet, viele Arbeiter waren ums Leben gekommen. Der Strandlautsprecher brachte die Nachricht. Die Explosionskatastrophe sei auf geheime Rüstungsproduktion zurückzuführen.

Gisela sagte irgendein bedauerndes Wort über die Opfer. Da fuhr ihr Karl schroff ins Wort:

"Wenn deutsche Arbeiter sich immer noch für Rüstungsproduktion hergeben, nach allem, was hinter uns liegt, haben sie es nicht besser verdient, als in die Luft zu fliegen."

Gisela fand das "herzlos" und "sektiererisch" (ich fand es für sie charakteristisch, daß sie die moralische Wertung vor die politische setzte); und wer so denke, isoliere sich von den Arbeitern, vom Volk und begeben sich damit der Möglichkeit, auf die Ereignisse einzuwirken.

So brachte Gisela ihren lieben Karl immer wieder "auf den Teppich".

Dann wurde er auf eine andere Weise gekniet. Seine Haft-Tbc brach wieder auf, und er lag lange Zeit in einem Harzer VVN-Lungensanatorium. Dort traf er mit Edu Wald zusammen, ebenfalls ehemaliger Nazi-Häftling. Edu, der kurz darauf aus der westdeutschen KPD austrat und Mitglied der SPD wurde, hatte vor 1933 unserer "Versöhner"-Fraktion angehört.

Sanatoriumspatienten haben viel Zeit zum Diskutieren. Politische Menschen können ohnehin nicht anders — und dann lenkt es auch von dem deprimierenden Krankheitsgefühl ab.

Sie gingen beide die gemeinsam durchlebte und durchlittene Vergangenheit durch, und Edu Wald durchbrach so manche vulgär-marxistische Denkschablone, setzte neue Lichter auf. Das alles schlug scheinbar keine tiefen Wurzeln, und doch wirkte es weiter. Karl war eben ein Spätentwickler. Als er genesen war, sich wieder "ins Leben" stürzte — das hieß bei ihm als "Berufsrevolutionär" in die politische

Arbeit —, entschlug er sich mit der "Sanatoriumsatmosphäre" vorerst auch der neu gewonnenen Erkenntnisse.

Er machte einen steilen Aufstieg als Apparatschik, ja er avancierte zuletzt — fleißig, strebsam, begabt — zum "Kronprinzen" Walter Ulbrichts.

Als ich ihm wieder begegnete, in jenen bösen Tagen nach dem 17. Juni 1953, führte er grimmig, verbissen die große Ablöseaktion in der Berliner Bezirksleitung der SED durch. Das war seine miserabelste Periode; sein Verhalten stieß mich ab.

Damals schien mir seine Entwicklung abgeschlossen — im schlechten Sinne.

Das war sehr vorschnell, sehr ungerecht von mir geurteilt, denn es sollte sich sehr bald zeigen, daß er weder so hoffnungslos verknöchert war, wie ich meinte, noch gar zum Karrieristen, zum Befehlsempfänger abgesunken.

Solange ein Mensch von einer großen Idee erfüllt ist, kann er sich auch wandeln. Ich aber hatte mich pharisäisch von ihm abgekehrt. Karl Schirdewan ist psychologisch, politisch und moralisch ein Beispiel dafür, daß es sich immer verlohnt, Vertrauen in den Menschen zu setzen.

Dann kam das Jahr 1956 mit seinen beiden politischen Erdstößen: dem XX. Parteitag der KPdSU im Frühjahr — dem polnischen Oktober, der ungarischen Revolution im Herbst.

Chruschtschow entgottete Stalin, distanzierte die KPdSU von der "Periode des Personenkults". Er verwarf Stalins Theorien von der "Verschärfung des Klassenkampfes beim Aufbau des Sozialismus" und der "Unvermeidlichkeit von Kriegen, solange der Imperialismus nicht im Weltmaßstabe geschlagen" sei. Chruschtschow zeigte, daß die "friedliche Koexistenz" der Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen im atomaren Zeitalter möglich und notwendig sei, und er verwies auf den friedlichen, parlamentarischen Übergang zum Sozialismus, die Einheitsfront mit den Sozialdemokraten, die Volksfront mit allen "fortschrittlichen" Schichten. Den sozialistischen Staaten billigte er einen eigenständigen, unabhängigen Weg zum Aufbau des Kommunismus zu.

Kurzum, die Sowjetunion begann sich — unter gefährlichen Krämpfen — den unerbittlichen Gesetzen der modernen Industriegesellschaft anzupassen.

Niemals hat Walter Ulbricht vor einer schwierigeren Situation gestanden. Niemals hat er sie macchiavellistischer gemeistert.

In seinem Grußtelegramm an den XX. Parteitag hatte er noch — ahnungslos — das Andenken des "weisen" Stalin gefeiert. Kaum aber war der große Jongleur aus Moskau zurückgekehrt, so verkündete er auch

schon, Stalin sei im Unterschied zu Marx, Engels, Lenin "nie ein Klassiker" gewesen, denn er habe schwerwiegende "Fehler" begangen.

Ulbricht verbannte Stalin aus dem Olymp, ohne auch nur eine Spur von "Selbstkritik" aufzubringen, unverfroren, als habe er nie etwas anderes behauptet. Das war selbst den Treuesten seiner Getreuen zuviel. Viele Funktionäre murrten, insbesondere die jüngeren, denen Ulbricht mit eiserner Stirn kritiklose dogmatische Verherrlichung ihres Idols vorwarf.

Zum erstenmal bildete sich in der DDR eine konservativ-stalinistische Opposition, die Kritik an der "revisionistischen" Linie des XX. Parteitages übte und Ulbricht Prinzipienverrat, Charakterlosigkeit vorwarf.

"Ich habe das Stalin-Bild bei mir an der Wand hängen lassen", sagte Hanna Wolf zu mir, "wenn es jetzt auch modern geworden ist, es zu entfernen."

Hanna Wolf begründete ihre erstmalig abweichende Einstellung streng theoretisch mit Lenin. Aus dem historischen Zusammenhang gerissen zitierte sie seinen recht bekannten Ausspruch: "Wem nützt es?"

Sie dozierte:

"Lenin hat uns gelehrt, zuallererst immer dieses *Wem nützt es?* zu klären, bevor wir einen politischen Schritt tun. Nützt die Abwertung Stalins unserer Bewegung oder nützt sie nicht vielmehr dem Klassenfeind?"

Hanna Wolf war Stalins pragmatisch-skrupellose Methode in Fleisch und Blut übergegangen.

Seit Stalin wurde das Bemühen, die historische Wahrheit zu erforschen, als "Mangel an Parteilichkeit" gebrandmarkt; es galt als "objektivistisch": Die geschichtliche Wahrheit zu unterschlagen, ja zu verfälschen war längst zur Methode geworden.

"Aber haben Marx und Engels die Arbeiterbewegung nicht gelehrt, die wissenschaftliche Wahrheit als ihre Waffe anzusehen, weil deren Interessen mit der gesetzmäßigen historischen Entwicklung identisch sind?", das war meine Gegenfrage. "Nur konservative, reaktionäre Regime, die gegen die Geschichte gerichtet sind, haben die Wahrheit zu fürchten. Wehe uns also, wenn sie uns nichts nützt."

Hanna Wolf war fassungslos: "Aus dir spricht der Klassenfeind ...", fauchte sie.

Sie hatte so unrecht nicht ... Allerdings ging es hier um die — als "Herrschaft der Arbeiterklasse" ausgegebene — Herrschaft der Neuen Klasse.

Übrigens sah sich Walter Ulbricht sehr bald gezwungen, wiederum einen Haken zu schlagen.

Die enthüllende Geheimrede Chruschtschows auf dem XX. Parteitag über die Verbrechen Stalins war vom Westen her im Wortlaut in die DDR eingeschleust worden.

Es ergab sich der paradoxe Sachverhalt, daß die gedruckte Rede des amtierenden sowjetischen Parteiführers in der DDR als "feindliche Hetzschrift" beschlagnahmt wurde.

In Polen, in Ungarn waren die Parteiführer ausgewechselt worden. Würde es auch in der DDR einen Wechsel geben? Gomulkas Reden nach dem "polnischen Oktober" wurden in der DDR-Presse nur verstümmelt wiedergegeben oder unterschlagen. Eine Ostberliner Zeitung, die Gomulkas Ansprache vor dem neuen polnischen ZK zitierte, wurde auf Geheiß Ulbrichts an den Kiosken beschlagnahmt.

Wie lange konnte das noch angehen? Konnte sich Walter Ulbricht überhaupt noch halten?

Viel gefährlicher als die murrenden Alt-Stalinisten wurden ihm nun all jene, die mit dem XX. Parteitag entschieden ernst machen wollten und darum auf das polnische, das ungarische Beispiel verwiesen.

Schon meldeten sich auch die ersten "wahren", "humanen" Sozialisten zu Wort, denen selbst der XX. Parteitag nicht weit genug ging, die nicht nur die Abkehr von der Person, sondern vom System Stalins verlangten.

Wie unmarxistisch war es doch, die erschütternden, die ganze Gesellschaft aufwühlenden Konflikte der Stalin-Ara, statt auf ökonomische, gesellschaftliche Antagonismen — Klassenauseinandersetzungen — zurückzuführen, rein personalistisch zu deuten, sie einzig und allein auf die krankhafte, verbrecherische Charakteranlage einer einzelnen Persönlichkeit zu gründen.

Immer nervöser warnte Ulbricht vor den polnischen, ungarischen "revisionistischen" Irrlehren. Aber hatte der polnische Oktober nicht bewiesen, daß eine Renaissance des Sozialismus möglich war, daß das Bündnis der Arbeiter und Intellektuellen, der Universitäten und Betriebe keineswegs zu dem von Ulbricht prophezeiten Untergang des Sozialismus führte?

"Jedes vom Untergang bedrohte konservative Regime sieht sein Ende als den Untergang der gesamten Gesellschaft an", spöttelte Robert Havemann.

Ulbricht, vom Sturze bedroht, gab die beschwörende Losung aus: "Den Blick nicht nach rückwärts wenden, in die Vergangenheit, sondern nach vorwärts, der Zukunft zu."

Hatte Ulbricht vergessen, daß er einst als junger USPD- und KPD-Funktionär gegen eben diese typisch reaktionäre Losung zu Felde gezogen war, als sie der rechte Flügel der Mehrheitssozialisten, die Ebert, Noske und Scheidemann zur Abdeckung ihrer 4.-August-Politik (Bewilligung der Kriegskredite 1914) verkündeten, die ihnen nach der

militärischen Niederlage und der Novemberrevolution 1918 zum Vorwurf gemacht wurde?

Die Konservativen in der Bundesrepublik propagieren die gleiche Formel, um von der Auseinandersetzung mit den Sünden des Dritten Reiches abzulenken.

Es ist das die Losung derer, welche die Vergangenheit nicht bewältigen wollen, nicht bewältigen können, weil sie mit ihr verfilzt sind. Plötzlich kam der Umschwung.

Die **ungarische Revolution** wurde als "Konterrevolution" niedergeschlagen. Das russische Imperium ließ so wenig wie irgendein anderes den Verlust seiner Einflugzone zu. Im übrigen waren gegen die ungarische Revolution, gegen die rechtmäßige Regierung Nagy zwei Armeen aufmarschiert: Die englisch-französisch-israelische Interventionsarmee in Suez gegen die VAR schuf den Sowjettruppen eine unbezahlbare moralisch-politische Rückendeckung. Eine bessere Entlastungsoffensive war gar nicht denkbar — am Suez-Kanal entstand der ungarischen Revolution die "zweite Front".<sup>94</sup>

Ich werde nie diesen Sonntagabend bei Bruno Baum vergessen. Das Budapest Revolutionszentrum war im Blut erstickt worden. Bruno und seine Lebensgefährtin Erika (Dozentin an der Parteihochschule "Karl Marx") feierten den Sieg. Sie hatten schon eine Flasche ungarischen Plattenseer geleert, doch es war nicht der Wein, es war der Siegesrausch, der aus ihnen sprach.

"Endlich haben die Freunde durchgegriffen", frohlockte Bruno. "Ein wahres Glück, sonst wäre es hier auch so gekommen."

Genau das war es: Walter Ulbricht war wieder einmal gerettet.

Diesmal durch die ungarische Revolution, so wie ihn drei Jahre zuvor der 17. Juni vor dem sicheren Sturz bewahrt hatte.

Bruno prahlte mit seiner Voraussicht, seinem Einfluß auf die Freunde: "Puschkin hat mich neulich gefragt, wie ich die Lage hier einschätze. Ich habe ihm ganz offen geantwortet: Wenn ihr die treuen Funktionäre in Ungarn Wasser saufen laßt, dann verlieren auch die Besten hier den Mut. Dann kommt es schlimmer als am 17. Juni. Die Partei ist wieder einmal völlig durcheinander. Überall geht das Geraune um: Wir brauchen einen deutschen Gomulka, einen deutschen Nagy. Die schwankenden Intellektuellen erstreben einen deutschen Petöfi-Klub. Wenn ihr in

---

<sup>94</sup> Daß Großbritannien und Frankreich versuchten, Ägypten durch militärische Aggression zur Rückgabe des Suezkanals zu zwingen und sein Regime zu stürzen, während zur selben Zeit die Rote Armee den Ungarischen Volksaufstand niederschlug, stellte allerdings die drei Angreifer-Länder in der öffentlichen Wahrnehmung auf die gleiche spätimperialistische Stufe, was eher gegen die Interessen der Sowjetunion spricht.



Budapest nicht durchgreift, dann geht euch nicht nur Ungarn, dann geht euch auch die DDR verloren."

Bruno empfand die russische Intervention als seinen eigenen Erfolg.

Wie weit war es mit ihm gekommen! Der Revolutionär, der sein Leben lang von der bewaffneten Aktion der Arbeiter geschwärmt, sie zu erleben, in ihr mitzuwirken erträumt hatte, beging nun festlich deren Niederlage, begoß ihre erbarmungslose Niederschlagung.

Das Radio brachte die Proklamation der von den Russen eingesetzten Regierung Kádár:

"Die sprechen ja immer noch von der *verbrecherischen Rákosi-Clique*", empörte sich Erika.

Bruno, ganz Staatsmann, beruhigte sie:

"Das müssen die doch am Anfang noch. Das hört auch bald auf."

Kurz darauf brüstete sich Bruno erneut einer Unterredung mit Puschkin. Aber diesmal war er mit ihm unzufrieden. Sein abenteuerlicher Vorschlag hatte beim sowjetischen Botschafter taube Ohren gefunden:

An der Berliner Sektorengrenze hatte eine Westberliner Protestdemonstration gegen die russische Intervention in Ungarn stattgefunden. Puschkin befragte auch diesmal wieder routinemäßig einfache, mittlere und leitende Funktionäre der SED nach ihrer Meinung, um ein Stimmungsbild zu erhalten.

"Die werden das bestimmt bald wiederholen", wollte Bruno zu Puschkin gesagt haben, "dann dürft ihr aber nicht wieder die Sektorengrenze absperren, sondern müßt die Demonstranten bis zur Sowjetbotschaft Unter den Linden herankommen lassen. Und nach dem ersten Steinwurf in die Botschaftsfenster müßt ihr die Provokateure im Gegenschlag durch das Brandenburger Tor und über die Sektorengrenze hinaus verfolgen und Westberlin kassieren, in Notwehr sozusagen."

"Und was würde die Welt dazu sagen?" hatte Puschkin ironisch zurückgegeben.

"Die schreit jetzt gerade so laut wegen Ungarn", erwiderte Bruno, "da wird sie eben gleich wegen Westberlin mitschreien. Auf ein bißchen Geschrei mehr oder weniger kommt es doch in diesem Augenblick gar nicht mehr an ..."

Puschkin habe gelächelt — und geschwiegen.

Soweit Brunos Bericht.

Ich traue ihm durchaus zu, daß sich alles so zugetragen hat. Verzweiflung lockt zur Flucht nach vorn, zum Abenteuer.

Die USA hatten den Vorgängen in Ungarn zugeschaut, ohne einzugreifen, weil es sich — vereinbarungsgemäß — um russisches Einflußgebiet handelte. Ganz anders lagen die Dinge bei Westberlin. Das war

unumstritten westalliiertes Einflußgebiet. Brunos provokatorischer Vorschlag hätte den Krieg im Herzen Europas bedeutet, möglicherweise den atomaren Weltkrieg.

In all dieser bewegten Zeit hatte **Karl Schirdewan** Gelegenheit gehabt, Walter Ulbricht aus unmittelbarer Nähe kennenzulernen. Er war durch die Enthüllungen Chruschtschows aufgeschreckt, aufs schwerste erschüttert worden — Edu Walds Warnungen kamen ihm wohl wieder in dem Sinn. Dessen Analyse des Stalinismus erwies sich nun als prophetisch; im Sanatorium hatte Karl sie noch wegwerfend als "trotzkistisch" abgetan.

Während er tief betroffen war, sah er Ulbricht, seinen Chef, den XX. Parteitag als routinemäßige Hürde nehmen, wie sie sich in der bewegten Laufbahn eines altgedienten stalinistischen Komintern-Apparatschiks "alle Nase lang" bot.

Karl Schirdewan nahm das sehr, sehr ernst, was nun "Abkehr vom Personenkult" und "Rückkehr zu den Leninschen Parteinormen" hieß. Verbissen, grimmig, zäh — so wie er einst den Ulbricht-Kurs nach dem 17. Juni vertreten hatte, weil dieser ihm die einzig sinnvolle Konsequenz aus jenen tragischen Ereignissen schien — machte er sich nun daran, "auch für die DDR die Konsequenzen aus den Ergebnissen des XX. Parteitages zu ziehen".

Notwendigerweise stieß er damit sehr bald erst auf den erstaunten, dann auf den erbitterten Widerstand seines Chefs. Karl Schirdewan, gradlinig, dickschädelig und eben keinesfalls ein Karrierist, sah in den abwehrenden, bremsenden Maßnahmen Walter Ulbrichts nur eine Bestätigung dafür, daß er auf dem richtigen Wege sei. Die ausgeklügelten taktischen Tricks des in bedenkenloser Routine ergrauten Parteichefs widerten ihn an.

Er nannte ihn von nun an im Freundeskreis den "Meister der Lüge". Noch schlimmer als die Winkelzüge, die er täglich erlebte, wirkte aber, was er in diesen Tagen über die Rolle Walter Ulbrichts in der Moskauer Emigrationszeit erfuhr.

Nach dem XX. Parteitag kehrten viele der leidgeprüften Emigranten zurück, die seit dem Tode Stalins und der Liquidierung Berijas nach und nach aus den sowjetischen Lagern entlassen worden waren.

Sie waren einst dem faschistischen Terror entronnen, nur um dann dem stalinistischen zum Opfer zu fallen. Dem damaligen Kaderleiter beim ZK-Sekretariat und Politbüro-Mitglied Karl Schirdewan unterstand auch jene Abteilung, die sich mit dem Schicksal und der Weiterbeschäftigung dieser ehemaligen KPD-Funktionäre befaßte.

Die persönlichen Gespräche und schriftlichen Berichte verwandelten sich unter der Hand in äußerst belastende Dossiers gegen Walter Ulbricht. Die enttäuschten, erbitterten Altkommunisten brachten Anklagen vor, die gewiß nicht in jedem Fall überprüfbar und stichhaltig waren, insgesamt aber ein abstoßendes Bild vom Verhalten Walter Ulbrichts während Stalins Schreckensherrschaft lieferten.

Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich alles Nachstehende über den Fall Ulbricht nicht von Schirdewan selbst, sondern durch dessen nächste Freunde erfahren habe. Aber durch sie stand ich mit ihm in fester Verbindung, und ich zweifle so wenig daran, daß sie wortgetreu berichteten, wie ich an den Angaben von Karl Schirdewan selbst zweifle.

Aus den Unterlagen, die Schirdewan durch die Stalin-Jagoda-Jeschow-Berija-Opfer erhielt, ergibt sich etwa:

Walter Ulbricht hat auf Stalin eingewirkt, das Naziangebot auf einen Austausch von **Teddy (Ernst) Thälmann** gegen Sowjetgefangene abzulehnen. Er hat als Vorwand angeführt, ein Austausch des Parteiführers würde das Gros der in Nazihaft verbleibenden Kommunisten demoralisieren, außerdem habe Teddy eine Reihe politisch abweichender Auffassungen.

Schirdewan vertrat die Ansicht, Walter Ulbricht sei es nur darum gegangen, Parteiführer zu bleiben.

Ulbricht hat in zahllosen Fällen fraktionelle Gegner, potentielle Rivalen oder auch — zwecks Soll-Erfüllung —, völlig wahllos, emigrierte deutsche KP-Mitglieder, vor allem Spanienkämpfer, dem russischen Geheimdienst als "Parteifeinde", "Trotzkisten" und "Nazispione" denunziert.

Er war der Vertrauensmann des Stalin-Jagoda-Jeschow-Berija-Apparates — für den gesamten deutschen Emigrantenbereich, insbesondere die KPD-Mitglieder.

Er habe im Unterschied zu Dimitroff keinen Finger für eingekerkerte Genossen gerührt.

Er habe seine führende Rolle innerhalb der Moskauer deutschen Emigration und der KPD terroristisch aufgebaut, ausgebaut und abgesichert: Jedem deutschen Emigranten in der Sowjetunion sei es bekannt gewesen — und Ulbricht habe offen dieser Art gedroht—, daß sein Leben riskiere, wer Ulbricht kritisierte oder dessen Machtbereich einzuschränken versuchte.

Karl Schirdewan behauptete, daß er anlässlich eines Moskau-Besuches nach dem XX. Parteitag bei einem Gespräch unter vier Augen zu Nikita Chruschtschow gesagt habe:

"Ihr habt mit eurem Berija abgerechnet, wir müssen es mit dem deutschen Berija tun, sonst wird bei uns nichts aus dem XX. Parteitag." Der deutsche Berija, das war Walter Ulbricht.

Chruschtschow riet — so berichtete Schirdewan — zur Vorsicht. Er verwies auf seine eigene schwierige Lage.

"Ulbricht wird sich morgen mit allen verbünden, die Ihnen Schwierigkeiten bereiten, weil Sie ihnen zu weit gehen", drängte Schirdewan.

Nikita Chruschtschow: "Es darf keine neuen Erschütterungen in der DDR geben. Der Führungswechsel muß glatt verlaufen. Dafür müssen Sie garantieren ..."

Es steht außer Zweifel, daß eine kurze Zeit lang Nikita Chruschtschow damit einverstanden war, ja erstrebte, daß Karl Schirdewan zum Ersten Sekretär der SED aufrücke und ein neues Pol-Büro etabliere.

Damals sah er in Schirdewan den deutschen Gomulka und sagte ihm seine Unterstützung zu: "Aber vorsichtig, vorsichtig, bei euch gibt es so viele duraki (Dummköpfe)."

"Die Verbrechen Ulbrichts sind so groß", beharrte und beruhigte Schirdewan, "daß wir sie der deutschen Partei nur tropfenweise werden beibringen können."

Karl Schirdewan wollte überhaupt etappenweise vorgehen:

- Die SED sollte an den Namen und das Schicksal Ernst Thälmanns erinnert und gleichzeitig (in der Sowjetunion bereits vollzogene) Maßnahmen gegen den Personenkult durchgeführt werden.
- Alle Bezeichnungen volkseigener und staatlicher Einrichtungen nach lebenden Personen sollten aufgehoben werden; sie seien insgesamt im Gedenken an die hingemordeten Opfer des Faschismus umzubenennen. So schlug er z. B. vor, die historischen Leuna-Werke (sie hatten in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung eine bedeutende Rolle gespielt), die jetzt nach Walter Ulbricht benannt waren, in "Leuna-Werke Ernst Thälmann" umzutauften.
- Schirdewan wollte die engmaschige Kontrolle der Partei über alle, auch die privatesten Bereiche des Lebens lockern und eine Reihe der Massenorganisationen auflösen. Die Menschen der DDR sollten ihre Freizeit auch wieder frei gestalten können. Er beabsichtigte, die hypertrophische Politisierung des Lebens weitgehend einzuschränken und den Staatssicherheitsdienst auf seine elementare Funktion einer kontrollierten, eng begrenzten politischen Polizei zu reduzieren. Strenge Rechtsstaatlichkeit sollte gesichert sein.

- Ihm schwebte eine Parteiorganisation vor, die von den staatlichen und kommunalen Funktionen gelöst war (wie etwa neuerdings in Jugoslawien) und sich darauf beschränkte, die allgemeinen Richtlinien der Politik festzulegen. Schirdewan war sich durchaus klar darüber, wie sehr die Bevölkerung der DDR der ständigen Bevormundung und Reglementierung überdrüssig war. Er erhielt von seinem Fraktionsfreund **Wollweber**<sup>95</sup> (dem damaligen SSD-Chef) ungeschminkte Informationen über die Stimmung im Lande.
- Unter solch liberalisierten Lebensbedingungen, so meinte er, müßten Ausgleich und Entspannung mit der Bundesrepublik möglich werden — sowie normale, ja freundschaftliche Beziehungen zur SPD.
- Schirdewan plante auch die namentliche und öffentliche Rehabilitierung der deutschen Emigrationsopfer in der Sowjetunion, wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer Parteiuntersuchung über die Rolle von Ulbricht und Genossen während der Stalin-Epoche.

Solange die wohlwollende Billigung Chruschtschows vorlag, sympathisierten auch Otto Grotewohl, Fritz Selbmann, Franz Dahlem, Fred Olßner, Gerhart Ziller, Kurt Hager und eine Reihe weiterer hoher und höchster Parteiführer mehr oder weniger weitgehend mit Schirdewans Plänen. Als aber Chruschtschow nach dem Ungarn-Debakel in wachsende Schwierigkeiten geriet — wurde ihm doch vorgeworfen, mit seiner Geheimrede, seiner Tauwetter-Politik die Auflösungserscheinungen im

---

<sup>95</sup> Ernst Wollweber (1899-1967) nahm während der Novemberrevolution am Kieler Matrosenaufstand teil, wurde Vorsitzender des Soldatenrates des U-Boot-Kreuzerverbandes und als solcher Mitglied des Kieler Gesamtsoldatenrates. 1919 trat er in die KPD ein. 1924 wurde Wollweber wegen seiner Teilnahme an den Märzkämpfen in Mitteldeutschland (Arbeiterrevolte) wegen Hochverrats angeklagt und bis 1926 inhaftiert. Von 1928 bis 1932 war er Mitglied des Preußischen Landtages und danach, ab November 1932 bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten im März 1933, Mitglied des Reichstages. 1934 wechselte er nach Leningrad und übernahm die Leitung des Internationalen Seemannsklubs, einer Spezialabteilung des NKWD. In dessen Auftrag beteiligte er sich am Aufbau einer Organisation, welche weltweite Sabotage an Schiffen sogenannter faschistischer Staaten verübte. Während des Spanischen Bürgerkrieges organisierte Wollweber 1937 Waffenlieferungen an die republikanische Regierung. Eigene Sabotagearbeit leistete er vor allem in Skandinavien, hier wurde er im Mai 1940 in Schweden verhaftet.

Wollweber kehrte im März 1946 nach Deutschland in die Sowjetische Besatzungszone zurück und wurde im Mai desselben Jahres Mitglied der neu gegründeten SED. Im Juli 1953 übernahm Wollweber im Range eines Staatssekretärs die Leitung des MfS unter gleichzeitiger Ernennung zum Stellvertreter des Ministers des Innern und richtete sein Hauptaugenmerk auf westliche Geheimdienste, vor allem die Organisation Gehlen und später den Bundesnachrichtendienst (BND) (Sein Vorgänger **Wilhelm Zaisser** hatte vergeblich versucht, den diktatorisch regierenden ZK-Vorsitzenden Walter Ulbricht zu entmachten und den 1952 beschlossenen Aufbau des Sozialismus zu stoppen, der am 17. Juni 1953 zum Aufstand geführt hatte. Dafür war er gestürzt worden.) Von 1954 bis 1958 war Wollweber außerdem Mitglied der Volkskammer und des Zentralkomitees der SED. Am 31. Oktober 1957 erklärte er "krankheitsbedingt auf eigenen Wunsch" seinen Rücktritt. Nachfolger wurde sein Stellvertreter Erich Mielke. Im Januar 1958 ließ Ulbricht gegen Wollweber ein Parteiverfahren wegen "Verstoßen gegen das Parteistatut" einleiten und das ZK der SED schloß ihn zusammen mit **Karl Schirdewan** wegen "Fraktionstätigkeit" aus. Er erhielt eine "strenge Parteirüge" und mußte sein Mandat für die Volkskammer niederlegen.

bisher "monolithischen" Ostblock ausgelöst zu haben —, sah er sich gezwungen, die Schirdewan-Wollweber-Fronde fallenzulassen.

Walter Ulbricht schwang sich wieder fest in den Sattel und ging zum rücksichtslosen Gegenangriff über. Schirdewan und seine Getreuen blieben als "Parteifeinde" auf der Strecke. Chefplaner Gerhart Ziller griff zum Dienstrevolver (1957), so wie später sein Nachfolger Erich Apel (1965).

Karl Schirdewan, der als Leiter der SED-Delegation 1957 am 8. Parteitag der KP Chinas teilnahm, hatte auch mit Mao Abmachungen treffen können. Aber bald darauf mußte sich Mao von seiner Politik der hundert Blumen trennen, die er einst alle miteinander hatte blühen lassen wollen, die sich nun aber — nach seiner Meinung — zu gefährlichen Giftpflanzen entwickelten.

So verlor Karl Schirdewan auch hier seinen Rückhalt.

Wieder einmal waren die Träume der Nationalkommunisten, Entstalinisierer, Liberalisierer zerstoßen. Ulbrichts erneut verschärfter Kurs führte zum sprunghaften, für die DDR lebensgefährlichen Anwachsen der Republikflucht. So begannen die Konservativen, die "offene" Grenze des "Sozialismus" zum "Imperialismus" immer hermetischer abzudichten. Sie verstärkten ihre Bemühungen in Moskau, um die Erlaubnis zu erhalten, ihre "Staatsgrenze" auch gegenüber Westberlin abzuriegeln.

Doch Chruschtschow winkte ab. Er verstand sich vorerst nur zu der Entlastungsoffensive des Berlin-Ultimatums. Erst nachdem die Pariser Gipfelkonferenz (Sommer 1960) gescheitert war und späterhin auch mit Kennedy kein rasches Ergebnis erzielt werden konnte, zudem der Konflikt mit China sich zusehends verschärfte, sah sich der erfolglose Chruschtschow gezwungen, dem Drängen der DDR-Machthaber nachzugeben.

Am 13. August 1961 hatte Walter Ulbricht sein Ziel erreicht. Der Mauerbau in Berlin konnte beginnen. Von nun ab wurde auch hier auf Flüchtlinge geschossen. Das Loch Berlin war endlich geschlossen.

Im Schutze der Mauer gelang es Ulbricht, die wirtschaftliche und politische Lage der DDR weitgehend zu konsolidieren.

Die SED versuchte nun wieder — zum mindesten homöopathisch —, ein wenig zu liberalisieren. Aber immer wieder sah sie sich gezwungen, nach den ersten Ansätzen abzubremsen. Was auf ökonomischem Gebiet gerade noch möglich war, erwies sich im politischen und ideologischen Bereich als gefährlich — trotz und wegen der Mauer.

Eine Politik, die sich einmauert, ist ohne Zukunft. Ulbricht hatte, um den "Sozialismus" zu retten, diesen "Sozialismus" vor aller Welt als eine

Ordnung denunziert, die nur hinter Mauer und Minenfeld ihre Existenz fristen kann.

Die sterile "Stärke"-Politik der Bundesrepublik hatte die defensive Einriegelung der DDR mit verursacht; sie hatte die Mauer weder verhindern noch beseitigen können.

Der Mauerbau brachte der DDR taktische Vorteile. Für die politische Strategie und moralisch bedeutete die Mauer den Offenbarungseid des "Kommunismus".

Sie sollte sich von Tag zu Tag als schwereres Handicap für die benachbarten Nationalstaaten im Ostblock erweisen. Und so begannen diese sich starker und stärker von ihrem Bundesgenossen DDR zu distanzieren. Sie wurde zu einer Belastung aller anderen osteuropäischen "sozialistischen" Systeme — zum Bremsklotz — in ihrem Anpassungsprozeß an die moderne industrielle Welt.

**Warnlied**

Die jammernd ihren toten Hund betrauern,  
die bitterlich um ihren Wellensittich weinen,  
wer weiß, ob sie nicht morgen auf mich lauern  
mit Knüppeln, mit Gewehren und mit Steinen.

Ein Mensch ist nichts,  
ein Köter Tränen wert.

Sie werden einen guten Plan erklügeln,  
wie sie am schnellsten mich ins Lager prügeln,  
sie werden meine Haut mit Stempeln sengen,  
mit Stacheldraht den Himmel mir verhängen,  
durch alle Gassen werden sie mich hetzen,  
sich schreietoll an meiner Qual ergetzen,  
eh sie — mag sein, nur meiner Nase wegen,  
ihr Messer kalt an meine Kehle legen.

Ein Mensch ist nichts,  
ein Köter Tränen wert.

Ich bin von dumpfer Ahnung ganz verstört:  
ich spüre Schreie in den Wänden stecken,  
manch harmloses Gesicht kann mich erschrecken.  
Wen wundert es, daß ich die Welt verkehrt  
und auf dem Kopf die Dinge sehe?  
Vielleicht läßt man mich morgen dafür büßen  
und hängt mich: nicht am Hals, doch an den Füßen.

KURT SIGEL



## Die dritte Auferstehung

Am Dienstag, dem 19. Mai 1964, werde ich aus meiner Bautzener Zelle zum SSD-Verbindungsoffizier des Zuchthauses gerufen.

Höflich bedeutet er mir, Platz zu nehmen. Ich sitze und sitze. Dabei blättert er stumm in meiner Akte; das Papier raschelt. Sonst kein Geräusch in dem kalten Bürokratenraum.

Von der Wand blickt unverwandt Walter Ulbricht auf die Szene.

Was wollen sie wohl jetzt von mir? Was hat Dr. Wolff bewirkt?

Endlich hebt der SSD-Funktionär den Kopf, räuspert sich, stellt die stereotype Frage nach meinem Befinden, erhält meine ebenso stereotype Antwort ("den Umständen entsprechend gut") und landet dann bei dem ewig gleichen Thema:

"Sie sind doch nicht mehr der Jüngste, nehmen Sie doch endlich Vernunft an! Wollen Sie wirklich noch Jahre im Zuchthaus zubringen? Hätten Sie sich im Januar in Lichtenberg nicht so stur gestellt, wären Sie schon frei, wären nicht wieder bei uns gelandet!"

Ich sage ihm kurz und trocken, daß ich meine Meinung nicht geändert habe und nicht ändern werde. Er zuckt mit den Achseln (hat seine Pflicht getan, scheint selbst nicht an einen Erfolg geglaubt zu haben), ja, dann könne er leider nichts machen.

Er sagt kein Wort über meine Unterredung mit Rechtsanwalt Wolff.

Ob ich eine Bitte hätte? Ich erhalte den erbetenen Sonderbrief an meine Frau. Das ist, wie sich später herausstellen wird, reine Augenauswischerei. Meine Briefe werden zurückgehalten, seit ich dem Anwalt die Sache mit Beyerlein berichtet habe.

Am nächsten Morgen werde ich zur Kammer gerufen. Ich kann ein von mir gekauftes Buch — einen Käthe-Kollwitz-Band — an meine Frau absenden, dann werde ich zurückgeführt. Eine Stunde darauf heißt es wieder "zur Kammer" — aber diesmal "mit allen Sachen".

Das schon versandfertig gepackte Käthe-Kollwitz-Buch wird vor meinen Augen wieder ausgepackt — etwas Unerwartetes muß geschehen sein.

"Das Buch geht mit Ihren Sachen mit", wird mir gesagt. "Sie gehen auf Transport."

Das bedeutet einen neuen Prozeß — denke ich — oder die Freiheit. Es ist die Freiheit.

Wieder werde ich wortlos im Privatkraftwagen des SSD nach Berlin-Lichtenberg transportiert, diesmal allerdings ohne Handschellen. Ich nehme es als gutes Zeichen.

Alles geht sehr rasch. Mir wird nur — nach einem erneuten Versuch, mich umzustimmen (das ist aber offensichtlich nur ein Routineverhalten, eine Pflichtauflage) — mitgeteilt, daß dem Staatsrat der DDR ein Begnadigungsvorschlag vorliege, über den in diesen Tagen entschieden würde.

Zwei Tage später schon wird mir durch einen Beauftragten des Justizministeriums die handschriftlich von Walter Ulbricht unterzeichnete Urkunde feierlich verlesen. Diese Prozedur geht im Stehen vor sich. Anschließend muß ich unterschreiben, daß mir der Bescheid vorgelesen und vorgezeigt wurde, ich erhalte ihn aber nicht ausgehändigt. Meine erste Frage:

"Bedeutet dies auch die Ausreise nach Frankfurt am Main, zu meiner Familie und meiner Arbeitsstelle?"

Ich erhalte den sibyllinischen Bescheid: Dafür sei das Justizministerium nicht zuständig; ich müßte einen entsprechenden Antrag an das Innenministerium stellen, das würde über ihn befinden.

Was bedeutet das nun? Nur eine Formalität, oder steckt ein neuer Trick dahinter? Werde ich nur in die DDR freigelassen, oder werde ich wahrhaft frei?

Am Sonnabend, dem 23. Mai, werde ich zu meinen Schwiegereltern nach Berlin-Pankow entlassen. Da ich aber als "gefährlicher Spion" verurteilt worden war, empfangen mich aus "Sicherheitsgründen" keine Fetzen meiner alten Kleidung zurück: Ich werde völlig neu eingekleidet, erhalte auch eine neue Aktentasche. Die im Zuchthaus Bautzen gekauften Bücher darf ich ebenfalls nicht mitnehmen. Wahrscheinlich fürchtet man, ich könnte irgendetwas hineingekritzelt haben.

Ich zweifle nicht daran, daß der SSD meine alte Kleidung und auch die Zuchthausbücher längst bis aufs letzte durchleuchtet hat. So ist auch diese irrationale Verfahrensweise nur Ausdruck manischer Feind-Vorstellungen.

Hingegen erhalte ich den Bautzener Arbeitsentgelt — nach Abzug von Kost und Logis — ausgezahlt, desgleichen den Kaufpreis der beschlagnahmten Bücher.

Am Sonntag gelingt es mir, vom Postamt in Pankow meine Frau und den Vorsitzenden der IG Metall, Otto Brenner, telefonisch zu erreichen. Welch

ein Gefühl, ihre Stimmen wieder zu hören, wieder unmittelbar mit ihnen verbunden zu sein!

Montag früh trifft Besuch bei meinen Schwiegereltern ein. Dr. Diether Posser, der von meiner Frau und der IG Metall (neben Dr. Heinemann) beauftragte Anwalt aus Essen, begleitet mich zum Rat des Pankower Stadtbezirks und hilft mir dort bei den Formalitäten meines Ausreisegesuchs.

Vorher hat es eine bezeichnende Szene gegeben. Ich hatte ja meinen Anwalt jetzt erst kennengelernt, da sowohl ihm wie Dr. Heinemann jeder Kontakt mit mir untersagt gewesen war.

Mißtrauisch, wie ich nach allen trüben Erfahrungen bin, habe ich deshalb Herrn Dr. Posser mit einem entschuldigenden Lächeln gebeten, sich mir gegenüber auszuweisen, was er mit verständnisvollem Lachen auch bereitwillig tat.

In Frankfurt hatte man von meiner Begnadigung schon am Sonnabendmorgen durch das Radio erfahren; ADN (die Ostberliner Nachrichtenagentur) hatte eine lakonische Mitteilung herausgegeben.

Meine verklausulierten Briefe aus der Haft waren, wie gesagt, von der IG Metall und meiner Frau nicht verstanden worden; Posser, dem ich nun alles erzähle, ist der Name Beyerlein völlig unbekannt. Als er in Frankfurt am Main die IG Metall informiert, erfährt er, daß **Hans Beyerlein**<sup>96</sup> vor wenigen Tagen von seiner Arbeitsstelle und aus der Stadt verschwunden ist.

Niemand hat zuvor geahnt, was diese rätselhafte Flucht — angeblich nach Wien — zu bedeuten hat. Nun wird alles klar .. .

Nach sechs Tagen endlich, am Donnerstag, dem 28. Mai, liegt die Ausreisegenehmigung vor. Rechtsanwalt Wolff und Dr. Heinemann holen mich von meinen Schwiegereltern ab. Ich darf aber beileibe nicht den Übergang am Bahnhof Friedrichstraße — mit der Stadtbahn nach Westberlin — benutzen wie Dr. Heinemann, sondern muß kurioserweise eine Fahrkarte bis Frankfurt am Main für den Interzonenzug lösen.

Dabei war bestimmt allen Beteiligten klar, daß ich am Westberliner Bahnhof "Zoo" den Interzonenzug verlassen würde, um auf dem kürzesten, dem Luftwege, nach Frankfurt am Main heimzukehren.

---

<sup>96</sup> Hans Beyerlein (Jahrgang 1906) organisierte, offenkundig als Mitarbeiter des MfS, die Entführung Brandts aus Westdeutschland. Im SPIEGEL (24/1964) heißt es: "Beyerlein, der vom 3. Mai 1925 bis 1. Februar 1930 der NSDAP, vom Kriegsende bis 1955 dann der KPD angehört hatte, diente sieben Jahre der Textil-Gewerkschaft, bevor er im Oktober 1957 in die IG Metall überwechselte. Dort schulte der Ex-Nazi und Ex-Kommunist Betriebsräte und galt, wie sich Metall-Chef Brenner ausdrückte, unter seinen Kollegen als »Frauenliebling und Charmeur«."

Ich stehe am Zugfenster — und erst, als wir über die Sektorengrenze rollen, dem Bahnhof "Zoo" entgegen, fühle ich mich wahrhaft auferstanden.

Am Flughafen Tempelhof empfängt mich Dr. Posser. Die erste "Westzeitung", die ich im Flugzeug lese, ist die "Zeit". Sie berichtet von den neuerlichen Verfolgungsmaßnahmen gegen Robert Havemann.

Freude und Rührung in Frankfurt am Main (wie groß meine drei Kinder in den drei Jahren geworden sind); da ist meine tapfere Frau, die an der Seite Otto Brenners und der IG Metall, an der Seite meines Freundes Erich Fromm und so vieler anderer wie eine Löwin um meine Freiheit gekämpft hatte. Sie hatte auch in der Londoner Kathedrale die Kerze für mich entzündet, als mich Weihnachten 1963 die Amnesty International zum "Gefangenen des Jahres" erklärte. Da sind meine Freunde von der IG Metall, von denen ich getrennt werden sollte und doch nicht getrennt werden konnte.

Als ich vom Fernsehen, von der Presse gefragt werde, was ich empfinde, antworte ich:

"Ich fühle mich zum dritten Male auferstanden!

Das erste Mal war es im März 1933, als ich nach den Mißhandlungen in der Berliner SA-Kaserne Hedemannstraße freigelassen wurde; das zweite Mal, als wir KZ-Häftlinge von Buchenwald am 11. April 1945 endlich frei waren, und nun bin ich zum dritten Mal auferstanden."

Am nächsten Morgen — die IG Metall hatte noch in der Nacht Strafantrag gegen Hans Beyerlein gestellt — erhalte ich einen anonymen Drohanruf. Ein SSD-Agent warnt mich davor, die Schuldigen am Menschenraub namhaft zu machen, droht, ich würde sonst wieder im Zuchthaus Bautzen landen.

Wie lächerlich. Sie glauben immer noch, trotz aller vorangegangenen vergeblichen Versuche (als ich noch verschleppt in ihrem Machtbereich war), mich einschüchtern zu können.

Selbstverständlich werde ich alle Hinweise geben, die dazu beitragen können, das Verbrechen aufzuklären und die Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Aber vorerst ist niemand greifbar: Hans Beyerlein ist in die DDR abgerückt, die Familie Ast, bei der Eva Walter in Untermiete wohnte, und die literarisch so beflissene Eva Walter selbst — wie trefflich wußte sie ihre Rolle zu spielen — haben sich ebenfalls unmittelbar nach dem geglückten Menschenraub zu ihren Auftraggebern in Walter Ulbrichts Bereich in Sicherheit gebracht ...

Kurze Zeit nach meiner Wiederkehr führt die IG Metall eine Pressekonferenz durch. Ich lasse hier meine damalige Erklärung (3. Juni 1964) im Wortlaut folgen — soweit sie über das schon Bekannte hinausgeht:

*Pressekonferenz — Erklärung von Heinz Brandt*

*Frankfurt am Main, 3. Juni 1964*

Ich habe die DDR am 14. September 1958 gemeinsam mit meiner Familie verlassen. Der unmittelbare Anlaß hierfür war eine Warnung. Ich war bei der Parteikontrollkommission der SED erneut wegen politischer Äußerungen denunziert worden, und ein neues Parteiverfahren sollte gegen mich anhängig gemacht werden. Diese meine Äußerungen waren so schwerwiegender Art, daß sie mit Sicherheit nicht nur meinen Parteiausschluß, sondern auch meine Verhaftung zur Folge gehabt hätten. Meine oppositionelle Einstellung hatte bereits seit Jahren von den Formen des Widerspruchs zu Methoden des Widerstands geführt, die in der Forderung gipfelten: Sozialismus kann nur mehr Freiheit und nicht weniger Freiheit bedeuten als im Westen.

Aus dieser Erkenntnis heraus suchte ich nach Verständigungswegen zwischen den aufgeschlossenen, nach Liberalisierung drängenden Schichten der SED, die seit dem XX. Parteitag und insbesondere nach dem polnischen und ungarischen Frühling sich zu formieren begannen, und denjenigen Kräften innerhalb der SPD, die unter gewissen Voraussetzungen, eben denen einer Liberalisierung in der DDR, zur Fühlungnahme mit der SED bereit waren.

Wie bin ich nun zur IG Metall gekommen? Diejenigen, die bei meiner Ankunft in Frankfurt am Main am 28. Mai — also bei meiner dritten Auferstehung — dabei waren, werden vielleicht noch meine Äußerung in Erinnerung haben, daß ich in der IG Metall einen mir ganz entsprechenden Wirkungskreis gefunden habe. Deshalb zeigte ich ja auch so demonstrativ mein Gewerkschaftsbuch.

Selbstverständlich hatte ich nicht die Absicht, in die Bundesrepublik zu gehen, um hier "kalter Krieger" zu werden und für die atomare Aufrüstung einzutreten. Ich war in der DDR ein Atom pazifist in Opposition und wollte nach Maßgabe meiner Kräfte der freien demokratischen Arbeiterbewegung, insbesondere der Gewerkschaftsbewegung, dienen.

Gerade unter den Bedingungen einer Unterdrückung der demokratischen Freiheit hatte ich die hier bestehenden Möglichkeiten schätzen gelernt,

wenn ich auch der Meinung bin, daß diese Freiheit gegen Einengung zu schützen und ihr Bereich zu erweitern ist.

Ich war glücklich, daß mir die IG Metall diese Möglichkeit geboten hat und ich Redakteur an der Zeitung "METALL" werden konnte. Und ich habe hier vom 1. April 1959 bis zu dem Tage des schrecklichen Verbrechens am 16. Juni 1961 mein Möglichstes getan, um den Anforderungen, die an mich gestellt wurden, gerecht zu werden. Ich will nicht verhehlen, daß das gar nicht so einfach war, denn das alles bedeutete doch eine völlige Umstellung für mich. Ich mußte mich in die schwierigen Probleme der Gewerkschaft einarbeiten und hatte gerade das Gefühl gewonnen, nun einigermaßen "drin" zu sein, als das Unglück passierte.

Insbesondere hatten mir meine letzten Arbeiten große Freude bereitet und Befriedigung gewährt, nämlich die redaktionelle Gestaltung einer packenden Stelle aus den "Flüchtlingsgesprächen" von Bert Brecht, ein Interview, das ich am 1. Mai 1961 mit dem bekannten Publizisten Dr. Robert Jungk gegen die atomare Aufrüstung machte, sowie mein Interview mit Professor Fritz Baade zu dem Thema "Welt ohne Rüstung". Sehr interessant für mich war mein ausgedehnter Briefwechsel mit den Lesern, da ich gleichzeitig für die Leserbriefseite verantwortlich war. Einer dieser Leser hat mir dann zum 1. Mai 1963 eine herzliche Karte aus Bayern geschickt, die ich aber erst bei meiner Entlassung ausgehändigt erhielt. Dagegen sind mir in meiner Haft alle anderen unzähligen Briefe und Karten sowie Telegramme überhaupt nicht zu Gesicht gekommen.

Im Zusammenhang mit meinem Interview über "Welt ohne Rüstung" mit Professor Baade ist den vom Mielke-Ministerium an den Drähten gezogenen Redakteuren in einem Falle ein grotesker Lapsus unterlaufen. Es sei denn, daß einer meiner vielen Freunde drüben seine Hand im Spiele hatte. Die "Tribüne", das Zentralorgan des FDGB, brachte in ihrer Ausgabe vom 29. Juni 1961 ein schmieriges Pamphlet mit den widerlichsten Verleumdungen meiner Person, gleichzeitig aber auch das eben von mir erwähnte Interview mit Professor Fritz Baade aus unserer Zeitung "METALL" mit der lobenden Feststellung, daß es sich in bemerkenswerter Weise gegen die Aufrüstung ausspricht. Ich frage mich nur, hat die "Tribüne" diesen Vogel abgeschossen, weil sie nicht wußte, daß ich der Interviewer war, oder hat sie es gerade deshalb getan?

Ich komme jetzt auf den schrecklichen 16. Juni 1961, einen Freitag, zu sprechen. Ich sollte in Westberlin, wo ich am frühen Nachmittag auf dem Luftwege eintraf, an dem Kongreß der Gewerkschaft HBV (Handel-Banken-Versicherung) teilnehmen und vorher eine dringende Aussprache mit

dem jetzigen Chefredakteur von "METALL", Jakob Moneta, führen. Dieses letztere ist mir auch noch gelungen.

Über das, was sich dann ereignete, kann ich bei dem jetzigen Stand der Untersuchung nur ganz knapp berichten. Doch hoffe ich, daß ich schon in sehr kurzer Zeit darüber einen sehr ausführlichen Bericht werde geben können.

Für heute nur so viel: Mir ist in Westberlin bei einer bestimmten Familie, deren Name der Polizei bekannt ist, von einer Bekannten von Hans Beyerlein, die er mir anlässlich des Gewerkschaftstages im Oktober 1960 vorgestellt hatte, als Abschiedstrunk ein Glas Whisky angeboten worden, in dem sich, wie sich gleich herausstellen sollte, ein Betäubungsmittel befand.

Das alles spielte sich in einem Haus ab, das ich etwa um 19.30 Uhr betreten und um 20.30 Uhr verlassen hatte. Man hatte mir den Weg um die Ecke dieses Hauses als den Weg in Richtung auf die Wohnung meines Freundes Professor Dr. Flechthelm gewiesen, bei dem ich zur Übernachtung eingeladen war.

Es war noch taghell, die Gegend war nicht unbelebt, und es war ein Vabanquespiel, was sich die Menschenräuber geleistet haben. Kaum war ich nämlich auf der Straße in der Nähe des zweiten Eingangs um die Ecke gekommen, als plötzlich starke Herzbeschwerden einsetzten, ich in den Knien einknickte und ohnmächtig zu Boden sank. Meine letzte Wahrnehmung noch im Hinsinken war das Auftauchen von etwa vier anscheinend zu Hilfe eilenden Männern, die mir mit den Worten "Wir haben schon auf dich gewartet" unter die Arme griffen. Das spielte sich etwa zehn bis fünfzehn Minuten nach der Einnahme des Betäubungsgetränks ab.

Ich kam erst in dem sogenannten Zentralen Untersuchungsgebäude der Staatssicherheit in Berlin-Hohenschönhausen, in das ich verschleppt worden war, wieder völlig zu mir. Es dauerte tagelang, bis ich mich wieder im Vollbesitz meiner geistigen und körperlichen Funktionsfähigkeit befand.

Gleich am ersten Tage übrigens bot man mir "großzügigerweise" an, ich könne sofort frei sein, ich brauche nur zu erklären, daß ich freiwillig in die DDR gekommen sei. Meine Familie, also meine Frau und die drei Kinder, solle ich auffordern, mir zu folgen, und eine entsprechende Reueerklärung in der Presse, im Rundfunk und im Fernsehen abgeben. Für den Fall, daß sich meine Familie weigern sollte, einer diesbezüglichen Aufforderung von mir Folge zu leisten, bot man mir ein erfreuliches Leben als Strohwitwer an.

Ich antwortete in der Ausdrucksweise der DDR, daß ich nicht beabsichtige, dem Menschenraub das Qualitätszeichen Q zu geben und eine politische Leistungsprämie für die Verwechslung von Politik und Verbrechen zu zahlen.

Dagegen zeigte ich meine schon oben erwähnten letzten Artikel für "METALL" vor, die ja eindeutig bewiesen, daß ich keineswegs einer der in ihrer Presse ständig angeführten Militaristen, Chauvinisten usw. war, und forderte sie auf, mich sofort freizulassen.

Ich machte sie dabei auf die verhängnisvollen Folgen aufmerksam, die die räuberische Entführung eines IG-Metall-Funktionärs in der Öffentlichkeit auslösen müsse. Auf diese Weise diene man doch wirklich nicht der Entspannung, sondern dem kalten Krieg. Nach meiner Meinung sei dieser Menschenraub das perfekteste Eigentor, das sich die DDR bisher geschossen habe.

Diese Auffassung, die, wie die dreijährigen Ereignisse beweisen, nur zu wohl begründet war, wurde hohnlachend zurückgewiesen. Und nun begann das seelische Martyrium einer einjährigen Untersuchungshaft, ohne die geringste Verbindung mit meiner Familie und meiner Arbeitsstelle, der IG Metall.

Einige Worte über den Prozeß: Mir war nahegelegt worden, in einem Schlußwort anzuerkennen, von der Staatssicherheit korrekt behandelt worden zu sein. Nun, gewiß, das ist insofern geschehen, als ich nicht mißhandelt worden war. Aber abgesehen von der unmenschlichen Isolierung, in der ich mich dieses lange, schreckliche Jahr über befand, konnte man ja das Vorspiel, den Menschenraub, nicht von der Untersuchungshaft trennen. Ich lehnte also dieses Ansinnen ab und habe auf das Schlußwort und eine abschließende Verteidigung verzichtet ...

Es handelte sich um einen ausgesprochenen Geheimprozeß. Das Gebäude des Obersten Gerichts in der Scharnhorststraße wimmelte geradezu von Angehörigen der Staatssicherheit, die eine strenge Ausweiskontrolle vornahmen. Diese Ausweise waren nur einer kleinen Zahl von ausgesuchten Vertrauensleuten der Staatssicherheit ausgestellt worden. Bezeichnenderweise war es den von der IG Metall beauftragten Anwälten Dr. Heinemann und Dr. Posser nicht gestattet, als Beobachter am Prozeß teilzunehmen, geschweige denn als meine Verteidiger. Sie waren nicht einmal vom Termin der Hauptverhandlung unterrichtet worden.

Als Officialverteidiger wurde mir zu guter Letzt der Vorsitzende des Anwaltskollegiums in Ostberlin<sup>97</sup> zugeteilt. Es ist mir ein Bedürfnis,

---

<sup>97</sup> Friedrich Wolff (geb. 1922)



diesem meinem Anwalt auch von dieser Stelle meinen Dank für seine korrekte Verhaltensweise abzustatten.

Es ergab sich natürlich die Frage, ob es nicht das Richtigste gewesen wäre, jegliche Aussage zu verweigern und das Gericht auf Grund des Menschenraubes als nicht zuständig zu erklären. Ich bin diesen Weg nicht gegangen. Man mag das für mangelnden Heroismus halten, aber ich hielt es für unsinnig, meine physische Vernichtung zu provozieren. Ich habe im Verlaufe des Prozesses aus meiner Einstellung und meinen dementsprechenden Handlungen kein Hehl gemacht. Das Urteil — dreizehn Jahre Zuchthaus — war ein glatter Racheakt.

Nun noch einige Worte über meine Freilassung. Während meiner Haft, die ich in der Strafvollzugsanstalt Bautzen, und zwar im sogenannten schweren Bau, Bautzen II, verbrachte, konnte ich aus begreiflichen Gründen von meiner Frau nicht besucht werden. Dreimal nur war ein Besuch des Anwalts möglich.

In den zwei Jahren habe ich nicht mehr als drei Pakete empfangen dürfen. Mir wurde nur die monatliche Post meiner Frau beziehungsweise der Kinder ausgehändigt. Mir wurde immer wieder nahegelegt, meine Frau aufzufordern, mich zu besuchen, beziehungsweise ganz dazubleiben, was ich immer wieder ablehnte.

Am 17. Januar dieses Jahres wurde ich plötzlich aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen und in das Gefängnis der Staatssicherheit Berlin-Lichtenberg, Magdalenenstraße, übergeführt. Hier wurde ich erneut vor die Frage gestellt, meine Frau und die Kinder zurückkommen zu lassen, durch entsprechende Erklärungen in der Öffentlichkeit mein Schicksal zu wenden und damit die Freiheit wiederzuerlangen. Ich sollte mich dazu mündlich und schriftlich erklären.

In meinen mündlichen und schriftlichen Ausführungen wies ich darauf hin, daß ich nie ein kalter Krieger war und auch keiner zu werden gedenke, daß es für mich nur zwei Möglichkeiten gebe, entweder lebenslängliche Isolierung in der DDR oder die Heimkehr zu meiner Familie und zu meiner Arbeit.

Daraufhin wurde ich erneut ins Zuchthaus Bautzen eingeliefert, wo ich jetzt eine neue Nummer erhielt — bekanntlich gibt es dort nur Nummern und keine Menschen; war ich bisher der Strafgefangene 362 gewesen, so war ich nunmehr zu der Nummer 558 aufgerückt.

Meiner Frau teilte ich nichts von diesen Vorgängen mit. Sie aber hatte um die gleiche Zeit meinen Anwalt zu einem erneuten, dem dritten Besuch bei mir veranlassen können. Dieses Gespräch am 28. April sollte für mein weiteres Schicksal sehr bedeutsam werden, denn ich konnte dem Anwalt

klarmachen, daß, je länger meine Freilassung hinausgezögert würde, die Situation für die DDR um so peinlicher werden würde ...

Am Sonnabendmorgen, dem 23. Mai, wurde ich zu meinen Schwiegereltern nach Berlin-Pankow freigelassen. Die darauffolgenden, recht zermürbenden Tage sind Ihnen mehr oder weniger bekannt. Sie werden sich erinnern, daß ich meine Ausreisegenehmigung nach Frankfurt am Main erst am 28. Mai erhielt.

Und erst an diesem Donnerstagmittag, als ich am Flughafen Frankfurt am Main meine Frau und meine Kinder wieder in die Arme schloß und meine Kollegen von der IG Metall mich so herzlich begrüßten, war ich der Freiheit zurückgegeben. Ich hatte diesen Augenblick erlebt, den ich tausendmal in der Zelle in immer wiederkehrenden Tagträumen und in so manchem nächtlichen Traum ersehnt hatte.

Natürlich erscheint das Ganze heute wie ein Wunder — mir, meiner Familie, allen meinen Freunden, die um meine Freilassung gekämpft haben, insbesondere natürlich der IG Metall. Und ich denke, über all dem Negativen und Schlimmen, das hier zur Sprache kam, soll man doch eine große positive und hoffnungsvolle Erscheinung nicht übersehen. Die eigentliche Sensation dieses dramatischen Falles ist in meinen Augen nicht der Menschenraub. Es ist schließlich nicht der erste Menschenraub.

Ich sehe die wirkliche Sensation in der *Freilassung*, und zwar nicht nur in der Entlassung, sondern in der wahrhaften Freilassung, nämlich zu meiner Familie und zu meiner Arbeit nach Frankfurt am Main. Das ist etwas völlig Neues.

Diese überraschende Geste von Walter Ulbricht kommt ja nicht von ungefähr. Es wäre auch nicht richtig, meine Freilassung ausschließlich der weltweiten Solidaritätsaktion beziehungsweise meinem eigenen Kampf zuzuschreiben.

Wenn dieser Menschenraub, der nicht der erste war, der letzte gewesen ist, wenn ich selbst dazu beitragen kann, die Haßmauer, die beiderseits errichtet wurde, ein wenig mit abtragen zu helfen, so soll das der Dank sein, den ich der menschlichen Gesellschaft für all das abstatten möchte, was sie zu meiner Schicksalswende beigetragen hat.

Jeder, der mich kennt, wird wissen, daß ich damit nichts Neues sage. Ich komme zurück, wie ich gegangen bin, und setze dort fort, wo ich auf so verbrecherische Weise unterbrochen wurde: im Kampf für eine Welt ohne Rüstung und für soziale Sicherheit, im Kampf für die Rechte der Arbeiter und Angestellten, als Redakteur der IG Metall.

Sie werden verstehen, daß meine Gedanken in erster Linie bei den unzähligen Häftlingen weilen, die ich hinter Gittern, den gleichen, hinter denen ich selbst gesessen habe, zurückgelassen habe.

Aber ich denke dabei auch an so manchen politischen Häftling in der Bundesrepublik Deutschland.

Ich habe über dreizehn Jahre meines Lebens als politischer Gefangener verbracht: Ihnen gegenüber bedrückt mich das Gefühl, als einziger frei zu sein.

*Mein neues Leben hat begonnen*

Nach einem großzügigen Erholungsurlaub, den Otto Brenner mir ermöglichte, beginnt im September wieder meine Arbeit bei der IG Metall. Zu Weihnachten bin ich mit meiner Frau zur Amnesty nach London eingeladen. Dort entzünde ich in der St.-Pauls-Kathedrale die Kerze für die diesmalige Gefangene des Jahres, die portugiesische Ärztin Frau Dr. Julieta Gandara, die sich damals in langjähriger portugiesischer Kerkerhaft befand. Auch dieser Aktion der verdienstvollen Amnesty war — zu meiner Freude und Genugtuung — bald ein voller Erfolg beschieden. Und es ist noch eine Dankespflicht, der ich in England folge. **Earl Bertrand Russell** hatte meine Frau und mich auf seinen Landsitz nach Penrhynedeudrath eingeladen.

"Hat der Mensch noch eine Zukunft?", so hatte der große Atom pazifist, Mathematiker und skeptische Philosoph in seinem Werk gefragt. Wie beeindruckt war ich von seinem Buch gewesen — ich hatte es kurz vor meiner Entführung gelesen. Damals hatte ich nicht geahnt, daß dieser Mensch sich einmal für mich einsetzen, daß ich ihn kennenlernen würde. Nun sitzen wir ihm gegenüber. Der schlanke, ja dürre Neunzigjährige mit dem schmalen Gelehrtenkopf schenkt uns den Whisky ein, spricht deutsch mit uns, fragt interessiert, erzählt begeistert von seinen Eindrücken in China, macht sarkastisch-englische Understatement-Glossen von eher schon irisch-bitterem Witz.

So kommen wir denn auch auf Swift und Shaw zu sprechen, deren bissige Satire mir so liegt — die ich bei Russell wiederfinde. Russell prägt vernichtende Aphorismen über die soeben gewählte Labour-Regierung. Er sieht kaum Nuancen zu den Konservativen.

"Wenn Labour sich auch nur in Nuancen von ihren konservativen Vorgängern unterscheiden mag", werfe ich ein, "so mögen diese Nuancen heute vielleicht schon an Quantität ausreichen, daß die europäische Politik in eine neue Qualität umschlägt."

"Sie sind von Natur Optimist, ich bin Skeptiker", antwortet Earl Russell lakonisch und gießt uns einen neuen Whisky ein.

"Ein wenig Hoffnung können wir allerdings alle gebrauchen", meint er dann unvermittelt zum Abschied.

Er begleitet uns vor sein Haus, steht an der Tür, sehr einsam, sehr alt, und winkt uns mit bewegend-menschlicher Geste nach...

Hätte er nicht im Jahre davor der DDR unter Protest deren Friedensmedaille zurückgegeben — vor meiner Freilassung würde er sie nicht wieder anlegen —, wer weiß, ob ich freigekommen wäre...

Sicherlich denkt Bertrand Russell in vielen politischen Dingen ganz anders als ich, trotzdem hat er sich für mich eingesetzt, gegen Unmenschlichkeit protestiert.

Ich bin jedem zu Dank verpflichtet, der damals für mich eintrat, und zwar um so mehr, je weniger er mit meinen Auffassungen übereinstimmte.

Vielen habe ich meinen Dank persönlich aussprechen können. Doch die meisten kenne ich nicht, insbesondere alle jene, die im östlichen Bereich für mich tätig wurden und damit sehr viel riskierten.

Ihnen allen, ob in "Ost" oder "West", ob in Gewerkschaften, an Universitäten oder in den Betrieben, soll dieses Buch meinen Dank aussprechen. Wenn ich auch so manchen durch das, was ich denke, schreibe und tue, enttäuschen mag: Dank bedeutet nicht, gegen seine Erkenntnis zu handeln.

Auf der IG-Metall-Pressekonferenz wurde ich von einem Pressevertreter gefragt, warum ich das ostdeutsche Gebiet als DDR bezeichne und nicht als Ostzone. Ich antwortete, die DDR sei eine Realität und ich hielte es für falsch, die Augen vor der Tatsache, der Existenz dieses Staates zu verschließen, man möge zu ihm stehen, wie man wolle.

Ich wurde auch gefragt, ob die DDR-Machthaber den Menschenraub inzwischen zugeben hätten und von ihm abgerückt seien.

Ich machte darauf aufmerksam, daß die SED nach wie vor den Menschenraub abstreite und die verlogenensten, einander widersprechendsten Versionen darüber verbreite, wie ich in ihren Machtbereich gelangt sei. Ich betonte gleichzeitig, daß ich mein Angebot aus der Bautzener Haftzeit aufrechterhalte. Ich sei bereit, eine Erklärung der DDR-Regierung zu akzeptieren, daß sie den Menschenraub — als einen Übergriff untergeordneter Instanzen — bedaure und als offiziellen Ausdruck des Abrückens von solchen kriminellen Methoden eine Entschädigungssumme zahle (die innerhalb der DDR und nicht für meine persönlichen Zwecke zu verwenden sei). Die DDR machte keine Anstalten, etwas Derartiges in Betracht zu ziehen.

Was immer ich in diesem Buch an Kritik gegen die DDR vorgebracht habe, es ist nicht geschehen, um dadurch den kalten Kriegern Stoff für ihre Politik der atomaren Stärke, des *roll-back* zu geben. Der Konflikt zwischen den beiden deutschen Staaten muß im Interesse des deutschen

Volkes, Europas und der Welt entschärft werden: Keinem Einsichtigen kann an einem gemeinsamen Selbstmord gelegen sein.

Diesem Ziel dient es genausowenig, die Verhältnisse — hier oder dort — zu beschönigen, wie sie in Schwarzweiß zu malen und einander feindlich gegenüberzustellen.

Wie sollen die Realitäten zum Besseren gewandelt werden, wenn man sie nicht kennt? Wir müssen auch von der Tatsache ausgehen, daß — leider — nicht Robert Havemann oder Wolfgang Harich oder Karl Schirdewan an der Spitze der SED, der DDR-Regierung steht, sondern Walter Ulbricht, beziehungsweise nach dessen biologischem oder politischem Abtritt ein ihm geistesverwandter oder sogar noch verbohrterer Nachfolger.

Es muß mit denen gesprochen und verhandelt werden und denen wirtschaftliche Hilfe angeboten werden, die jeweils dieses System repräsentieren.

Ein Warten auf einen baldigen durchschlagenden Erfolg von Männern wie Robert Havemann wäre ein Warten auf Godot — also ein Alibi für das Nichtstun.

Eine solche Haltung darf nicht als eine Prämie für Walter Ulbricht mißverstanden werden dafür, daß er und wie er an der Spitze der SED und DDR überlebte. Nicht *weil*, sondern da er sich gehalten hat, in allen Stürmen, kommt man an ihm nicht vorbei.

Andererseits soll man sich über diesen Menschen keine Illusionen machen. Man muß ihn kennen, wenn man mit ihm Politik macht. Manch einer glaubt, der Sache der Entspannung zu dienen, indem er den zu Unrecht irrational verteufelten und dämonisierten Ulbricht zu Unrecht irrational verharmlost, gar moralisch aufwertet oder positivistisch amoralisch behauptet, schließlich gehe es nur die Kommunisten an, was Ulbricht mit "seinen" Kommunisten gemacht habe.

Die politische Moral ist doch wohl unteilbar. Und auch hier gilt das Wort: Was du dem geringsten meiner Brüder getan hast, das hast du mir getan! Wer eine Liberalisierung, eine Modernisierung der kommunistischen Staaten erstrebt, im Interesse der Menschen, die dort leben, im Interesse des Friedens und der Menschlichkeit, kommt an der Einsicht nicht vorbei, daß jedes Stückchen Freiheit und Reform nur von *innen*, nur von freiheitlich gesinnten Kommunisten *selbst* kommen kann.

Die Orthodoxie ist nicht zu erschüttern,  
so lang ihre Profession, mit weltlichen Vorurteilen verknüpft,  
in das Ganze des Staates verwebt ist.  
Dieses Interesse ist zu stark, als daß sie so bald  
aufgegeben werden sollte . . .

HEGEL

Überall in der Welt sind die Menschen von  
einer tiefen Unruhe erfaßt durch eine Entwicklung,  
die unausweichlich auf immer größere Katastrophen zuzutreiben scheint.  
Viele leben in dem Gefühl, daß man nichts tun kann,  
um dem Sturz zu entgehen.  
Sie sehen die Menschheit getrieben von bösen Göttern,  
nicht länger Herren ihres Schicksals.  
Mir scheint, das ist eine nachlässige und oberflächliche Anschauung.  
Das Mißgeschick, von dem die Menschheit seit 1914 verfolgt wurde,  
und die sehr viel größeren Gefahren, die ihr jetzt drohen,  
sind nicht ein Verhängnis des Schicksals,  
sondern wurden heraufbeschworen durch den bewußten Entschluß des Menschen,  
durch die wilden Triebe der Vielen  
und die kalten Entscheidungen der Wenigen.

BERTRAND RUSSELL

**TEIL II:**

**RÉSUMÉ UND AUFBRUCH**

## Bucharin oder Die Katastrophe der kommunistischen Praxis

"Lenin nannte ihn in seinem Testament *Liebling der Partei*", immer wieder hatte mich Kurt in den dreißiger Jahren darauf hingewiesen — war **Bucharin**<sup>98</sup> doch der Liebling der Versöhner, hing sein Konterfei doch herausfordernd in Kurts Berliner Arbeitszimmer. Sicherlich hat Kurt diesem seinem Idol noch nachgehungen, als er vor dem Exekutionspeloton des NKWD stand...

Dann kamen die Schauprozesse, und das Phänomen Bucharin wurde mir zum Alptraum. An drei Stationen meines Lebens hat er mich verfolgt: im Nazi-Zuchthaus Brandenburg, als das Unheil anhub, dann in den finsternen Jahren der Field-Prozesse und endlich — wiederum im Zuchthaus — während meiner DDR-Haft in Bautzen.

### I.

Im Zuchthaus Brandenburg herrscht für uns Opfer des Dritten Reiches striktes Zeitungsverbot. Der in die Zelle eingeschmuggelte "Völkische Beobachter" — nun doppelt qualvolle und doch so heiß erkämpfte Lektüre — berichtet mit satanischem Grinsen (die Braunen haben es nötig) über den "Blutsäuerer im Kreml" (noch ist es vor dem

---

<sup>98</sup> Nikolai Iwanowitsch Bucharin (1888-1938) war ein russischer Politiker, marxistischer Wirtschaftstheoretiker und Philosoph. Er nahm an den russischen Revolutionen von 1905 sowie 1917 teil. Er unterstützte Stalin und war sein wichtigster Vordenker und Vertreter der Theorie zum Aufbau des "Sozialismus in einem Land". Ab 1926 wurde er zum Vorsitzenden der Kommunistischen Internationale (Komintern) berufen. 1926 wurden mit seiner Unterstützung die "Linken" Kamenew, Sinowjew und Trotzki aus dem Politbüro entfernt. - Ab 1928 opponierte Bucharin gegen Stalins Maßnahmen zur Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, woraufhin er am 17. November 1929 aus dem Politbüro und dann als Vorsitzender der Komintern entfernt wurde. Ab 1929 führte Bucharin gemeinsam mit dem US-Amerikaner Jay Lovestone die Internationale Vereinigung der Kommunistischen Opposition (IVKO) an, auch bekannt unter dem Namen Rechte Opposition. Er durfte aber, anders als viele Trotzlisten, in der Partei bleiben und wurde Direktor des Instituts für industrieökonomische Forschungen. 1934 widerrief er seine ideologische Position und wurde von Stalin rehabilitiert. Er war bis zum Januar 1937 Herausgeber der sowjetischen Tageszeitung *Iswestija* (Nachrichten). - Im März 1937 wurde er unter dem Vorwurf der Spionage, des Kontaktes zur österreichischen und schwedischen Polizei und der Beteiligung an einem Komplott gegen Stalin verhaftet. Im dritten Moskauer Schauprozess gegen den „Block der Rechten und Trotzlisten“ wurde er am 13. März 1938 zum Tode verurteilt und erschossen. - Ab Mitte der 1980er Jahre, als die Kommunistische Partei der Sowjetunion unter Michail Gorbatschow die Umstrukturierung der Wirtschaft (Perestroika) einleitete, wurden seine Arbeiten neu publiziert, um als theoretisches Fundament für die Öffnung des bis dahin staatskapitalistischen Marktes zu dienen.



Blutsäufer-Pakt), wühlt mit grunzendem Wohlbehagen im Moskauer Sumpf.

Wyschinski beschimpft Bucharin als "Kreuzung von Fuchs und Schwein". Die hartgesottenen alten Bolschewiki — die zaristische Folter konnte sie nicht brechen — legen groteske Geständnisse ab. Schauriges Schauspiel der Schauprozesse.

Da sitzt auch ein Zuschauer im Moskauer Saal, so harmlos, so von allen guten Geistern verlassen.

Sie nehmen an einem Weltuntergang teil, sehr ehrenwerter Herr amerikanischer Botschafter Davies! Hier wird der "Großen Sozialistischen Oktoberrevolution", die das Gesicht des Jahrhunderts verändert hat, der Prozeß gemacht.

Die Partei hält blutige Abrechnung mit ihrer heroischen Vergangenheit, um sich das Tor vor der erträumten Zukunft zuzuschlagen. Der eiserne Vorhang senkt sich rasselnd vor die Bühne der Revolution, und der Bolschewismus verschwindet in der Versenkung. Der Saal verwandelt sich in den Exerzierplatz der Konterrevolution.

Herr amerikanischer Botschafter, Sie sind Zeuge einer attischen Tragödie! Ein Monomane führt wahnwitzige Regie, und selbst der Souffleur befindet sich im Delirium. Dem perfekten Mord ist rätselhafter Selbstmord beigesellt.

Doch man hat Ihre Brillengläser verzaubert, denn Sie berichten Ihrem Präsidenten, Sie hätten einem *normalen* Prozeß beigewohnt, die Angeklagten — von "Ehrgeiz" zerfressene "Hochverräter und Spione" — seien rechtens verurteilt worden. Ein alltäglicher Prozeß, wie gesagt, ohne jegliche Sensation; Old Joe habe sich streng an die Regeln des Jus gehalten, korrekter, einwandfreier hätten selbst wir in den USA diesen Prozeß nicht führen können .. .

In seiner Dokumentation über die Moskauer Schauprozesse weist Theo Pirker nach, daß man die "Grundtorheit unseres Jahrhunderts" keineswegs nur — wie Thomas Mann — im militanten, faschistoiden, also blinden Antikommunismus sehen darf. Gleichermäßen blind war ein Antifaschismus, der alles guthieß, im verklärten Licht sah, was sich als Antipode des Faschismus ausgab.

Diese "Doppelblindheit" erst erdrosselte die Vernunft und ermöglichte den "Doppelsieg der Despotie".

Ilja Ehrenburg hat in seinen Memoiren daran erinnert, welche integre Geister dieser verhängnisvollen — historischen — Nachtblindheit erlagen.

Susanne Leonhard wird, rückschauend auf dieses erlittene Inferno, ihr "gestohlenes Leben" vermissen. Aber handelt es sich nicht — ungleich

schlimmer — um den gestohlenen Traum? Gestohlen, geschändet, in den Staub getreten!

Es gibt einen Genius zu dieser Zeit, dessen blitzender, unbestechlicher Intellekt, dessen ungebrochener, revolutionärer Instinkt, dessen kühner Geist, dessen humanes Pathos das miserable Stalin-Gespinnst zerfetzt.

**Trotzki**<sup>99</sup> ist nicht nachtblind. Dieser Mann "ohne Divisionen" wird zum eigentlichen, zum geistigen Gegenspieler Hitlers und Stalins — des pervertierten Kapitalismus und des "entarteten Sozialismus".

Was nützt es Stalin, daß seine Schauprozesse erfolgreich über die Weltbühne gehen? Ein einziger Mann, dahinten im fernen Mexiko, reicht aus, ihn Lügen zu strafen.

"Ich sehe sie nicht, die prächtigen, antifaschistischen, sozialistischen Kleider", sagt Leo Trotzki, "ich sehe den Mord, ich sehe die Lüge!"

Da hebt der nackte Gott den Eispickel .. .

Und es erlischt der Genius zweier Revolutionen.

Mit Lenin wurde die Oktoberrevolution zu Grabe getragen — mit Trotzki geht ihre Legende unter.

Es war sein grandioser, sein genialer Irrtum, er könne — Stalin entlarvend — die in ihrer historischen Aufgabe "entartete" Revolution "retten", sie also auf ihre ursprünglichen Ziele zurück- und emporzerren.

Die große Französische Revolution brachte wohl den "Code Napoléon", die formale Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetz, den politischen Raum für die erste (kapitalistische) industrielle Revolution (in ihrer vollen Entfaltung), die den neuen Produktivkräften entsprechenden politisch-juristischen Verhältnisse, aber ganz und gar nicht die von ihren Urhebern erträumte "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit".

Robespierre — das war schon das Ende der Revolution. Da hatte der zukunftslose, wildgewordene Kleinbürger das Massenschlachten zur "Tugend", zur Volksbelustigung, zur Betörung hungriger Mägen erhoben. Robespierre, der "Schrecken", das war Freiheit für die Guillotine; das war Gleichheit, Brüderlichkeit unter der Guillotine.

Wie bezeichnend, daß der große Romain Rolland seine unterbewußten Zweifel an Stalin im "Robespierre" verdrängte, jener durchsichtigen Apologie des Stalinschreckens. Wie unvergleichlich progressiv, modern wirkt "Dantons Tod" des Georg Büchner gegen den konservativ-

---

<sup>99</sup> Leo Trotzki (1879-1940) war der maßgebliche Organisator der Revolution vom 25. Oktober (7. November) 1917 der die Bolschewiki unter der Führung von Wladimir Lenin an die Macht brachte. Nach der Gründung der Sowjetunion Ende Dezember 1922 begann Trotzki, die entstehende Bürokratie, den Totalitarismus der Bolschewiki und den aufkommenden russischen Nationalismus zu kritisieren. Damit stieß er sowohl auf Zustimmung als auch auf Ablehnung innerhalb der Partei. Ab 1924 richtete er seine Kritik hauptsächlich gegen Josef Stalin. Nach Lenins Tod 1924 wurde Trotzki von Josef Stalin zunehmend entmachtet, 1929 ins Exil gezwungen und 1940 von einem sowjetischen Agenten in Mexiko ermordet (mit einem Eispickel).

reaktionären "Robespierre". Welch literarischer, Welch historischer Rückfall des Neuen hinter das Alte.

Nicht dem "Sozialismus", nicht dem "Kommunismus", nicht der "klassenlosen Gesellschaft" hat die Oktoberrevolution den Weg gebahnt — jener Gesellschaftsordnung, in der die "Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" erstmalig beseitigt werden sollte. Nicht das konnte das Ergebnis der "Zehn Tage" sein, die dazumal — im April 1917 — "die Welt erschütterten".

Als Lenin und Trotzki mit dem Motorpflug der Revolution Rußlands fruchtbare, brachliegende Schwarze Erde aufbrechen, die gewaltigen Energien des Volkes freimachen, können endlich auch hier — trotz mörderischen Bürgerkriegs und strangulierender Weltintervention — Technik und Industrie ihren späten Siegeszug antreten. Die abendländischen Ideen des Karl Marx, auf das byzantinische Ikonen-Reis gepfropft, ergeben eine neuartige Frucht: Das ist nicht Lenins und Troztkis visionär erträumter "Keim der Weltrevolution", das ist nicht Stalins "Sieg des Sozialismus in einem Land", es ist die staatsregulierte, tyrannisch dirigierte, bürokratisch forcierte Industrialisierung — eine Mutation der stromregulierenden asiatischen Bodenkulturdespotien. Hier wird ein rückständiges Agrarland zum entwickelten Industrieland heraufgequält, empormissioniert.

Auf der russischen Scholle erweist sich der "wissenschaftliche" Sozialismus in der Praxis als spätabendländische, neuasiatische Entwicklungsform der industrialisierungsreifen, industrielle Betriebsweise heischenden Produktivkräfte.

Nicht aufgehoben wird die Klassengesellschaft, sondern umgebrochen. Langgestauter, nun explosiv freiwerdender Elan, zukunftsgerichtete Erlösungshoffnungen bilden den Treibstoff einer Gesellschaftsordnung, die als Regulativ der Peitsche des institutionalisierten Terrors und des Heiligenschreines, des Ikonenbildes eines Gottkaisers bedarf: Das rote Zentrum, der Rote Platz in Moskau — das ist die Dreieinigkeit von Basilius-Kathedrale, Kreml und Lenin-(Stalin-)Mausoleum.

Anstelle der sterilen alten — nun entmachteten — herrschenden Klassen tritt die neue herrschende Klasse: die dynamische Klasse der bürokratisch Privilegierten. Sie mausert sich — über ein konterrevolutionäres Zwischenstadium — von der revolutionär-dynamischen zur konservativ-steril werdenden Klasse, die immer deutlicher parasitäre Züge annimmt.

Unterdrückung und Ausbeutung bleiben, doch ihre Formen wandeln sich. Vergleicht man die Leiden etwa der englischen Werkstätigen zur Zeit des Frühindustrialismus (Karl Marx beschreibt sie im "Kapital" und Friedrich Engels in "Die Lage der arbeitenden Klasse in England") mit dem

qualvollen Prozeß der russischen Industrialisierung (von den Leiden des Bürgerkrieges, der Intervention Lind des Naziüberfalls sei abgesehen), so ergibt sich eine erschütternde mathematische Gleichung für das gesellschaftliche Entwicklungsgesetz: Das Produkt (an Ausplünderung, Ausbeutung, Unterdrückung derer, die ihre Arbeitskraft an die — sei es privaten, sei es staatsbürokratischen — Besitzer der Produktionsmittel verkaufen müssen) bleibt konstant — so sehr sich die Faktoren unterscheiden.

Die ausgebeuteten, unterdrückten Klassen wandeln sich nur in ihrer Struktur. Vorübergehend taucht sogar eine gänzlich neue unterdrückte Klasse auf: Auf der untersten Pyramidenstufe der Eigentums- und Verteilungsverhältnisse entsteht das Millionenheer der — als "Volksfeinde" verurteilten — Staatssklaven, die das neue siebentorige Theben, die Staatsbauten des Kommunismus errichten (z. B. die Kanal- und Eisenbahnbauten in Sibirien).

Selbst in Stalins später Zeit wirkte die Oktober-Legende noch Wunder. Schrumpfend schon, wie Balzacs "Chagrinleder", erwies sie sich immer wieder als Stimulans, als nationaler, sozialer Impuls, als Katalysator des Verbrennungsprozesses, welcher die gesellschaftlichen Energien für die Integration der Sowjetordnung freimachte.

In dieser "Sowjet"-Gesellschaft waren die "Räte", die "Sowjets", sie, die einst die neue Gesellschaftsformation aus der Taufe gehoben und ihr ihren Namen verliehen hatten, längst bedeutungslos geworden, atrophiert.

"Die Revolution ist werktags und feiertags im Moskauer Revolutionsmuseum zu besichtigen", so spotten heute die Intellektuellen der Hauptstadt.

Räte sind ebenso kurzlebige wie energiereiche Elementarteilchen des historischen Geschehens. Ihre intensive Strahlung tritt nur bei Kernexplosionen der Gesellschaft auf, in Sternstunden der Geschichte, bei höchster sozialer Euphorie.

Verzweifelt versuchte Lenin auf seinem Sterbelager in Gorki die Revolution ihrem Gesetz — dem Gesetz zur Bürokratisierung, zur Schaffung einer dirigistischen Industrialisierungsapparatur durch Apparatschiks — zu entziehen. Er entwarf utopische Kontrollinstanzen, die er noch testamentarisch konstituierte.

Trotzki scheiterte als Lenins Testamentsvollstrecker.

Stalin aber akzeptierte und konzipierte die neue Ausbeutungsgesellschaft unter der falschen Flagge der "sozialistischen" Revolution: Er ist der Demiurg des progressiv-despotischen Wechselbalges "neuen Typs"; hier handelt es sich um einen "antagonistischen Fortschritt" — eine Definition,

die Friedrich Engels für die seinerzeit moderne kapitalistische Ausbeutungsgesellschaft prägte im Hinblick auf die vorhergegangene überlebte feudalistische Ausbeutungsgesellschaft.

Stalin, Zögling eines Priesterseminars, übernimmt die Spitzenrolle des gefallenen Erzengels der Revolution. Sie ist ihm von der Geschichte auf den Leib geschrieben. Nie hätte er sie so ungehemmt ausspielen können, hätten die Klassenverhältnisse, hätte die Sowjetgesellschaft nicht gerade eines solchen "weisen" Stalin bedurft.

Stalins einbalsamierte, geschminkte Leiche gehörte rechtens ins Mausoleum der einbalsamierten, geschminkten Leiche der Revolution: Es war später gefährlich, die Leiche Stalins aus dem Mausoleum zu entfernen. Mit diesem Akt war die alte Revolution nicht zu erwecken, eher bereitete er den Zündstoff für eine neue vor.

Marx und Engels beschrieben drei historische Ausbeutergesellschaftsformationen, welche der klassenlosen, urkommunistischen Gesellschaft mit der fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte gefolgt seien: Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus.

Der Sozialismus-Kommunismus sollte den Übergang der Menschheit in eine höhere Stufe klassenloser Gesellschaft bedeuten und damit die eigentliche Geschichte der Menschheit eröffnen. Ausbeutung und Krieg seien Stationen aus der "Vorgeschichte der Menschheit".

Nun aber erwies sich die Sowjetgesellschaft im Gegensatz zur marxistischen Prognose als Gegenteil des gelobten, verheißenen Landes. Eine neue, eine vierte Formation der Ausbeutergesellschaft ward geboren. Sie sprengte in Theorie und Praxis das überkommene Schema der Titanen Marx und Engels, Lenin und Trotzki.

Die neue Klassengesellschaft bedurfte — mehr noch als eine jede zuvor — der Verhüllungsideologie. Die höchst lebendigen, äußerst realen Klassenkonflikte mußten spirituell hinweggezaubert, monolithene Harmonie da vorgegaukelt werden, wo in Wirklichkeit die Antagonismen hervorbrachen.

Stalin war nicht nur der skrupellose Autokrat, der jedes Aufbegehren (von unten) asiatisch-brachial niedertrat, einstampfte, er war auch der unfehlbare göttliche Zaubermeister im Illusionsgewerbe, "Born unerschöpflicher Weisheit" in Sachen schwarze Kunst.

Aus realen Bedürfnissen, rationalen Erwägungen geboren, nimmt die dreieinige Gott-Terror-Lüge-Eigenschaft — da in einer Person konzentriert — notwendigerweise eigengesetzliche, irrationale Züge an. Der progressive Erkrankungsprozeß verläuft in Schüben, die letztlich das gesellschaftliche System in Frage stellen, das diese Funktion benötigte, sie

organisch erzeugte, sich ihrer nur unter Krämpfen entledigen kann und sofort zur Neuproduktion in weniger virulenter Form ansetzt.

Nirgends tritt Stalins Dilemma — und die Art und Weise, wie er es ideologisch meistert, ist seine große Leistung — deutlicher, unverhüllter zutage, als in einer stereotyp wiederkehrenden Paraphrase in seinen Reden: Alle vorangegangenen Revolutionen — so führt Stalin unermüdlich aus — hätten nur eine Ausbeutungsform durch eine andere — höhere — abgelöst. Immer wieder hätten sich die Völker um ihre an die Revolution geknüpften Hoffnungen betrogen gesehen. Diesmal aber, nach der siegreichen Oktoberrevolution, sei etwas grundsätzlich Neues eingetreten. Diesmal würde tatsächlich eine klassenlose Gesellschaft aufgebaut werden. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sei endgültig überwunden.

Die Menschen — so Marx — machen ihre Geschichte selbst, aber unter vorgefundenen Verhältnissen und Zwängen, deren Ursachen sie nicht kennen, deren Gesetze sie nicht verstehen, so daß sie die Folgen ihres Handelns, die Resultate ihrer Aktionen nicht voraussehen und ihr phantastisches Bild von ihnen die Wirklichkeit mehr verschleiert als enthüllt.

Gerade das, was Marx über das Geschichtsbewußtsein der Ausbeutergesellschaften aussagt, trifft haargenau auch auf die Sowjetgesellschaft zu.

Revolutionen sind Lokomotiven der Weltgeschichte, sagt Karl Marx. Nun, ihr Brennstoff ist die *Utopie*: Sie befähigt den Menschen, den Stein der Geschichte zu heben, der immer wieder gehoben sein will.<sup>100</sup>

Cromwells Revolution befähigte Britannien, später den Weg zur ersten Industriemacht der Welt zu finden. Aber Cromwells Bibelglaube schuf wahrlich keine biblischen Verhältnisse in Old England.

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, der spätere Sklavenbefreiungs-Bürgerkrieg bahnten den USA den Weg zur Weltmacht. Die Menschenrechte werden anvisiert, werden fixiert — sie stehen in der Verfassung, sie stehen vielfach nur auf dem Papier.

Die Französische Revolution machte Frankreich zur Grande Nation, erhob seine leibeigenen Untertanen zu "enfants de la patrie". Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit figurieren im Gesetzbuch. Wo aber blieben die Träume Rousseaus, Diderots, Voltaire's?

---

<sup>100</sup> "Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse." Walter Benjamin: *Anmerkungen zu den Thesen über den Begriff der Geschichte*, in: ders., GESAMMELTE SCHRIFTEN (Bd. I,3; Frankfurt/M. 1980, S. 1232) – Hier zitiert nach: Stefan Gandler: FRANKFURTER FRAGMENTE. ESSAYS ZUR KRITISCHEN THEORIE (Frankfurt/M. 2013, S.70)

Die sozialistische Oktoberrevolution Lenins und Trotzki's, die welthistorische chinesische Revolution Maos lassen die Sowjetunion und das neu erstehende Reich der Mitte zur zweiten und dritten Weltmacht neben den USA werden; die Emanzipation der Farbigen hebt an. Doch blieb es Karl Marx und Friedrich Engels erspart, jene Gesellschaftsordnungen — anders als in Gips vom Denkmalssockel herab — zu betrachten, die da in ihrem Namen errichtet wurden.

Inbrünstig, mit rührendem Verlangen, messianischen Hoffnungen, blicken Marx und Engels auf die Revolutionen, die vor ihren Augen anheben: die Chartistenbewegung in England, die 30er, dann die 48er Revolution in Frankreich. Sie strahlt nach Österreich aus, und dann sind der beiden Augen auf Deutschland gerichtet. Am Vorabend der Revolution von 1848 erscheint ihr "Kommunistisches Manifest". Es verkündet, daß die bürgerliche Revolution in Deutschland rasch in die proletarische umschlagen werde.

"Die Geschichte hat uns nicht recht gegeben", bekennen die beiden freimütig in einem späteren Vorwort zu ihrem nun historisch gewordenen Manifest. (Erst Stalin und Ulbricht werden theoretische Irrtümer und politische Niederlagen in Siege umfälschen.) Dann begleiten sie den amerikanischen Bürgerkrieg mit den kühnsten Erwartungen, später die Pariser Kommune 1871. Diesmal noch nicht — aber die nächste wird den Sozialismus bringen ..

Sie sehen in der — inzwischen gescheiterten — Pariser Kommune die "Generalprobe" für die künftige siegreiche sozialistische Revolution, die selbstverständlich in den entwickeltsten Industriestaaten, in Westeuropa oder Nordamerika ihren Ausgang nehmen muß. Dort nur ist die historische Kraft angesiedelt, deren ureigenstes Werk die sozialistische Revolution sein wird, jene Klasse, die, indem sie sich selbst befreit, die gesamte Gesellschaft befreit: die Klasse der Industriearbeiter, das "moderne Proletariat".

Sie haben die Revolution vorausgesehen und vorausgesagt. Sie haben ihr die Idee gegeben und die Strategie geliefert — und doch hat ihnen die Geschichte nicht recht gegeben.

Die Revolution verrät ihre Ziele, indem sie sich verwirklicht.

Die Revolution bedarf — ist sie entartet, d. h. realisiert — weder ihrer visionären Ausgangsziele noch der durch diese ausgelösten gewaltigen spontanen Energien. Sie muß diese — ihr jetzt gefährlichen — Energien zähmen, institutionalisieren, an das neue Gebilde binden, das dem alten Traum nicht entspricht. Deshalb kultiviert sie diesen Traum nur noch als unverbindliche Formel, als steriles Dogma: Sie maskiert sich mit ihrer revolutionären Vergangenheit.

Die Revolution stirbt in Schönheit; sie endet als Show, und was sie zur Schau stellt, ist ihre geschminkte, einbalsamierte Leiche.

Das auszusprechen ist gefährlich. Wer Leichen einbalsamiert, um sie als lebendige Wesen auszugeben, möchte seine dunklen Machenschaften nicht enthüllt sehen. Er versteht sich als Gangsterklub, aus dem der Austritt nicht gestattet ist.

Wehe dem, der spricht: Er lügt, ist ein Verräter, Renegat, vogelfrei.

Das ideologisch geschlossene System — von außen berannt — versteht und verwirklicht sich institutionell als vergitterter Käfig, mauert sich ein: Auf Flüchtlinge wird geschossen.

## II.

Wenn Marx und Engels den Sozialismus *so* nicht gewollt, *so* nicht konzipiert haben, nun also, dann muß man es besser machen. Ist er verfälscht, dann gilt es, den echten Sozialismus zu verwirklichen. Zurück zu Marx, dem jungen insbesondere, vorwärts also zum *humanen* Sozialismus.

Die Spur dort wieder aufnehmen, wo sie von Stalin zertreten wurde — anknüpfen an Lenins Testament.

Also an Bucharin? Aber der geht unter — und wie unheroisch.

Also an Trotzki? Aber dessen IV. Internationale erweist sich als ein Phantom.

War am Ende schon Lenins Weg verfehlt, ungeachtet seines — und Trotzkis — welthistorischen Sieges?

Hat **Rosa Luxemburg** doch recht behalten mit ihren prophetischen — später eingeschränkten — Worten über die russische Revolution?

Haben am Ende schon Lenin und Trotzki ihr eigenes Werk zerstört, als sie gegen die meuternden Matrosen über die gefrorene Newa marschierten nach Kronstadt, wo Räte verlangt wurden — ohne Boschewiki?

An welchem Punkt begann der Irrweg der ersten siegreichen sozialistischen Revolution?

Solche Gedanken las ich heimlich, und ich las sie mit Schauern im "Gestohlenen Leben" von **Susanne Leonhard**<sup>101</sup>.

Freunde hatten das Buch 1956 in die DDR geschmuggelt.

Ausweglose, verworrene Don-Quijote-Diskussionen im Inferno von Workuta: Da vegetieren sie, die Heloten, Sklaven — alles Ausgestoßene; halb verhungert, ausgemergelt, schufteten sie unter höllischen Bedingungen

---

<sup>101</sup> Susanne Leonhard (1895-1984): GESTOHNENES LEBEN. SCHICKSAL EINER POLITISCHEN EMIGRANTIN IN DER SOWJETUNION (Frankfurt/M. 1956 und später). Autorin war die Mutter von Wolfgang Leonhard.



für den "Kommunismus" und streiten heiß um die Revolution, um ihren sozialistischen Traum.

Sie suchen, an Stalins Fels geschmiedet — die NKWD zerhackt ihre Leber —, nach dem Punkt, an dem das Unheil begann.

Ein jeder hat ihn gefunden, den Punkt, und ein jeder besteht auf einem anderen Termin, einer anderen Person. (Heute reicht diese Labyrinth-Skala bereits vom jungen Marx bis zu Tito und Mao.)

Ich fürchte mich vor dem, was Bucharin in seinem verzweifelt-irren Prozeßschlußwort das "DUNKEL" nennt — die Hinrichtung, das Ende vor Augen.

Nicht sein physisches Ende meint er: Die Idee ist erloschen — alles sinnlos geworden.

Er hat jetzt, jetzt erst begriffen — und nun umfassender noch als Trotzki das Ausmaß der Katastrophe erfaßt.

Gestern noch war er blind.

Seine Freunde, Versöhnler, hatten ihn in Paris (Stalin hatte ihn mit einer Rot-Kreuz-Delegation beauftragt) gewarnt. Er lächelte überlegen: In Paris bleiben? Auf die Rückkehr nach Moskau verzichten?

Hieß das nicht rückwärts reisen in die graue, längst überwundene kapitalistische Vergangenheit?

Aber wohin reist er nun?

Paul Baudisch hat mir viele Jahre später von diesem tragischen Pariser Gespräch berichtet. Doch damals (1947) begriff ich noch nicht, was vorgegangen — scheute wie das Pferd vor dem Abgrund zurück, vor der "absolut schwarzen Leere" Bucharins.

"Wofür noch leben" — so hält sich der Unglückliche sein eigenes Schlußwort — "isoliert von allen" (die da träumen und den Wachen einsperren als giftiges Reptil) und: "Wenn du stirbst, wofür stirbst du?"

Ich sitze mit Bucharin in der Zelle, stehe mit ihm in der Anklagebank, Tag um Tag, Nacht um Nacht, Jahr für Jahr.

Ich vermag es nicht, mir mein Schlußwort zu halten ... Die Angeklagten sind präpariert — die Angeklagten sind präparierbar.

- Physische Folter: Bucharin tippt es vorsichtig an: "Die Geständnisse der Angeklagten sind ein mittelalterliches juristisches Prinzip."
- Psychische Folter: Stereotype Konfrontierung mit dem, was Bucharin "all das Positive" nennt, "das in der Sowjetunion leuchtet".

Es ist ja auch mit sein Werk — Emanation, Inkarnation seiner Idee, seines Traumes.

- Der Sieg der Revolution über Zarismus, Konterrevolution und imperialistische Intervention; die Geburt, die Verwirklichung der Industriemacht, der Großmacht Sowjetunion.

Was zählt da noch die zusätzliche psychische Folter, die absolute Isolierung, das sadistische Ausmalen der angedrohten Hinrichtung, die Sippenhaft-Drohung, nicht nur ihn, auch seine gesamte Familie auszurotten?

- Die Drogen, die seine Persönlichkeit auslöschen, sein Bewußtsein trüben, sein Gehirn waschen, in Trancezustand versetzen, phantastische Schuldgefühle wecken und ihn süchtig werden lassen, seinen Sündenfall reuevoll zu gestehen:

"Abgehen von der Position des Bolschewismus bedeutet den Übergang zum politischen konterrevolutionären Banditentum. Jetzt ist das konterrevolutionäre Banditentum zerschmettert, wir sind zerschlagen, wir haben unsere furchtbaren Verbrechen bereut." Man beachte die Gleichsetzung der Position Stalins mit der "Position des Bolschewismus".

(Alle Zitate aus dem Schlußwort von Bucharin nach: "Die Moskauer Schauprozesse 1936-38", herausgegeben von Theo Pirker.)

All das ist nicht die letzte Erklärung für den mysteriösen Vorgang der Selbstausschöpfung Bucharins, der Opposition.

Alle Andeutungen ("Hypnose", "mittelalterlich") werden von Bucharin sogleich wieder verworfen — nicht als Sachverhalt, wohl aber als Schlüssel für sein Verhalten.

Bucharin entschlüsselt nicht durch — unterschwellig oder raffiniert in lichten Momenten — eingeblendete codes. Das eine, so sagt er selbst, ist die "mittelalterliche" Sache mit den Geständnissen; "aber", so schlägt er um, "hier liegt auch ein innerer Zusammenbruch der Kräfte der Konterrevolution vor."

Der Gebrochene stellt seinen inneren Zusammenbruch im Jargon der Inquisition — alle Angeklagten machen sich die Diktion ihrer Inquisitoren zu eigen — als den Zusammenbruch der "Konterrevolution" dar. Dann kommt der Aufschrei, der alles erhellt: "Man muß ein Trotzki sein, um nicht die Waffen zu strecken."

All das, was hier geschieht, sagt Bucharin, ist uninteressant, uninteressant die grotesken Geständnisse, uninteressant, wie sie zustandekamen, uninteressant, welches System sie erzeugte.

Interessant ist nur das eine: Entweder dieses System, so wie es ist — oder das Dunkel; die "Opposition" ist geschichtslos. Wir Oppositionellen landen auf dem "Kehrichthaufen der Geschichte", sind zerstampft — nicht nur für den flüchtigen Augenblick, sondern endgültig ausgelöscht; die Revolution führt gesetzmäßig zu Stalin; nicht zu uns, nicht zu Trotzki.

Es ist nicht das "Stirb und Werde", es ist das Finis, das sich Bucharin quer über den Horizont schreibt.

### III.

Selbstzerfleischung als Opfer, als Pflicht. Die "Inquirierten", sie spielen es mit, das große läuternde Spiel der Inquisition. Sie befinden sich — so würde Pawlow es bei seinen armen Hunden bezeichnen — in der ultraparadoxen Phase.

Die Inquisitoren haben ihren Pawlow studiert: Sie synchronisieren die Peitsche, die Folter, mit dem süßvertrauten Klingelzeichen, das zum Fraß ruft und dem lebensspendenden Traum der Revolution, des Sozialismus. "Schlacht unterwegs", der Tauwetter-Roman der verstorbenen **Galina Nikolajewa**<sup>102</sup>, beschreibt ergreifend diesen Pawlow-Reflex der gläubigen Sozialisten, und gerade das war meine Lektüre im Zuchthaus Bautzen:

"Tagelang lag sie mit fest geschlossenen Augen da. Sie sah den Löwenkopf des Vaters und seine guten, entzündeten Augen vor sich. Sie dachte unaufhörlich an ihn. Sie erinnerte sich an den frohen Morgen, an dem er zurückgekommen war. Wie glücklich waren sie beide gewesen! Warum war er zurückgekehrt, warum war er nicht in der gleichen Stunde wie die Mutter gestorben? Wäre er doch für das Vaterland ruhmvoll auf dem Schlachtfeld gefallen ... Hätte er doch nie erdulden müssen, was er in den letzten Tagen erduldet hat ... Immer wieder dachte sie an seine Augen: Welches Nichtverstehen darin gewesen war, welche tödliche Bitterkeit! Sein Tod und die Welt,

---

<sup>102</sup> Die russische Schriftstellerin Galina Jewgenjewna Nikolajewa (1911-1963) schrieb unter diesem Pseudonym, ihr eigentlicher Name war Galina Woljanskaja. Ihr Roman SCHLACHT UNTERWEGS (Berlin/DDR 1962) ist "ein Buch, das Mut macht, Mut zum Schreiben, zum Kämpfen", schrieb Brigitte Reimann in ihrem Tagebuch (ICH BEDAUERE NICHTS. TAGEBÜCHER 1955-1963; Berlin 1997, S.241, 8.5.62) - dem kann ich mich nur anschließen! Das ist Weltliteratur - aber wer kennt, liest es heute noch? Daß Nikolajewa zunächst selbst eine militante Stalinistin war, trägt zur Authentizität ihres Buches durchaus bei. Auch andere Werke der Autorin kann ich sehr empfehlen in ihrem dokumentarischen wie literarischen Wert, so zeigt der Roman ERNTE (Berlin 1951) gut den "sozialistischen Idealismus" in Teilen der sowjetischen Bevölkerung. - Das wohl erste detaillierte schriftstellerische Zeugnis des stalinschen GULAG war der umfangreiche und ebenfalls noch lesenswerte Bericht von Wiktor Andrejewitsch Krawtschenko: I CHOSE FREEDOM (1946), deutsch: ICH WÄHLTE DIE FREIHEIT. DAS PRIVATE UND POLITISCHE LEBEN EINES SOWJETBEAMTEN (Zürich 1947). Es führte zu massiven Verdrängungsargumentationen unter linken westlichen Intellektuellen.

die ihr vertraut gewesen war und die sie geliebt hatte, waren nicht miteinander zu vereinbaren. Wohin war diese Welt verschwunden? Ja, hatte es sie überhaupt gegeben?

Ihr ganzes Inneres war wie eine offene Wunde; alles in der Welt war scharf und spitz geworden und verletzte sie. Es tat ihr weh, die Sterne zu sehen, die vor dem Fenster leuchteten. In diesen Tagen mochte sie keine Zeitung lesen, denn sie fand darin keine Antwort auf die Fragen, die sie quälten. Wenn sie erfuhr, daß jemand gestorben war, dachte sie von dem Toten: Der ist glücklich! Er ist an einer Krankheit gestorben!

Tag und Nacht sprach sie unaufhörlich und lautlos mit sich selbst: Die Mutter hat mir der Krieg genommen. Sie hat für eine Welt der Gerechtigkeit gekämpft ... Aber welcher Krieg hat mir den Vater genommen? Gibt es einen schrecklicheren Tod als den seinen? Er, der mit seinem ganzen Herzen der Partei gehörte, ist hingerichtet worden von Parteifeinden, die den Namen der Partei als Aushängeschild mißbrauchen!

Wie ein Kästchen mit poliertem schwarzen Deckel bewahrte sie ihre eigenen Gedanken und Gefühle hinter drei Schlössern auf, unzugänglich und unerreichbar für die anderen, und spiegelte mit der schwarzen Leere der Oberfläche indifferent alles wider, was vorüberglitt. Aber das Leben gab ihr und ihrer Verachtung Rätsel auf. Die Menschen schufen neue Maschinen, veränderten den Lauf der Flüsse, gruben Kanäle, bauten riesige Staudämme und Wasserkraftwerke und freuten sich darüber. Auch sie konnte nicht umhin, die Größe dieser Taten und die Reinheit dieser Freude zu empfinden. Wie war das alles mit jenem Finsteren zu vereinbaren, das in ihr Leben eingebrochen war? Ein bekannter Physiologe hatte ihr einmal von einem Experiment mit Hunden erzählt. Um bei einem Hund eine künstliche Neurose hervorzurufen, muß man ihn daran gewöhnen, daß er beim Läuten einer Glocke gestreichelt wird und zu fressen bekommt, beim Aufblitzen eines Lichts dagegen geschlagen wird, und dann muß man das Läuten und das Licht miteinander verbinden. Die beiden gleichzeitigen, einander widersprechenden und nicht miteinander zu vereinbarenden Reize stellen das Gehirn vor eine Aufgabe, die es nicht bewältigen kann, und rufen eine totenähnliche Lähmung aller Reflexe hervor. Der Hund hört auf zu trinken und zu fressen, er verliert seine Beweglichkeit und seine Aufnahmefähigkeit. Stundenlang sitzt er wie erstarrt da, gleichgültig gegen Zurufe, gegen Liebkosungen, gegen sich selbst. Tina glich einem solchen Hund. Das Leben hatte sie vor die Aufgabe gestellt,

Unvereinbares miteinander zu vereinbaren. Und ihre Seele war, niedergedrückt durch die Schwere dieser über ihre Kraft gehenden Aufgabe, in totenähnliche Erstarrung verfallen."

Niemand, der sich — wie Trotzki — seine sozialistische Vision erhält, rein erhält, gelangt auf die Anklagebank des öffentlichen Schauprozesses. Er wird im stillen, anonym, liquidiert oder anonym zum Staatssklaven deklassiert.

Märtyrer sind unverwundbar durch das Wissen, daß die Maschine vom Teufel kommt, die da im Namen Gottes fungiert, funktioniert.<sup>103</sup>

Marx und Engels sagten, der Sozialismus sei — wissenschaftlich — realisierbar, sei notwendig. Lenin und Trotzki führten in der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution den vermeintlichen Sozialismus zum Siege, in dem Glauben, dies sei die erste Etappe, der Keim der anhebenden Weltrevolution.

Dann zeigte sich das, was Stalin die "relative Stabilisierung des Kapitalismus" nannte, und er proklamierte den "Aufbau des Sozialismus in einem Lande".

Das Ergebnis ist bekannt.

Trotzki erklärte die "bürokratische Entartung des Sozialismus" damit, daß der Sozialismus isoliert, in einem Lande (dazu noch in einem so rückständigen wie Rußland) niemals verwirklicht werden könne.

Ich möchte meinen, daß überhaupt nur isoliert und in einem rückständigen Lande diese Gesellschaftsordnung siegen konnte, die, indem sie sich Sozialismus nannte, das Entwicklungsland Rußland industrialisierte.

Sozialismus realisiert sich als Stalinismus, Titoismus, Chruschtschowismus, Maoismus, Fidelismus — immer jeweils als eine progressive Ausbeutungs- und Unterdrückungsgesellschaft *neuen* Typs, als historisch gesetzmäßige Nachholform und Nachhilfeform der Industrialisierung in Entwicklungsländern.

Kritik also an dieser Gesellschaftsform, die sich da Sozialismus nennt — "schonungslose Kritik alles Bestehenden", wie sie Marx verlangte! Doch sie ist nur dann sinnvoll und fruchtbar, wenn sie nicht von den Denkformen von gestern — als Apologetik des Vergangenen —, sondern aus der humanen Sicht von morgen erfolgt.

Ich werde mir kein *Finis* über den Horizont malen. Ich will immun sein gegenüber der Maschine, gegenüber der Inquisition. Und ich weigere

---

<sup>103</sup> Eine seltsame Terminiologie für einen Agnostiker!

mich, als Alternative zu Stalin das Dunkel zu sehen. Ich will mich auch nicht betäuben, den Weg Trotzki's, den Weg irrealer Träume gehen.

*Das Scheitern des Sozialismus hat den Kapitalismus nicht rehabilitiert.*

Ist der Sozialismus nur totalitär realisierbar — dann ist er nicht realisierbar. Nimmt er unhumane Gestalt an, dann ist der humane Sozialismus nicht Utopie, sondern Fiktion — Erwartung von etwas grundsätzlich Unmöglichem. Der Sozialismus wurde experimentell versucht — das Experiment ist gescheitert. Die Theorie wurde von der Praxis widerlegt.

Was bleibt? Es bleibt die große humane Vision von Karl Marx. Es bleibt, zwingender denn je, sein kategorischer Imperativ: nicht nur interpretieren — verändern!

Wurde ich enttäuscht, dann, weil ich mich täuschen ließ, gar getäuscht sein wollte — nicht sehen, nicht einsehen wollte, daß die Praxis im Widerspruch stand zur Theorie. Enttäuschung ist eine gute Schule — wenn man die Schuld nicht bei den anderen, den Täuschenden, sucht, zu denen man am Ende (in aller guten Absicht) selbst gehörte; ist eine gute Sache, wenn man den Traum nicht aufgibt, sich nicht abfindet, nicht resigniert.

Eitle Menschen können es *den anderen* nicht verzeihen, daß sie sich von ihnen haben "enttäuschen", also täuschen lassen.

Fruchtbarer ist es doch wohl, sich selbst zu fragen: Wieso war ich täuschbar?

Ich bin ein alter Revolutionär,  
der den Hoffnungen, die er begraben mußte,  
treu geblieben ist.

MANES SPERBER

*(aus seiner Danksagung  
anlässlich der Friedenspreisverleihung  
durch den .Börsenverein des deutschen  
Buchhandels, 1983)*

Wer keine Kraft zum Traum hat,  
hat keine Kraft zum Leben.

ERNST TOLLER: *Hinkemann*

In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit,  
das heißt die Wirklichkeit und Macht,  
die Diesseitigkeit  
seines Denkens beweisen.

KARL MARX: *Thesen über Feuerbach*

Es ist so leicht, barbarisch ein Held zu sein;  
Es ist so schwer, im Alltag ein Mensch zu sein.

ALTIERO SPINELLI

Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben,  
ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben,  
der der Illusionen bedarf ...

Die Kritik der Religion endet mit der Lehre,  
daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei,  
also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen,  
in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes,  
ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.

KARL MARX

*Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie,  
Einleitung*

## Der Versöhnler

Sie nannten uns Versöhnler, die Stalinisten, als wir vorschlugen, SPD und KPD sollten alles zurückstellen, was sie trenne, angesichts der großen Gefahr. Wir mahnten vor 1933, dem gemeinsamen Gegner vereint entgegenzutreten, gemeinsam die demokratischen Freiheiten zu verteidigen, um die faschistische Diktatur, den Sieg der Hitlerhorden zu verhindern.

Versöhnler, das bedeutete ihnen ein Schimpfwort: Lenin hatte es seinerzeit verächtlich auf jene gemünzt, welche die unvereinbaren Gegensätze zwischen Bolschewiki und Menschewiki "verkleistern" wollten.

Heute empfinde ich, welche Größe darin liegt, ein Versöhnender zu sein, entdecke, daß es von Anbeginn mir lag, dahin zu streben. Ich bin von Illusionen ergriffen, Aggressionen unterworfen worden, aber mein Ziel war nicht die Illusion und schon gar nicht die Aggression — es war eine Gesellschaft ohne Aggression, ohne Krieg, Unterdrückung und Ausbeutung. Das war also eine Gesellschaft, die — wie Marx so großartig formulierte — keiner Illusionen bedarf, weil sie menschenwürdig und in ihr der Mensch dem Menschen das Höchste ist.

Ich fühle mich in meinem Wesen erfüllt und bestätigt, weil ich mit meiner Illusion nicht meine Vision verlor, aus der Vergangenheit nicht die Asche, sondern das Feuer in die Zukunft nahm.

Man kann wohl den Menschen rauben, doch nicht seine Idee, nicht den Menschentraum, weil dieser Traum nicht entführbar ist.

Versöhnen kann immer nur bedeuten, um *übergeordneter* Werte, Ziele willen *zweitrangige* oder eingebildete Gegensätze hintanzustellen, zu überwinden — sich für den Lebenskampf vereinen: Koexistenz — oder keine Existenz; eine Welt — oder keine.

Der neuen Wirklichkeit des Atomzeitalters gegenüber schrumpfen — de facto — alle überkommenen, wirklichen und fiktiven Konflikte zu sekundärer Bedeutung — entarten die atavistisch-anachronistischen Gruppeninstinkte in bösartigem Wachstum zu Lemminge-Schemata.

Emotionen solcher Art werden von nun ab lebensgefährlich für die Art.



Angesichts der gewaltigen Gefahr für den Bestand der Menschen erscheint das, was sie trennt, unendlich klein. Also gilt es, den Explosivstoff zu entschärfen, also gilt es, "Versöhnler" zu sein.

Versöhnler sein, das ist das große Abenteuer, das anhebt, das große Denk- und Tat-Abenteuer.

Ringelnatz hat in "Vorfreude auf Weihnachten" die Kindheit des Menschentums mit dem Zukunftstraum synchronisiert:

Wenn wir im Traume eines ewigen Traumes  
Alle unfeindlich sind — einmal im Jahr!  
Uns alle Kinder fühlen eines Baumes.  
Wie es sein soll, wie's allen einmal war.

Ursprünglich war es der Urinstinkt der höheren Säugetiere, im Kampf ums Dasein und zur Erhaltung des Daseins die eigene Art zu schonen. Jene Primaten aber, die — sich aufrichtend zum Urmenschen — aufstiegen, gerieten (bei ungünstigen Lebensbedingungen) unter den Zwang, auch die eigene Art anzufallen, einander zu zerfleischen. Die Kollision der Instinkte führte zur Neurose — die Massenhysterie entstand.

Der Primärinstinkt (der Arterhaltung) wurde durch den sekundären, emotional aufgeladenen Aggressionstrieb (gegen die andere Gruppe) überdeckt — er fristet sein Leben nur noch als ohnmächtige Religion. Diese Urreligion aber, die primäre Emotion, wird heute — auf höherer Stufenleiter — zum Denk-, Gefühls- und Lebenserhaltungsgesetz des Homo sapiens: Das Urgefühl, die Urhoffnung — bisher utopisches Prinzip — wird zu eben dem Zeitpunkt historisch realisierbar, da sie als einzige Rettungschance verbleibt.

Der Hegelsche Dreisatz: These — Antithese — Synthese erhält hier biologisch-historische Bedeutung.

Pflanze und Tier — alles vormenschliche Leben paßt sich passiv seiner Umwelt an, der Mensch paßt sich an und gestaltet sie und sich mit ihr. Das Tier flieht vor der Gefahr, greift den Schwächeren an. Der Mensch kann nur als Mensch bestehen und in die eigentlich menschliche Periode eintreten, indem er die Welt nach seinen Bedürfnissen verändert. Er wird diese seine Geschichte erst realisieren können, wenn er seiner barbarischen Vorgeschichte entsteigt — wenn er die Religion aus seinem Kopf in die Tat umsetzt.

Die Religion der Nächstenliebe muß Wirklichkeit werden aus gesellschaftlicher Notwendigkeit — bei Strafe des Unterganges.

Der Erzengel mit dem atomaren Schwert vor dem Tor zum Paradies wird entwaffnet oder der Menschheit das count down gezählt werden. Der

Mensch, der in grauer Vorzeit aus dem Paradies des Gattungsinstinkts, vertrieben wurde, um fortzuexistieren, kann heute nur überleben, wenn er, sich selbst überwindend, sich wieder ins Paradies hineinkämpft.

Früher einmal wußte ich die Antworten — heute ahne ich die Fragen. Das Erkennen — als Selbstzweck, als voraussetzungslose Wissenschaft — ist uns höchste Lust geworden; aber vergessen wir nicht, daß seine ursprüngliche Funktion eine biologische Funktion ist: unser Leben zu sichern, unser Überleben zu ermöglichen.

Unser Denkvermögen reicht nicht aus — es sei denn in unendlich kleinen Annäherungsschritten, in unendlich langen Zeiträumen —, die Welträtsel zu lösen, um deren vermeintlich gelungene Deutung wir jahrtausendlang so brav einander die unfehlbaren, klugen Köpfe blutig schlugen. Aber unser Denkvermögen genügt durchaus, die Katastrophe zu erkennen, die uns droht — und sie zu verhindern.

Die naturwissenschaftliche Revolution — und die durch sie ausgelöste Revolution der Produktiv- und Zerstörungskräfte — hat alle überkommenen Denksysteme, weil starre Systeme, ins Wanken gebracht — östliche wie westliche. Sie schafft die technischen Voraussetzungen sowohl für den Selbstmord der Art als auch für die von Marx erträumte menschliche Gesellschaft.

Nicht nur die überkommenen "abendländisch"-konventionellen Denkweisen haben ihr humangeschichtliches Cannä erlebt — die Geschichte hat den approbierten sozialistischen Denkweisen ebensowenig recht gegeben:

- Die II. Internationale erlebte ihren 4. August 1914, an dem sie moralisch und politisch zerbrach.
- Die III. Internationale zerschellte an den Schauprozessen und dem "Nichtangriffspakt" zwischen Stalin und Hitler.
- Die sogenannte IV. Internationale war tot, noch bevor Stalin Trotzki umbringen ließ. Auch Maos Gipsbüsten in Pekings Kulturpalästen können ihr keinen neuen Lebensodem einhauchen.

Wer aber wollte behaupten, daß darum die humane Vision des Jesaja, des Nazareners oder des Karl Marx gescheitert sei?

Der 4. August 1914 hatte den Anspruch der II. Internationalen widerlegt, sie sei der Vorabend des Völkerfrühlings in Gestalt der internationalen Solidarität der sozialistischen Arbeiterparteien.

Damals ging jede dieser Parteien in das Hauptquartier ihrer Generäle und sorgte dafür, daß die "Proletarier aller Länder", die sie hatten vereinigen wollen, einander zerfleischten.

Heute macht der sowjetisch-chinesische Konflikt deutlich, daß sich die "sozialistischen" Staaten in die gleichen imperialen Konflikte verstrickt finden, wie das nach deren Theorie einzig den "imperialistischen Räuberstaaten" vorbehalten ist.

Freilich, wie oft ist die Idee Jesu Christi auch schon von den "christlichen" Staaten ad absurdum geführt worden!

Doch nicht die großen Ideen des Nazareners oder des Trierers wurden widerlegt — ihr Traum ist unbesiegbar —, sondern der sozusagen prähistorische Anspruch, sie seien bereits im "christlichen" oder im "sozialistischen" Staat verwirklicht.

Sollte aber die Atombombe sich weiter verbreiten, zum Prestigespielzeug und zum Statussymbol der Nationen werden und damit mit mathematisch wachsender Wahrscheinlichkeit zur Explosion gelangen, dann dürfte es verhältnismäßig bedeutungslos sein, ob der radioaktive Staub, der unseren Planeten umhüllt, "sozialistischer" oder "kapitalistischer" Herkunft ist.

Hätte der Homo sapiens seine Zukunft verspielt, wäre auch seine Vergangenheit ausgelöscht.

Der Menschentraum ist nicht entführbar, nicht besiegbar: Er wird realisiert oder atomisiert werden. Also wird eine jegliche Idee daran gemessen werden, welchen Beitrag sie leistet, der Welt zum Überleben zu helfen.

Der junge Marx spricht in seiner grandiosen "Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" von der "verkehrten Welt", die ein "verkehrtes Weltbewußtsein" erzeuge, der Illusionen bedürfe, "weil das menschliche Wesen keine wahre Wirklichkeit" besitzt.

Wie verkehrt erst ist unsere Welt im Vergleich zu der damaligen Zeit. Wie üppig schießen die Illusionen, die Verhüllungsideologien als falsches, irreführendes Bewußtsein ins Kraut.

Wie schwer wird es, sie zu durchschauen, wie gefährlich, ihnen zu erliegen, wie notwendig, die illusionserheischende Wirklichkeit am unbestechlichen Maßstab der Vision, des Traumes zu messen.

Wie ungemein aktuell, lebenswichtig, erscheint in diesem Licht die Erkenntnis, die Marx ebenda zum kategorischen Imperativ erhebt:

"Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf."

Können wir die von Marx erheischte "Kritik der Erde" — einer Erde, die immer kritikwürdiger wird — denn von einem anderen Ausgangspunkt vornehmen als von Marxens "Standpunkt der Theorie, welche den Menschen für das höchste Wesen des Menschen erklärt"?

## **Zum Stellenwert des 17. Juni im Geschichtskalender<sup>104</sup>**

Niemand denkt heute gern an den 17. Juni 1953 zurück. Das gilt nicht nur für den "Osten", dem er zum Menetekel wurde. Es war schon immer absurd, dieses Datum als Feiertag anzusehen, gar als "Tag der Deutschen Einheit" zu begehen. Schließlich haben gerade die explosiven Geschehnisse vom 16. / 17. Juni die deutsche Wiedervereinigung um ihre letzte Chance gebracht — jedenfalls für unser Zeitalter. Das ist inzwischen so deutlich geworden, daß es nun schon peinlich wirkt, ja als Krampf, den 17. Juni weiterhin rot im Kalender stehen zu lassen, obwohl er doch nur unter Rot in den Geschichtskalender gehört.

Jedes historische Ereignis hat seine Legende — von den Siegern geschrieben, ist doch die herrschende Geschichtsauffassung die der Herrschenden. Folgerichtig hat der 17. Juni zwei Legenden. Denn es gab zwei Sieger, weil zwei deutsche Staaten. Personalisiert gesehen, war der eine Sieger (wenn auch ein trauriger und mit fremden Panzern) Walter Ulbricht mit der "Ost"-Legende vom "imperialistischen Tag X"; der andere war Konrad Adenauer mit der "West"-Legende vom "Tag der Einheit" als Rechtfertigung der "Politik der Stärke". (Sie erbrachte ihm und seiner CDU/CSU die absolute Mehrheit bei den Bundestagswahlen 1957.) Verteufelt die eine Legende den 17. Juni als finstere Moritat, so erhebt ihn die andere zum nationalen Helden-Epos.

Beide Legenden sind inzwischen derart vergilbt, daß sich eine theoretische Auseinandersetzung mit ihnen erübrigt. Vielmehr soll versucht werden, den historischen Stellenwert dieses Tages zu bestimmen.

Es ist nicht nur historische Denkmalspflege, was die konservativ-restaurativen bzw. konservativ-bürokratischen Kräfte in der Bundesrepublik und der DDR daran hindert, die Arbeitererhebung vom 16. und 17. Juni wahrheitsgetreu darzustellen und objektiv einzuschätzen. Was damals geschah — zu Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte —, leitete eine Kette von Ereignissen ein, die Osteuropa wie Westeuropa erschütterten. Es sind diese erregenden Aspekte für das auslaufende Jahrtausend, die alle Welt gegen den fatalen 17. Juni so allergisch macht. Es fragt sich nämlich, ob man dieses Datum wirklich nur

---

<sup>104</sup> Aus: Die Neue Gesellschaft, Juli 1971

als Auftakt späterer Beben im Ost-"Block" sehen kann (1956: Polen, Ungarn; 1968: CSSR; 1970: Polen) oder ob da nicht auch einige Symptome des Mai 68 in Frankreich und des "Heißen Herbstes" 69 in Italien keimhaft vorweggenommen wurden. In dieser Sicht wäre — bei allen spezifisch deutschen Zügen — diese Arbeitererhebung weniger ein nationales als ein europäisches Phänomen und nicht einmal ausschließlich ein osteuropäisches.

Was den spezifisch deutschen Aspekt anlangt — der von dem sowjetimperialen nicht zu trennen ist —, so handelt es sich zunächst einmal um eine niedergeschlagene Erhebung (eine partielle Erhebung bedeutender Industriearbeitermassen einiger DDR-Großstädte; von der Sympathie, aber nicht von einem Aktionsbündnis anderer Volksschichten getragen; von der sekundären Staatsgewalt — SED- und DDR-Bürokratie — ohnmächtig erduldet; von der primären Gewalt, dem Sowjetimperium, nach anfänglichem Zögern und kurzem Widerstreit im Kreml militärisch-administrativ unterdrückt).

Die Niederlage deutscher Volkserhebungen, welcher Art auch immer, ist Wesenszug der deutschen Misere, die mit dem unglücklichen Ausgang der Bauernkriege anhebt.

Beim 17. Juni handelt es sich indes nicht nur um eine Niederlage — war er doch vordergründig gesehen eine echte Tragödie: genau wie in der klassischen griechischen Tragödie führen die Helden ihren Untergang gerade durch jene Aktion herbei, die ihn verhindern soll. Die handelnden Massen bewirkten das Gegenteil von dem, was sie bezweckten, sie zerstörten durch ihre Aktion gerade jenen Ansatz, den sie hatten entwickeln, weitertreiben wollen: den Neuen Kurs (ganz abgesehen davon, daß der 17. Juni den intern schon entmachteten Walter Ulbricht wieder in den Sattel hob).

Die vom Zentrum des Imperiums bürokratisch programmierte Kursänderung für die Peripherie erschien von oben her, in Kreml-Sicht, sicher gesteuert: sie erwies sich unten an der Basis als lebensgefährliches Experiment. Diese Erfahrung bestärkte den Immobilismus, die Furcht vor Reformen, die sich andererseits als immer notwendiger erwiesen: aus dieser Kreml-Position zwischen Skylla und Charybdis sind Aufstieg und Fall Chruschtschows und der Zickzackweg der Entstalinisierung zu verstehen.

Es wird meist verdrängt, daß dem 17. Juni der 9. Juni vorangegangen war, der Tag, an dem das Politbüro — auf Geheiß des Kremls — den Neuen Kurs startete. Die Initiative hierzu war von Malenkow und Berija ausgegangen — unter Duldung Chruschtschows.

Der Neue Kurs war keineswegs nur als Inner-DDR-Reformkurs gedacht: es wurden schwerwiegende Fehler eingestanden und eine Korrektur der Mittelstands- und Kirchenpolitik verkündet; Rechtssicherheit wurde zugesagt; die vorangegangenen Preiserhöhungen und der Fortfall der Arbeiterwochenfahrkarten wurden zurückgenommen — nicht dagegen die administrativ erzwungene "freiwillige" Normenerhöhung (Sollerhöhung für die Arbeitsleistung), gerade das aber löste die Erhebung aus.

Die gesamtdeutsche Zielsetzung dieser DDR-Reform war offenkundig: im Kernsatz des lakonischen Politbürokommuniqués wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß der Beschluß über den Neuen Kurs die "Herstellung der Einheit Deutschland" durch die "Annäherung der beiden Teile Deutschlands" erleichtern sollte. Mehr noch: der Neue Kurs, als beträchtliche Vorleistung zur Entspannung in Zentraleuropa, sollte dem Kreml die Eintrittskarte für die zwischen Malenkow und Churchill abgesprochene Gipfelkonferenz der Vier Mächte liefern.

Die Sowjetunion befand sich damals an einem dramatischen Wendepunkt:

- Der große Tyrann war tot; im Kreml tobten Diadochenkämpfe.
- Die "Bestien der Menschheit" waren frei; ihre phantastischen Geständnisse (eines angeblichen Ärzte-Mordkomplotts gegen Stalin) als unter "physischem Druck" (lies Folter) zustande gekommen entlarvt. Die (in Stalins letzten Tagen angelaufene) neue große Liquidierung war liquidiert worden.
- Das atomare Patt der beiden Supermächte zeichnete sich ab; Malenkow hatte soeben verkündet, daß ein Atomkrieg die "gesamte menschliche Zivilisation zerstören" würde.
- Die stalinistische Despotie, die — unter Hekatomben von Opfern — das rückständige Agrarland industrialisiert hatte, erwies sich als unfähig, der Sowjetunion den Anschluß an die beginnende zweite industrielle Revolution, das kybernetische Zeitalter, zu sichern.

Das Sowjetsystem stand unter Zugzwang: innen- wie außenpolitisch erschienen ein neuer Kurs, eine Liberalisierung und Entspannung dringend geboten. Der neue DDR-Kurs war hierbei nur als ein erster von vielen weiteren Zügen angelegt — aber dieser Eröffnungszug scheiterte. Das Fiasko wirkte als Schock. Von nun an steht die Sowjetbürokratie unter dem Trauma, daß die unvermeidliche Reform unvermeidlich in Revolution umschlägt.

Die Kalten-Kriegsgewinnler beider deutscher Staaten frohlockten: die "Gefahr" eines Vier-Mächte-Arrangements in Europa— zum erstenmal am Horizont aufgetaucht — schien behoben. Sie übersehen, daß gewichtige Interessen die beiden atomaren Supermächte, unbeschadet aller sonstigen Rivalitäten, tendenziell zu diesem Arrangement trieben; sie stellten hintenan, daß die Aufmarschlinie der beiden Giganten quer durch Deutschland verläuft — je mehr Spannung, um so größer die Gefahr für unsere Existenz.

Es bleibt ein historisches Verdienst der SPD, daß sie den Neuen Kurs sofort honorierte. Während die Adenauer-Politiker mit dem verblendeten Feldgeschrei "Die SED ist pleite" zur Hetz-Jagd ansetzten, als ginge es nur noch darum, ihr den Fangstoß zu versetzen, forderte die SPD-Fraktion im Bundestag die Adenauer-Regierung auf, "eine sofortige Initiative für Viermächteverhandlungen für die Wiedervereinigung Deutschlands einzuleiten und eine Zusammenkunft der vier Hohen Kommissare anzuregen". **Herbert Wehner** erläuterte auf einer ad hoc in Bonn einberufenen Pressekonferenz prägnant und methodisch, wie dringlich solche Viermächteverhandlungen zur Lösung der deutschen Frage seien.

Die dramatischen Ereignisse überrollten dann alle Ansätze. Es hat sich aber in den Wechselfällen neuester deutscher Geschichte erwiesen, daß einzig und allein die Konzeption, auch die geringsten Ansätze zur Entspannung zu nutzen (statt sie zu torpedieren), zukunftssträftig sein kann; alles andere wäre Katastrophenpolitik.

Entspannungspolitik bleibt für uns die einzig mögliche Alternative — unbeschadet der Dialektik von Entspannung und Spannung. "Der Abbau der Spannung zwischen Ost und West" — meint hierzu **Wolf Biermann** aphoristisch verkürzt (s. "stern" Nr. 40/70; S.214) — "fördert die Spannung in Ost und in West. Das ist gut in jedem Fall." Ist aus dem Dämon "Ost" bzw. "West" erst einmal die Luft raus, kann er den Konservativen beider Systeme nicht mehr als Manipulierungsmittel und Integrationshilfe dienen: Reform-Konflikte können eher ausgetragen, Barrieren abgeräumt werden.

Das Sowjet-Imperium hat bisher jede Revolte an seiner Peripherie vom Zentrum her erstickt, um das Kerngebiet vor Erschütterungen zu bewahren. Aber dieser Vorgang blieb nicht ohne Rückwirkungen auf das Zentrum selbst. Nicht zufällig fragt sich eine wachsende Zahl von Sowjet-Intellektuellen, ob das Sowjetregime, die Partei- und Staatsbürokratie, überhaupt zu den notwendigen, systemverändernden Reformen fähig sei. Lautet die Antwort "nein", dann treibt der Sowjetkoloß der Revolution entgegen. Wie aber, wenn sich dann die zentralen (primären) sowjetischen Machtorgane ebenso als gelähmt

erweisen, wie dazumal die peripheren (sekundären) in der DDR, in Ungarn und der ČSSR?

Der 17. Juni eröffnete den Reigen solch peripherer Erhebungen: Er war ein erstes Fanal, etwas noch nie Dagewesenes, Keimform des Neuen, insofern wird sein Ergebnis durch die — aus der verengten deutschen Perspektive verständliche — Charakterisierung als Tragödie nicht hinreichend gedeckt. Das wird an einigen seiner konkreten Erscheinungsformen (die hier nur skizziert werden können) besonders deutlich.

Die Arbeitererhebung erfolgte in einem System, das sich als sozialistisch und als Arbeiterstaat bezeichnet. Der Widerspruch zwischen diesem Anspruch und der Wirklichkeit war unerträglich geworden. Was immer die Arbeiter wollten — und sie wollten sehr Unterschiedliches —, eines wollten sie gewiß nicht: Die Restauration, eine Wiederkehr der Großgrundbesitzer und Konzernherren, die Wiederherstellung ihres Macht-, Besitz- und Bildungsmonopols. Was wollten sie also? Walter Ulbricht hat es 1968 höhnisch in bezug auf die ČSSR-Arbeiter ausgesprochen (sein Bürokratenhirn sah das bezeichnenderweise als Absurdum an): "Sie wollten etwas, was es nirgends in der Welt gibt." Tatsächlich, vage und schemenhaft, schwebte ihnen so etwas wie wirklicher Sozialismus, eine wirklich neue Gesellschaft vor: Human, demokratisch, mit "westlichem" Lebensstandard und eine gesamtdeutsche Lösung. Insofern trug die sozialistische Erhebung auch nationale Züge.

Lenin hatte in seiner Schrift "Der Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus" den radikal-voluntaristischen Genossen das "Grundgesetz der Revolution" und die unabdingbaren Voraussetzungen einer "revolutionären Krise" vor Augen gehalten. Paradoxerweise waren diese Lenin-schen "essentials" am 16. und 17. Juni in der DDR erfüllt— in einem Regime also, das sich marxistisch-leninistisch nannte. Auch fügte es die List der Geschichte, daß die Leninsche Strategie (eine "ökonomische" Generallosung, die in eine "politische" Hauptforderung "umschlägt") spontan verwirklicht wurde. Spontan! Das war ebenfalls neu. Hier war keine Partei, kein Zentralkomitee, kein Politbüro am Werk; es gab keinen Generalstab der Revolution, folglich auch keinen Generalstabsplan. Das moderne Organisationsmodell, die Gruppe, betrat die historische Bühne.

Es ereignete sich aber das, was Lenin in der nämlichen Revolutionsfibel als das unverkennbare "Merkmal einer jeden wirklichen Revolution" bezeichnet: "Die schnelle Verzehnfachung, ja sogar Verhundertfachung der Zahl der zum politischen Kampf fähigen Vertreter der Werktätigen und der ausgebeuteten Masse, die bis dahin apathisch" war — jene



Kettenreaktion, welche "die Regierung entkräftet, und es den Revolutionären ermöglicht, diese Regierung schnell zu stürzen": Über Nacht steigerte sich die partielle Erhebung einiger Ostberliner Großbetriebe synchron zur Gesamterhebung der Ostberliner Betriebe und wichtiger Industriezentren der DDR.

Wenn keine Partei, wer dann wirkte hier als kollektiver Organisator und Synchronisator? Es war das gesprochene Wort, das gesehene Bild, das die Kunde von den Ereignissen mobilisierend weitergab: Die modernen Massenmedien wirkten als Kommunikationsmittel; die Nachricht wurde zur materiellen Gewalt, die Information zur Kraftquelle. Der kleine Mann erkannte sich als Subjekt kollektiver Aktion und unternahm es, die Welt zu verändern.<sup>105</sup>

Die nur formal volkseigenen Betriebe wurden in der Aktion tatsächlich volkseigen. Etwa wenn die Belegschaft von Bergmann-Borsig (Berlin-Wilhelmsruh) ihren Betrieb besetzte, eine Vollversammlung durchführte und nach stürmischer Diskussion einen "Betriebsausschuß" — de facto Räte — wählte, der laut angenommener EntschlieÙung bevollmächtigt war, sich mit anderen Betrieben in Verbindung zu setzen, um die sozialen und politischen Forderungen der Belegschaft in die Tat umzusetzen. Wenige Stunden später zogen die Streikenden zur Stadtmitte — der Betriebsausschuß an der Spitze des Demonstrationzuges. Der sowjetische Stadtkommandant Dibrowa verhängte den Ausnahmezustand; die Bergmann-Borsig-Demonstration wurde von den Soldaten der "Roten Armee" zerschlagen, die Räte als "Rädelsführer" verhaftet: Die "Sowjet"-(Räte-) Macht entmachtete die Räte — fiktive Räte duldeten keine realen. Anspruch und Wirklichkeit waren sich auf der Straße begegnet, hatten sich Auge in Auge gegenübergestanden — Sowjets gegen Räte — und als "antagonistischer Widerspruch" (Marx) erwiesen.

---

<sup>105</sup> Dies gilt umso mehr während der DDR-Revolution 1989.

## Meine drei Dissertationen<sup>106</sup>

Ich danke von Herzen für Ihre Ehrung, die mir in den Schoß fällt ganz ohne mein Zutun — ohne Doktorarbeit und deren Verteidigung: es drängt mich, das insbesondere dem Initiator dieses frohen Ereignisses zu sagen, meinem hochverehrten Freund, Ihrem Dekan, Herrn Prof. Dr. Heinrich Mohr. Zum Doktor ehrenhalber kommt der Mensch wie die Jungfrau zum Kinde und in meinem Falle noch gänzlich unverhofft: ich kann hier noch nicht einmal die berühmten kühnsten Träume heranziehen, denn ehrlich gesagt, davon habe ich nie geträumt: Wohl aber vom ehrlich erworbenen Titel — und da sogar gleich dreimal:

Meine taggeträumte Doktorarbeit Nummer eins befaßt sich mit einem Aspekt der *Sprache* — Ihrem Arbeitsgegenstand, meine sehr Verehrten —, einem sehr vernachlässigten Aspekt wie mir scheint; vernachlässigt, weil wir in einer Männergesellschaft kümmern. Mein Traumthema lautet — hiermit Herrn Friedrich Engels plagierend, variierend: ***Die Rolle der Frau bei der Menschwerdung durch Sprache***. Wer mein Traum-Buch kennt, sieht hier naturgemäß das Bild meiner Mutter aufleuchten, auch das meiner Posener Deutschlehrerin Grete Wilke: Die Sprache als *Muttersprache*; die Frau genuin sprachlehrend, sprachschöpfend; die Frau — der bei der urtümlichen Arbeitsteilung mit der friedlichen zugleich die *gesellige* Arbeit zufällt, jene, welche der sprachlichen Mitteilung, Verständigung, also (im Neusprech) der *verbalen* Kommunikation lebensnotwendig bedarf: Sammeln, Anbauen, Jäten, Ernten; die Arbeit mit dem Lebendigen: Pflanze, Tier und Menschenkind.

Zugleich geraten schon im status nascendi der Arbeitsteilung die Destruktionsmittel sämtlich in die Hand des Mannes: Jagd und Krieg sind sein Handwerk — und das ist ein schweigsames Gewerbe. Das wird dann in der Literatur der Männergesellschaft ins Positive mystifiziert — oft auch verbiestert homo-erotisch —, so daß der wortkarge, schweigsame Held zum Gegenbild des schwatzhaften Weibes gerät: Denken wir nur an das unsterbliche Indianerthema von Coopers "Lederstrumpf" (spricht eine Frau, sagt Häuptling Magua: "Ich höre eine Krähe") bis zu Karl May; noch

---

<sup>106</sup> Im Dezember 1984 wurde Heinz Brandt zum Doktor der Philosophie honoris causa von der Universität Osnabrück promoviert. Er bedankte sich mit dieser Rede, die hier an Stelle eines Nachworts abgedruckt wird.

deutlicher zeigt sich dieses Syndrom in der kriegssüchtigen Literatur von Ernst Jünger ("In Stahlgewittern") bis Zöberlein, von den Nazi-Kriegsschwarten und Landser-Groschenheften ganz zu schweigen. In den Anfängen von Literatur wird diese Verzerrung noch nicht so deutlich: in der germanischen Sage von "Edda" etwa, der Ahne, Großmutter, wird die Frau zum Symbol des Erzählens, zur Verkörperung des Gattungsgedächtnisses einer noch fast schriftlosen Kultur, die primär sprechende, erzählende, singende, tanzende Wortkultur ist, wo das Wort — wenn überhaupt geschrieben — magisches Zeichen setzt. Anklänge an diese versunkene Epoche, da vornehmlich die Frau die Vergangenheit erinnernd bewahrt, sie schöpferisch von Generation zu Generation weiterreicht, finden sich noch in manchen Großmutter-Figuren Grimmscher Märchen oder beispielsweise in der Lyrik von Heinrich Heine, etwa in seinem "Wintermärchen": "Doch singt es und klingt es in meinem Gemüt: / *Sonne, du klagende Flamme!* / Das ist der Schlußreim des alten Lieds, / Das oft meine Amme gesungen (...) / Und denk' ich des Liedes, so denk' ich auch / Der Amme, der lieben Alten: / Ich sehe wieder ihr braunes Gesicht, / Mit allen Runzeln und Falten. / Sie war geboren im Münsterland, / Und wußte in großer Menge / Gespenstergeschichten, grausenhaft, / Und Märchen und Volksgesänge."

Damit reiße ich mich von meinem Dissertations-Thema Nummer eins los, den von mir so sehr verehrten Frauen — einmal war ich zehn, dann drei Jahre von ihnen getrennt, und durch meine Frau Annelie wurde ich aus dem "Loch von Bautzen" (so nannte es Wolf Biermann) gerettet—reiße mich also los und komme von Friedrich Engels direkt zu **Karl Marx**:

In meinem Essay zum Sammelband: "Marx heute" lasse ich diesen verdienstvollen, umstrittenen Herrn auferstehen, von seinem Kirchenvater-Sockel herabsteigen — und mit der zum Himmel schreienden östlichen Halbwelt, die sich unbefugt von ihm ableitet und als real-sozialistisch ausgibt, fürchterlich ins Gericht gehen, versteht er doch den Kommunismus als "realen Humanismus".

Marxens Meßlatte, Maßstab seiner rücksichtslosen Kritik des bestehenden Kreml-Imperiums ist jene seiner Feuerbach-Thesen, die vom Beweis der Wahrheit handelt: "*In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, das heißt die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen.*" Die Praxis des Gulag allerdings und des Psychiatrisierens — denken wir nun an Sacharow — sprich dem Marx-Denken hohn, ebenso die Praxis des Gottkaisertums von Marxens Gnaden, das die jeweils gültige unkritiserbare ewige Wahrheit verkündet, worauf dann die — von Erich

Loest bloßgelegte — vierköpfige Zerbergestalt des Zensors in der Unterwelt der Autoren für Friedhofsruhe sorgt.

Ergo: In der Praxis beweist der *Nomenklatura*-Mensch, wie sehr sein Denken illusionär, also jenseitig ist, wie ohnmächtig und unwirklich, da es zu dem — ebenso unmenschlichen wie letztlich aussichtslosen, zukunftslosen — Unterfangen zwingt, sein trauriges Trugbild didaktisch zu verwirklichen, Irreales durch Terror zu realisieren: Das reale Diesseits marxistischer Provenienz ist ein Jammertal, das ins Jenseits lockt — oder aber den inbrünstigen Heilswunsch des Karl Marx, seinen kategorischen Imperativ wiedergebiert, reaktiviert, nämlich "*Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist*".

Tatsächlich feiert der Weltveränderungswunsch von Karl Marx Urständ, eine "*menschliche Gesellschaft, gesellschaftliche Menschheit*" zu schaffen, eine "*Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist*".

Letzteres stammt aus dem "Kommunistischen Manifest", immerhin der Geburtsurkunde Marxscher Zielsetzung, die offenbar mit der Praxis des Kreml-Imperiums unvereinbar ist, dieses als Anti-Marx-Wesen ausweist, so wie die Inquisition den Antichrist verkörperte. Wenn Herr Reagan einmal besonders über die russische Patriarchen-Hierarchie schäumt, verteufelt er sie als *gottlos*; er sollte sie lieber *marxlos* nennen.

Der bei mir auferstandene Marx also erkennt seufzend, daß die *Nomenklatura* als durchaus neuartige Ausbeuterklasse kollektiv statt privat über die modernen Produktions-/Destruktionsmittel verfügt, und zwar despotisch statt demokratisch; er durchschaut, daß sie den Mehrwert, den sie aus ihrem kollektiven Besitz saugt, als *Privileg* realisiert statt als Profit, was per Plandiktat geschieht statt marktwirtschaftlich: in toto sieht er demnach, wengleich in Kümmerform, so doch auf höherer, nämlich industrieller Stufenleiter seine *asiatische Produktionsweise* wiedererstanden. Dieser Gesellschaftsweise aber ist Demokratie wesensfremd; sie bedarf der asiatischen Despotie als politischer Herrschaftsform.<sup>107</sup>

Unversehens finden wir uns in einem Labyrinth der Widersprüche: Eine Gesellschaftsform widerlegt durch ihre Existenz und Praxis fundamental Marxens naives, zeitbedingtes Wegweisen zum Heil. Sie leitet sich indes auf direktem Wege von ihm ab. Nichtsdestoweniger erweist sie sich als

<sup>107</sup> Brandt bezieht sich hier vermutlich auf Karl August Wittfogel: *ORIENTAL DESPOTISM. A COMPARATIVE STUDY OF TOTAL POWER*. Yale University Press, New Haven 1957; deutsch: *DIE ORIENTALISCHE DESPOTIE. EINE VERGLEICHENDE UNTERSUCHUNG TOTALER MACHT* (Frankfurt/M. 1981)

unfähig, ihr Krisendilemma nach Marxens Methode zu erklären, stellt sich vielmehr geschichtsfälschend in personalisierenden (Personenkult) und dämonisierenden (Klassenfeind; Volksfeind; CIA) Mythen dar. Zugleich aber ist sie am ehesten noch in Marxens Begriffen erfaßbar.

An diesem Scheidewege angelangt, wandelt sich mein *Marx von heute*, um sich treu zu bleiben, also um seiner Kommunismus-Idee willen, zum Anti-Realkommunisten. Eben dies trägt ihm seitens der kreml-gläubigen Marxisten-Leninisten-Stalinisten-Poststalinisten, -isten aller Couleur den Schandtitel Renegat ein. Er wird prompt von der Lomonossow-Universität, die dem Auferstandenen soeben noch den Doktor honoris causa verleihen wollte, wieder eingeladen, was ihn aber eher froh stimmt: Jedenfalls versichert er mir in der Londoner Bibliothek, wo ich ihn tagträumend aufsuche, daß er auf den Moskauer Titel nicht den geringsten Wert lege. Im nachzaristischen Rußland, so meint er in seiner unverkennbaren derben Redeweise, handele es sich um die *Reproduktion der alten Scheiße*, sogar schlimmer als je zuvor.

Selbstverständlich verwechsele ich mich nicht mit dem auferstandenen Marx. Oder nur ein ganz klein wenig. In einer Zeit, da die Kunst des Brötchenbackens zu meinem Leidwesen wie vieles andere gute Handwerkliche verlorengegangen ist, will ich also kleinere Brötchen backen. Meine taggeträumte Doktorarbeit Nummer zwei beschäftigt sich demnach keineswegs mit Marx in der Totale, sondern mit einem einzigen Aspekt; sie hat allein **die beginnende zweite industrielle Revolution** zum Gegenstand. In Ansatz und Methode folge ich hierbei Marxens Studie über die (erste) industrielle Umwälzung: Wie er gehe ich nicht von der neuen Antriebskraft aus — damals: Dampfmaschine, später Motor. Heute: Atomkraft, später alternative, ewige Energie — sondern vom revolutionierten Arbeitsmittel. Damals wurde das Werkzeug und der mit ihm operierende Manufakturarbeiter durch die Arbeitsmaschine ersetzt. Das war zunächst die Spinnmaschine, die ihr Erfinder John Wyatt als Maschine bezeichnete, die *ohne Finger spinnt*. Sie war damit, laut Marx, *emanzipiert von der organischen Schranke*, nicht mehr beengt von der körperlichen Grenze, die der menschlichen Handtätigkeit, Fingerfertigkeit und Muskelkraft gesetzt sind. Diese technische Revolution — so erläutert Marx in "Maschinerie und große Industrie" in seinem berühmten 13. Kapitel des ersten "Kapital"-Bandes — führt zur *Umwälzung der gesellschaftlichen Betriebsweise, zur industriellen Revolution!* Das *Manufaktursystem* wandelt sich zum *Fabriksystem*, die Handwerkerzunft zur Industriearbeiterklasse. Die Maschine als verlängerte Hand potenziert die Leistung des Handwerkers, die sie ersetzt — steigert sprunghaft die Arbeitsproduktivität. Die unter Konkurrenzdruck rasend fortentwickelte

Technologie erzeugt aber auch Überproduktionskrisen, Arbeitslosigkeit: die *industrielle Reservearmee* entsteht. Die hierarchische Arbeiterbewegung wird zum Kontra- und Spiegel-Bild des hierarchischen Fabrikregimes, das ökonomisch und technisch bedingt streng vertikal, fast militärisch strukturiert ist — wenn auch durch Fabrikgesetzgebung gemildert.

Die stürmische technische Weiterentwicklung dieser Maschinerie alten Typs ist häufig als Welle neuer industrieller Revolutionen mißverstanden worden, von einer vierten war bereits die Rede, ehe dann tatsächlich die zweite eintrat, und heute sprechen viele Gewerkschafter im Hinblick auf den Siegeszug der Mikroprozessoren eilfertig von einer *dritten* industriellen Revolution. Die kreml-dogmatischen Marxisten wiederum bleiben eisern bei Marx stehen, leugnen standhaft jegliche zweite industrielle, keineswegs aber die zweite wissenschaftlich-technische Revolution, was mir ein Widerspruch in sich scheint. Vor lauter semantischen Kniffen, all der Zahlenspielerei geht der Blick für das Wesentliche verloren.

Marxens Methode folgend, stelle ich darob, skizzenhaft verkürzt, drei Fragen:

Erstens:

Führte der stürmische wissenschaftlich-technische Evolutionsprozeß zu einem neuerlichen zweiten Qualitätssprung des Arbeitsmittels, also zu einer wahrhaften technischen Revolution und welcher?

Zweitens:

Wenn ja, wird durch diese technische wiederum eine industrielle Revolution eingeleitet, also eine Umwälzung der gesellschaftlichen Betriebsweise und welche?

Drittens:

Gibt es in der Tat eine zweite industrielle Revolution, ist dann — mit heutigem Wissen — auch noch eine *dritte* denkbar?

Ich beantworte die beiden ersten Fragen mit: *Ja*, die letzte mit: *Nein*. Meiner Meinung nach bedeutet die Erfindung der qualitativ neuartigen *kybernetischen* Maschinerie eine *zweite* technische Arbeitsmittel-Revolution: Hatte die von Marx beschriebene erste technische Revolution nur die werkende Hand verlängert, allein diese organische Schranke durchbrochen, so die *zweite* nun auch die Sinne in ihrer *reagierenden* und das *Hirn* in seiner *logisch-kombinatorischen* Tätigkeit: die rückgekoppelte *Gesamtarbeit* des Menschen ist nun —

soweit (digital oder analog) algorithmierbar — in der Tendenz maschinell ersetzbar — und damit potenzierbar: es gibt keinerlei *organische* Schranke mehr. Arbeitete der Mensch *mit* dem Werkzeug, dann an der Maschine, so wartet er sie jetzt nur noch. An ein solcher Art konnte zu Zeiten von Marx nicht einmal gedacht werden: An die Stelle der statischen, teilmenschlichen, analog-physischen Maschine tritt die dynamische, rückkopplungsfähige, vollmenschliche, analog-physisch-physiologisch-psychische, die programmierte Maschinerie: Sie kann selbständig regeln, steuern, messen, sich korrigieren; sie operiert im Regelkreis, ist somit *künstlich*-bionisch — also nur in Analogie nicht organisch-tatsächlich — denkfähig, lernfähig.

Dabei ist diese Maschinerie neuen Typs erst im Embryonalstadium, vergleichbar nur dieser musealen Spinnmaschine von Wyatt oder der urtümlichen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Indes: die Industriearbeiterklasse vergeht; eine *neue* Klasse abhängig Beschäftigter steigt auf. Das sind nicht mehr Anhängsel der Maschine — wie sie Marx noch sah —, sondern deren Steuerkräfte; Kybernetiker, die sie erfinden, entwickeln, programmieren und warten, ihre software entwerfen und eingeben.

Daraus resultiert aber eine tendenziell neuartige gesellschaftliche Betriebsweise, die technisch der individuellen- und team-Initiative bedarf, der Regelkreis-Struktur: Demokratie wird zum Lebenselixier — und *Sozialismus* ein böser Traum, falls er sie nicht voraussetzt und vertieft. Mithin wird das alte, streng hierarchische Fabrikregime zusehends unbrauchbar, obsolet. Die *Besitz*- und die *Technik*-Erfordernisse trennen sich, divergieren: Ein völlig neuer gesellschaftlicher, betrieblicher Widerspruch tritt auf. Und er tritt um so krasser zutage, je undemokratischer die Gesellschaft *insgesamt* strukturiert, verfaßt ist.

Wie weit also ist die alte, spätkapitalistische jedoch demokratische, gar die despotisch-post-stalinistische Gesellschaftsverfassung dieser bedrohlich neuartigen Dimension der Produktiv- und Destruktivkräfte gewachsen? Ihren noch unabsehbaren alternativ-humanen wie auch total-zerstörerischen Möglichkeiten? Zum Dilemma der Politischen Ökonomie tritt das der Politischen Ökologie und der Politischen Militärstrategie. Das Gattungswesen Mensch sieht seine Existenz durch den Endknall, eine mögliche ABC-Apokalypse akut bedroht und zugleich — wie eine chronische Krankheit zum Tode — seine natürliche Lebensgrundlage schleichend vergiftet: die Luft zum Atmen, das Wasser zum Trinken, die Nahrung — den Boden, die Wiese, den Acker, das Vieh, die Fische und die Vögel, das Wild und den Wald.

Da jegliches Leben, alles Organische gefährdet erscheint, wird es Zeit, mit den Menschenrechten zugleich die Tier- und Pflanzenrechte zu verteidigen, zu erkämpfen. Geprägte Form, entfaltete Gestalt zu Elementarteilchen zerstrahlt— das allerdings wäre mutwillige Umkehr der Schöpfungsgeschichte, die Evolution des Lebens endete *am Anfang* des — rückgespulten — Films: *Am Anfang war die Erde wüst und leer und es war finster auf der Tiefe*.

Ich will das hier nicht in Lyrik umsetzen, worauf sich Günter Kunert so meisterhaft versteht, sondern mich vielmehr zu einer wahrhaft unabhängigen Friedens- und Ökologiebewegung bekennen. Wir sollten uns demnach der Orwellschen Wortkehre entgegenstellen, die im Neusprech des Kreml-Realsoz aus Krieg — wie in Afghanistan — Frieden zaubert und aus der SS eine Friedenstaube, gar einen Pflug; auch das Neusprech-Abc des Pentagon klingt verdammt übel fürs Gemüt.

Im übrigen halte ich grade die neue, die zweite Technologie für human, also alternativ anwendbar; sie eröffnet uns unbegrenzte Möglichkeiten, die ein *Voran*, aber kein *Zurück zur Natur* gebieten. Die Vision von **Rudolf Bahro** etwa, noch hinter die neolithische Revolution zurückzufallen, führt in den Busch. Sie sehen, ich gehöre nicht zu denen, die bequem resignieren und ihr depressives *zu spät* fisteln. Da scheint mir das Lied, das der große deutsche Spielmann singt, mein zweifelnder kontrapunktierender Freund Wolf Biermann, tausendmal, tausendmal schöner, zeitgemäßer: Nach der Vorwarnung: "Der Himmel hängt voller Bomben (...) Wir geben uns den Rest", geht Biermann auf Gegenkurs: "Trotz alledem, ich bleibe stur / voll rabenschwarzer Zuversicht / mein Herz weiß alles besser / und glaubt das Ende nicht." Hier, genau hier, muß ihm wohl ein Kunert-Stöhnen in die Quere kommen, denn nun sinniert er: "Mein Herz weiß alles besser / und glaubt die Wahrheit nicht." Wie auch immer: Ich bleibe stur und halte es mit der *rabenschwarzen Zuversicht*.

Angst ist ein schlechter Ratgeber, und in einem Punkt — zumindest — hatte ein gewisser Herr Uljanow recht: *Nur keine Panik — nichts ist schlimmer als Panik*. Zunächst also fragen: Wo ist der Notausgang? Sehen, aussprechen was ist — und nicht verzweifeln! Mit dieser Kunst bin ich dem Tod so manches Mal von der Schippe gehüpft, konnte am Ende selbst den Teufel übers Ohr hauen. So wollen wir denn ausziehen, um das Fürchten zu lernen ...

Die *rücksichtslose Kritik alles Bestehenden* — wie sie Marx forderte — ist überlebensnotwendig geworden, das heißt wir dürfen die ungeheure



Gefahr weder verkleinern noch aufblasen, sonst geraten wir zu jenen kläglichen Optimisten beziehungsweise Pessimisten, die Gott und die Welt interpretieren, um es am Ende gehen zu lassen wie's Flick gefällt — oder, schlimmer noch, der *Nomenklatura*. Ich meine das in dem argen Witzsinn des Engländers James Branch Cabell, der spottet: "Der Optimist erklärt, daß wir in der besten aller möglichen Welten leben / der Pessimist fürchtet, daß das wahr ist."

Nachdem also der enge Rahmen für die Skizze meines zweiten Doktor-Vorhabens thematisch gesprengt ist, wird es höchste Zeit, daß ich mich meiner dritten Traum-Dissertation zuwende. Abwechslungshalber gerate ich dabei in den Fachbereich der Theologie, genauer gesagt der Religionsgeschichte, auch der Geschichte des Altertums. Wir können auf die Vergangenheit nicht mehr einwirken. Historische Ereignisse sind ebenso irreversibel, unumkehrbar wie unwiederholbar; seit der Bauer den Herrn mit dem Pferdefuß durch Fruchtwechsel übertölpelte, zeigt sich der Teufel nie mehr in gleicher Gestalt und Absicht. Indes verlangen die Inhaber der *Ewigen Wahrheit*, wir sollten aus der Geschichte lernen und halten auch gleich ihre kanonische Lehre mit eiserner Stirn parat.

Wenn wir also nicht grade das Falsche lernen wollen, lautet unsere erste Frage an die Geschichte: Worin unterscheidet sich das Heute vom Gestern; was hat sich grundlegend, qualitativ verändert? De Gaulle hat dieses Dilemma in den gallig-gallischen Witz umgemünzt: "Zu Beginn des *Zweiten* Weltkrieges war Frankreich militärisch glänzend auf den *Ersten* vorbereitet." Ohnehin muß die Geschichte zuweilen völlig umgeschrieben werden. Damit meine ich natürlich nicht die aufgefundenen, fleißig fabrizierten Hitler-Tagebücher, sondern etwa die am Toten Meer aufgefundenen aramäischen Schriftrollen der Essener.

Damit wäre ich schon bei meinem Thema drei; doch möchte ich zunächst noch aus methodischen Gründen auf eine Abart des Umschreibens der Geschichte eingehen. Jene, die nicht neuem Wissen, gewonnener Erkenntnis entspringt, sondern verändertem **Fälschungsinteresse** aufgrund gewandelter Machtverhältnisse.

Nehmen wir nur das schwankende Bild Stalins im Realsoz: Zunächst gilt der Große Bruder Generalsekretär als *weiser Lehrmeister aller Völker*, ja als *Born unerschöpflicher Weisheit*, der den Aufbau des Sozialismus in seinem Lande meistert und schon zu Lebzeiten in Gipsdenkmälern allgegenwärtig ist; plötzlich dann stürzt der Tote im freien Fall zur *Personen-Kult*-Unperson, um nun wieder versuchsweise die Hand aus dem Geschichtsgrab zu stecken. Das Dilemma dieses permanenten Geschichtsumfälschungs-Geschäfts ist in der genialen Frage an Radio

Eriwan komprimiert: "Was ist am schwersten vorauszusagen?" Antwort von Radio Eriwan: "Die Vergangenheit."

George Orwell hat in seinem Roman "1984" den abenteuerlichen Sachverhalt auf die Formel gebracht: "Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft. Wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit."

Mein Thema allerdings bedeutet methodisch das Abenteuer, aus *erfundener* Geschichte zu lernen, auch dieses Mittel einzusetzen, um in der Gegenwart — auf die wir noch im Unterschied zur Vergangenheit einwirken können — das erwünschte Mögliche zukünftig, wirklich zu machen. Somit stelle ich an die Geschichte die unzulässige, bei den Historikern verpönte Frage: *Was wäre, wenn?* Nachträglich entdecke ich in der "FAZ", daß der Berliner Althistoriker Alexander Demandt es trotzdem gewagt hat.<sup>108</sup> So erträume ich ihn mir zum Doktor-Vater. Es bedürfte demnach eines Lehrstuhls für rückwärtsgerichtete Science-fiction, eine Reise in die Vergangenheit, die mehr in den Bereich der Literatur als der Historik gehört.

So habe ich in einem Hörspiel einmal durchgespielt, was dem Abendland zugestoßen wäre, hätte im ausgehenden Mittelalter in China die Seepartei statt der Landpartei gesiegt: Dazumal hat China all seine maritimen Produktivkräfte in die Luft gesprengt, seine Vormacht zur See selbst ausgelöscht. Hier wurden also — ganz ohne Rücksichtnahme auf Marxens Geschichtstheorie — die Produktivkräfte von den Produktionsverhältnissen gesprengt statt umgekehrt. Wer einen Geschichtsvorgang betrachtet, vergißt mitunter, daß er den damals Handelnden das Wissen vom Ablauf der Ereignisse voraus hat. Auch verfällt er leicht dem Fehlschluß, daß alles nur so und nicht anders geschehen konnte. Niemand, der auf die Gegenwart einwirkt, weiß genau, was er bewirkt. Das Resultat ist immer auch von Imponderabilien, unbekanntem Parametern, übersehenen oder falsch eingeschätzten Faktoren abhängig.

---

<sup>108</sup> Aus Anlaß der Flüchtlingskrise in Europa ab 2015 bestellte die von der Konrad-Adenauer-Stiftung getragene Zeitschrift *Die Politische Meinung* bei Demandt einen Artikel über den Untergang des Römischen Reiches, den er auf die gescheiterte Integration von barbarischen Flüchtlingen zurückführte. Die Redaktion lehnte daraufhin den Abdruck des eingereichten Manuskripts ab, weil sie befürchtete, Demandts Darstellung könne „in der aktuellen politischen Situation missinterpretiert werden“. Der Artikel erschien daraufhin ungekürzt unter anderem in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. (Wikipedia)

Meine Traum-Thema-drei-Frage kreist um **die Gestalt des Nazareners**, der meine Phantasie ja von Kindheit an beschäftigt: Was bedeutet seine rätselhafte Antwort auf die hinterhältige "Zinsgroschen"-Frage: *Gebt dem Kaiser (zurück), was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist*. Das scheint mir historisch überhaupt nicht ausgelotet. Luther hat, zeitbedingt, grade diese in meinen Augen *zentrale* Widerstandsbotschaft zum Unterwerfungsgebot umgemodelt — des Untertanen unter die Obrigkeit, des aufbegehrenden Leibeigenen unter die Fürstengewalt. Worum es hier aber ging, wird ungefähr klar, wenn wir uns vorstellen, warum Pilatus scheitert, als er im Jahre 26 die Tiberius-Statue, das Gottkaiser-Bildnis provokatorisch inmitten von Jerusalem aufstellt, in Gottes heiliger Stadt. Caligula gar im Cäsarenwahn wagt im Jahre 40 das Äußerste: im Allerheiligsten selbst, im Jerusalemer *Tempel* soll sein Götzen-Standbild errichtet werden; daraus wird nichts mehr — seine Leibwache ermordet ihn.

An diesem Punkt verlasse ich die — noch nachzuleistende — präzise Spurensicherung des Jesus-Dramas und erfinde jene konkrete historische Konstellation, auf die der geniale Plan des jüdischen Aufrührers offenbar zielte, die er aber um wenige Jahre verfehlte: *Gesetzt, Caligula wäre schon im Jahre 27 und nicht erst 37 zur Macht gelangt*: Nach meiner Deutung geht Jesus von der nahe bevorstehenden Tempelschändung aus, hat genau auf diese Situation seine Strategie angelegt. Der von den *Zeloten* gepredigte bewaffnete Aufstand gegen die heidnischen römischen Besatzer erscheint ihm ebenso aussichtslos wie gotteslästerlich; sie rebellieren gegen die materiell drückende, religiös schändliche römische Kopfsteuer: die als Tribut *Zinsgroschen* zu zahlende römische Münze trägt das Götzenbild des Kaisers.

Jesus dagegen argumentiert: Erst wenn *Gott der einzige* seinen Bund mit dem Volk Israel geschändet sieht, erst wenn sein *Allerheiligstes* unmittelbar bedroht ist, erst dann wird der *Herr Zebaoth*, der *Herr der himmlischen Heerscharen* mit dieser seiner *Allmacht* zu uns herabfahren — und *die Zeit Gottes ist nahe herbeigekommen*; einzig und allein auf *unser Schwert* gestellt, sind wir verloren, bald aber wird Gott auf unserer Seite sein — dann werden wir siegen.

Oft ereignet es sich, daß Reformatoren, große Widerstandsgestalten der Weltgeschichte, wohl die *allgemeinen* Bedingungen für ihren Erfolg vorfinden, nicht aber zugleich die Gunst der Stunde erleben — oder nutzen: jene einmalige Konstellation, von der letztlich alles abhängt. Ich will hier nicht ausplaudern, wie meine Fabel ausläuft, nur soviel kann ich verraten, daß sie — im positiven Sinn — *Inri* heißt: *Jesus Nazarenus rex Judaeorum*, Jesus von Nazareth, König der Juden. Schon ist Jesus in Händen des

Sanhedrin, des höchsten jüdischen Gerichts, da leuchten von den Bergen die Feuerzeichen auf, Volksalarm: Caligula, in Alexandria gelandet, hat den way of no return angetreten, den lange geplanten Marsch auf Jerusalem; er reitet auf seinem Leibpferd, das er zum römischen Senator machte; auf seiner Schulter sitzt sein Leibpapagei, der ihm aufmunternd ins Ohr krächzt: *Du bist ein Gott, Kaiser Caligula; Kaiser Caligula; du bist ein Gott.* Ja, er wird seine Gott-Büste, Jehova zum Hohn, dem störrischen Judenvolk zum Joch ins Allerheiligste setzen. Und hinter dem Pferdekarren, der die Caligula-Statue transportiert, läuft sein schwarzes Leibschwein; er wird es als Hohepriester der Juden einsetzen: Was mein Pferd als Senator, das schafft mein Eber als Pfaffe allemal!

Das Volk steht auf, und das Sanhedrin kann gar nicht anders, als in Jesus den Retter zu sehen: Nicht nur die Jünger stehn ihm zur Seite, nicht nur die großartigen Frauen seines Zuges, die im Neuen Testament zu kurz kommen, sondern vor allem auch der Hauptmann von Kapernaum, der — von Jesus zu Gott dem Einzigen geführt — den Aufstand der römischen Legionen gegen Caligula anführt und dem in Rom eine große Zukunft bevorsteht.

So setze ich denn drei taggeträumte Doktor-Arbeiten, Dissertations-Themen gegen einen Ehrendoktor. Ein Nachtrag noch: Der kranke Untergebene des römischen Hauptmanns, den Jesus heilt, ist ein Jude, der bei den frechgewordenen Römern dient und verwundet aus dem verlorenen Germanien-Feldzug des Varus heimkehrte: Er brachte dazumal dem jubelnden Judäa die frohe Mär, daß des Varus' Legionen verlorengegangen: Die unbesiegbaren Römer können also geschlagen werden: In meiner Vorstellung beginnt mit dieser Nachricht die germanisch-jüdische Symbiose.

Die Römer in Colonia aber geraten unter den Schock: Die Germanen kommen! Von dem Kölner Heinrich Böll weiß ich, daß hier bald darauf ein Knabe aufwuchs, vorsorglich stets im Militärdreß, darum Stiefelchen genannt, auf gut römisch Caligula. So unterstelle ich, daß sein Militaria-Tick, Cäsaren-Wahn, dem Cherusker-Trauma entspringt.

Im "Wintermärchen" des deutsch-jüdischen Emigranten Heinrich Heine begegnen wir der Passage: "Wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch, wie wir es gesprochen haben ..." Das gilt heute nur noch für eine winzige Zahl aus jenem winzigen Rest von Deutschen jüdischer Abkunft, die das große Morden des "Dritten Reiches" und den GULAG-Terror in östlicher Emigration überlebten: es ist das sozusagen eine homöopathische Verdünnung in dritter Potenz: Sie kennen meine Familienchronik, unseren

Blutzoll, unsere Leiden unter dem Nationalsozialismus und dem Realsozialismus. Und doch — nach allem was geschehen — empfinde ich dieses Credo von Heine, dieses *wir blieben deutsch* auch als das meine und sage unbefangen: Ja, so ist es. Ich weiß, das ist nicht alltäglich, gar nicht selbstverständlich und nicht leicht zu erklären.

Zunächst also werde ich mich zu diesem schwierigen Thema — mit meinen Worten aus dem "Tintenfisch" (15/1978) — selbst zitieren: "Ich bin deutsch, blieb deutsch, spreche ich doch deutsch. Ein Deutscher also. Meine jüdische Herkunft tut da nichts zur Sache, ändert nichts daran — im Gegenteil. Der deutsche Sprachkreis, der deutsche Kulturkreis ist Sprößling jüdisch-griechisch-lateinisch-germanischer Symbiose.

Am Anfang stellt Sokrates im Zwiegespräch das Fraglose in Frage: Abendländisches Abnabeln des Individuums von asiatisch-gottkaiserlich verkündigter ewiger Gemeinschafts-Zwangswahrheit. Sokrates auf dem Marktplatz von Athen — Hebamme des einzelnen als gesellschaftliches Wesen, Geburtshelfer von Politik in der Ersten Person Präsens. Und wie wäre Marx denkbar, wie Engels, ohne die Botschaft des Nazareners? Zungelösende Bildersprache für die Mühseligen und Beladenen, Erniedrigten und Beleidigten. Die Orangenbäume blühen, der Lorbeer, dort oben auf dem Berge am See Genezareth. Lasset Euer Licht leuchten..." Soweit das Selbstzitat. Ich sehe mich demnach — und spreche hier — als Deutscher jüdischer Abstammung. Zwar ist die jüdisch-deutsche Symbiose — von der ich sprach — durch den Nazi-Holocaust physisch ausgelöscht, die kreative Kraft, die ihr entsprang, für Generationen amputiert, doch lebt diese Symbiose spirituell weiter, ward zudem längst Element abendländischer Kultur. Der Mord an den Juden durch Deutsche bedeutet für mich demnach auch einen Akt deutscher Selbstverstümmelung.

Neulich, anlässlich einer bewegenden Friedens- und Israel-Diskussion in der evangelischen Akademie Arnoldshain erinnerte mich die Morgenandacht, die Wiederbegegnung mit dem deutschen Kirchenlied, dem deutschen Gesangbuch, erneut daran, wie unauflöslich deutsche und jüdische Kultur miteinander verbunden, ineinander verflochten sind. Menschen meiner Generation und meiner Abstammung haben in ihrer Lebensgeschichte innerhalb der Weltgeschichte ein dreifaches Trauma erlitten:

Trauma eins:

Der Versuch der Assimilation im deutschsprachigen Lebensraum scheitert, endet im Cyclon B;

Trauma zwei:

Die russische Revolution scheitert: sie bringt nicht Sozialismus und internationale Lösung der Judenfrage, sondern GULAG-Sklaverei und das nachzaristische, stalinistische Pogrom;

Trauma drei:

Das Urvertrauen in den Menschen ist angekratzt, wenn nicht erschüttert — das betrifft die Mörder.

Sodann erhebt sich die bedrückende Frage: Wie konnte es geschehen, daß all die Millionen Juden sich wehrlos abschlachten ließen? — Das betrifft die Ermordeten. Warschauer Ghetto-Aufstand und Partisanenaktionen sind Ausnahme von der Regel. Ferner die furchtbare Lehre: Gegenüber Mordentschlossenen scheitert jeglicher Humanwiderstand, wird die von Gandhi empfohlene zivile Verteidigung absolut aussichtslos.

Das eine ist, wie ich persönlich damit fertig wurde, das andere hingegen, wie es bei vielen meiner Leidens- und Kampfgenossen nachwirkt: Wie ich meine, ist es gerade diese Vorgeschichte, die den zionistisch-palästinensischen Konflikt mitbestimmt — und das Verhalten von Juden, und nicht nur Juden, in aller Welt. Niemand sollte das außer acht lassen.

Die Juden sind, ihrer kulturellen Herkunft nach, blinder Autoritätssucht zumeist abhold. Widersetzten sie sich doch nicht nur der Vielgötterei ihrer heidnischen Umwelt, sondern haderten sogar in heftigem Zwiegespräch mit ihrem eigenen Eingott, nahmen keinen Wahrheitsanspruch entgegen ohne die beharrliche Gegenfrage: Könnte es nicht gerade umgekehrt richtig sein? Auf jiddisch heißt das: *Tomah Verkehr?* Die Juden also eignen sich im allgemeinen wenig für ein autoritäres, gar totalitäres Regime. Sie sind dort höchst unbequem, bilden mit ihrem breiten Einflußfeld meist jene demokratisch-kritische Masse, mit denen kein Hitler-, kein Stalin-Staat zu machen ist, keine Diktatur überhaupt.

"Die Juden sind unser Unglück", dämonisierte Hitler dieses Problem. Als ich mir vor kurzem noch einmal die wüst-antisemitischen, stur-antidemokratischen, kriegssüchtig-todeslüsternen Pamphlete des jungen **Ernst Jünger** zu Gemüte führte, wurde mir erst richtig klar, daß allein diese schlimme Dreieinigkeit Erfolg versprach. Aus gegebenem Anlaß haben das unlängst Heinrich Mohr, Gerhard Zwerenz und ich zur Sprache gebracht. Die Weimarer Republik wurde als *Judenrepublik*

stigmatisiert und sturmreif geschossen, die Weimarer *Demokratie* als *jüdische Erfindung*.

Aus dem gleichen Grund verteufelte Stalin die lästig-kritischen Juden zum bösen *Volksfeind* und säkularisierte die *Gottesmörder* zu Gottkaiser-, zu *Stalin-Mördern*; heute wird der Dissident Sacharow, als Mann einer Jüdin, zum *Judas* gestempelt. Als Kronzeugen verweise ich auf **Moshe Zalcman**, den tapferen Schneider von Samose. In seinem erschütternden Erlebnisbericht: "Als Moshe Kommunist war" (Darmstadt, 1982)<sup>109</sup> faßt er die Lage, die er am Tatort vorfand, wie folgt zusammen: "Die Sowjets betrachteten die Juden als ein Volk, das organisch mit der westlichen Kultur verbunden ist und haben ihm daher den gnadenlosen Krieg erklärt. Sie haben die jüdischen Intellektuellen zu dreckigen Weltbürgern, zu vaterlandslosen Gesellen ohne Paß erklärt. Als sie schließlich die jüdische Kultur mit der westlichen Ideologie verwechselten, begannen die sowjetischen Führer einen Krieg gegen die aufrichtigen jüdischen Intellektuellen: Universitätslehrer, Schriftsteller, Ärzte; diese letzteren wurden als *Mörder in weißen Kitteln* behandelt (...) Mehr als ein Vierteljahrhundert ist inzwischen vergangen, seitdem der Kult Stalins und Berijas angeblich liquidiert wurde. Trotzdem ist die Sowjetunion gegenwärtig das einzige große europäische Land, das antisemitische Propaganda verbreitet, das Feindseligkeit und Haß gegen die Juden unter dem Deckmantel des Anti-Zionismus und der Israel-Feindschaft propagiert. Diese Täuschung nützt nichts, die Absichten sind klar und offenkundig."

Leider nützt diese Täuschung bei vielen unserer Linken doch. Sollte es wirklich nicht ausreichen, daß so viele andere, stellvertretend für uns, ihre Erfahrungen im Land des GULAG am eigenen Leibe machten? "Der Lachende hat die furchtbare Nachricht nur noch nicht empfangen", sagt Brecht. Allzu viele stehen noch im Bann der Schreckensmeldung von gestern — so überhören sie die von heute.

Sicher haben manche von Ihnen die bemerkenswerte *Don Carlos*-Aufführung erlebt, die unlängst das Fernsehen brachte. Ich rede nicht darüber, wie erregend aktuell der Drang nach *Gedankenfreiheit* ist — wir brauchen nur an Polen oder Chile zu denken ... Mich haben zwei Sätze unmittelbar angerührt, die wie beiläufig daher kamen: *Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen, die Rachgier spricht von den Vergangenen!*

---

<sup>109</sup> Moise Zaltzman: Un men hot mich rehabilitirt : iberlebungen fun a jidish komunist in di ştalinisise tfises un lagern (Tel-Aviv : Israel-Book, 1970)

Uns gebrannten Kindern, einst von der DDR in den Ideenkäfig des *sozialistischen Realismus* gezwängt, obrigkeitlich vom großen Generalsekretär bis zum kleinen Kant zu jenem unseligen Spiel angehalten: *Wir wollen so tun, als ob es so wäre*, uns also kommt das große Grausen, wenn wir hierzulande Herrn Dreggers Offizierskommando vernehmen, die Künstler mögen sich der Politik enthalten, seien da nicht kompetent. Freund Gerhard Zwerenz hat dazu schon das Erforderliche festgestellt. Und das Orakel von Delphi, zuweilen mit Günter Kunert identisch, sagte mir rätselsinnig: Was bestimmte Bonner Herren zur Politik befähigt, weiß wohl nur Flick allein.

Da unser Element die Sprache ist, bedeuten Gedankenfreiheit, Gewissensfreiheit, die Freiheit von Wort und Schrift uns Existenz und Lebensraum. Die Einheit des Zwangs, der Zwang zur Einheit, der DDR-Schrecken sitzen uns noch tief in den Knochen: Dort hat eine *Einheits-Partei* den Alptraum des Heinrich Heine quer über den realsozialistischen Himmel geschrieben: *Die geistige Einheit gibt uns die Zensur*. Wer das plastisch protokolliert nachvollziehen will, der lese: "Der vierte Zensor" von **Erich Loest**: Ein Roman, bereits durch Selbstzensur geschwächt, im Hürdenlauf durch zwei behördliche Zensurinstanzen weiter empfindlich atrophiert, haucht endlich beim vierten Zensor, dem Generalinquisitor vollends seinen Geist aus.<sup>110</sup>

Das *Protokoll der Wahrheit* ist nicht zufällig zu einer charakteristischen literarischen Form des kritischen DDR-Schrifttums geworden. Ich denke hierbei insbesondere an die dichten Gedächtnisprotokolle von **Jürgen Fuchs**: der rotpreußische Kasernenhof, das Staatssicherheits-Verhör erstehen vor uns, Orte des Unheils: der einzelne im Rachen des Leviathan. Ich erinnere auch an das bewegende: "protokoll über die ereignisse vom und nach dem 11. 8. 84" von **Detlef Opitz**, das vor kurzem in der "Zeit" erschien und — wie sich versteht — nicht im "Neuen Deutschland". Wem seine obrigkeitlich approbierte Künstlereigenschaft von Staats wegen entzogen wird, darob aus dem Verband fliegt, aber weiter kreativ tätig ist, gilt nun als *asozial*. Zunehmend sind jetzt auch bildende Künstler, Komponisten, Musiker von diesem Verdikt betroffen.

Manch armer DDR-Poet bemüht sich deswegen in wacher Selbstzensur, nur ja nicht anzuecken, ja nicht durch eigene Ideen mißliebig aufzufallen. Aber was tun, unversehens geht die Poesie mit ihm durch, die Wahrheit drängt ans Licht: Heinrich Böll hat einmal in einer DDR-Buch-Rezension auf diese unheimliche Kraft der Imagination aufmerksam gemacht. Und

---

<sup>110</sup> Erich Loest: DER VIERTE ZENSOR. Köln 1984. In diesem Buch wird die Editions-geschichte des Romans ES GEHT SEINEN GANG ODER MÜHEN IN UNSERER EBENE (Halle/Saale 1978) dargestellt.



natürlich hat sich dort die hohe Kunst entwickelt, in Andeutungen zu schreiben; in Bildern, Metaphern, die amtlich unerwünschte Assoziationen wek-ken und den entzückten Leser zum Komplizen machen. Die literarische Gattung: verschwörerisch zwischen den Zeilen zu schreiben, verständnisinnig zwischen den Zeilen zu lesen, gedeiht üppig, erfordert allerdings intime Kenntnis des Tatorts und hartes Training von Autor und Leser zu gemeinschaftlicher Gedankensünde. Zuweilen ereignet es sich — ich weiß, wovon ich rede —, daß hiesige Literaturkritiker derartige *Stellen* entdecken und erfreut hervorheben — sei es in guter oder böser Absicht. Sofort wird das Buch vom *vierten Zensor* verboten, eingestampft, werden die Lektoren wegen *mangelnder Wachsamkeit* gemäßregelt. Stets sind die Gedankenzöllner auf Jagd nach der *Konterbande*, die der Autor im Kopfe stecken hat. Verständlich also, daß *Deutschland* für Wolf Biermann ein *Wintermärchen* blieb.

Schon Ödön von Horvath entdeckte, dazumal psychoanalytisch auf den Traum bezogen: "Die Zensur erzwingt das Symbol." So erweist sich — dialektisch gesehen — die politische Zensur als ein Teil jener bösen Kraft, die das Gute schafft. Uns fehlt hier dieser schöpferische Sporn der vierten Art, ein Mangel, den wir zu schätzen wissen.

Es ist, als schiene der Mond an der Spree besonders trüb über dem gefährdeten Planeten. Nicht von ungefähr quellen Untergangsstimmen empor. Der forsche Michael Schneider, ansonsten ein interessanter Schriftsteller, hat sie unlängst fürchterlich verdammt, möchte sie am liebsten hinwegzaubern; in seinem Zylinderhut hegt der Zaubermeister seinen kostbarsten Besitz: schiere Altmeister-Wahrheit. Zu Weihnachten aber könnte er vielleicht über den "Kalenderspruch" von Günter Kunert nachdenken, meditieren: "Immer noch: Der blasse Mond, / Die alte Erde: Noch bewohnt. / Natur: Ein Anlaß zum Gedicht. / Zum Wörterspiel. Zum Weltgericht. / Hier: meine Hand. Noch greift sie zu. / Und hält sich fest. An einem Du. / "

Eine Szene geht mir nicht aus dem Sinn, die ich als Gast auf der Berliner PEN-Tagung erlebte: Der nicht auflösbare Präsident des aufgelösten polnischen PEN-Clubs, Professor Bartoschewski, klagte, es sei eigenartig für ihn und tief beeindruckend, hier im besiegten Land all jene Freiheiten als selbstverständlich vorzufinden, die sein Volk, angebliches Siegevolk, entbehren muß. Ihm antwortete peinliches Schweigen. Es ist, als seien wir vor lauter konsumierter Demokratie dröge geworden: träge, unempfindlich und bequem. Und doch ist sie — selbst als Flick-Werk — das beste, was wir besitzen: unsere eiserne Ration. Warum suchen denn unsere Landsleute in der DDR jedweden Ausschlupf, warum fühlen sie

sich als einzig übriggebliebene Deutsche, die den Krieg verloren haben? Ich meine, daß die demokratische deutsch-polnische Freundschaft sehr bedeutsam geworden ist im europäischen Ringen um den — auch durch Freiheitsentzug bedrohten — Frieden. Ein jeder Gefangene — so Robert Musil — wartet auf die Gelegenheit des Ausbruchs. Unsere furchtbaren teutonischen Ewiggestrigen aber verrammeln die Zellentür noch fester, stemmen sich stur gegen die überfällige völkerrechtliche Anerkennung der polnischen Westgrenze.

Es ist leicht, es ist billig, aber es ist auch recht und billig, zwingend notwendig, den Finger auf unsere wunde Demokratie zu legen: die Gewalt geht ein wenig mehr vom Großen Geld als vom Volke aus. Zu all den Schrecken, ungelösten Problemen, von denen ich sprach, tritt die bedrückende immerwährende Arbeitslosigkeit, der Ausbildungsnotstand: Die junge Generation findet immer häufiger das Menetekel *no future* an tötender Betonwand — und ein sprayender Künstler wie Harald Nägeli, der die Besitzbürger durch seine warnenden Kobolde verunsichert, wie ein Zürcher Gericht ihm vorwarf, wird eingekerkert.

Es ist im Orwell-Jahr 1984 bei manchen Linken Mode geworden, den geometrischen Ort seines Warnens umzupolen und den Orwell-Staat ausgerechnet bei uns zu entdecken. Rudolf Bahro verteufelt gar die Demokratie als *Luxus der Kolonialstaaten*. Nun hat aber George Orwell gar keinen Zweifel darüber gelassen, worauf sein "1984" zielt. Und wer es wirklich nicht dem Buch entnommen haben sollte, mag jetzt zum 84er Jahresende noch rasch zu dem Orwell-Essay greifen: "Warum ich schreibe." Dort liest er: "Jede Zeile meines schriftstellerischen Werks, die ich seit 1936 geschrieben habe, wurde, direkt oder indirekt, gegen den Totalitarismus und für den demokratischen Sozialismus, wie ich ihn verstehe, geschrieben.(...) Jeder Marxist kann mit größter Leichtigkeit demonstrieren, daß bürgerliche Freiheit eine Illusion ist. Aber sobald er seine Demonstration beendet hat, bleibt die psychologische Tatsache, daß ohne diese bürgerliche Freiheit die schöpferischen Kräfte versiegen."

Orwell hatte es wohl nicht auf unser Gemeinwesen abgesehen. Woher aber dann dieser fatale Vierundachtzig-Horror? Ich will hier nicht auf so manchen Behörden-Unfug eingehen, amtliche Datensucht nach Art des Bonner Hauses, etwa in puncto Volkszählung. Mir scheint, die eigentliche Ursache liegt tiefer. Das ständig verfeinerte Erfinden sogenannter künstlicher Intelligenz bringt viele Gemüter durcheinander — und zwar unabhängig von den wachsend nekrophilen Zügen dieser Technik, all ihren üblen, gesellschaftlich bedingten Schattenseiten, auf die schon Erich Fromm in "Haben oder Sein?" hinwies.

Ist nicht der Computer, der Roboter, der Mikroprozessor dem Menschen bei weitem überlegen? Was ist der Mensch überhaupt noch? Die Sinnkrise breitet sich aus, vergleichbar nur dem tiefen Schock nach dem Paukenschlag des Polen Kopernik<sup>111</sup> und des Briten Darwin: Zunächst war das menschliche Selbstbewußtsein durch die Erkenntnis erschüttert, Erdball und Mensch seien nicht der unmittelbar gottgeschaffene Weltmittelpunkt. Und dann mußte der arme homo sapiens noch hinnehmen, er sei den Primaten, Säugetieren, entsprossen. Heute lächeln wir — falls wir nicht gerade den USA-Fundamental-Obskuranten angehören — über die damaligen Seelenqualen.

So sollten wir uns denn frohgemut sagen, daß die unserer Denkkraft entspringende, soft-ware-gespickte sogenannte Denkmachine grade das nicht erbringt — und nie bringen wird —, was dem Menschen wesenhaft eigen ist, was ihn nicht nur von seinen Werken, sondern auch sämtlichen anderen Lebewesen arteigen unterscheidet: das wißbegierige, bewußte, spielend-lernende, immerwährend-fragende, Anschauen und Deuten der Welt: Imagination, Phantasie, schöpferische Vorstellungskraft, Kreativität; seine seelisch-geistige humane Substanz: Selbstliebe, Nächstenliebe, Mitgefühl, Solidarität, Naturliebe — ebenso wie seine destruktiven Möglichkeiten, grade wenn diesen der gesellschaftliche Nährboden günstig ist. Was immer der Computer Beispielloses leistet, er verbleibt allein im Bereich des Quantitativen, des in Zahlen oder Maßen Darstellbaren; er gelangt nie über die Welt des Meßbaren hinaus.

Das Integral aller Fehlanzeigen auch für die denkbar höchstentwickelte Maschinerie verhilft uns überhaupt erst zum modernen, jetzigem Erkenntnisstand entsprechenden, Positivbild des Menschen. Und doch möchte, um der schrecklichen Begleitumstände willen — die wir doch aber, falls wir es überhaupt versuchten, unter Umständen mildern, abschaffen könnten — möchte also Mumford hinter die Maschinenzeit zurückfallen. Feyerabend gar sehnt sich hinter Galilei zurück: er hat ihm kürzlich im "Spiegel" den Prozeß gemacht — genauso ungerecht wie Brecht, nur anders herum, nämlich nachträglich im Namen der ach so humanen Inquisition.

Ein einziger Blick auf des Menschen Höhlenkunst sollte uns indes überzeugen: Wir können dem Menschen die Wißbegier, die Schaffenskraft, die Deutungskunst, den Darstellungstrieb genau so wenig rauben, wie die Trappisten oder der Zensor ihm die Sprache abgewöhnen konnten.

---

<sup>111</sup> Nikolaus Kopernikus (\* 19. Februar 1473 in Thorn; † 24. Mai 1543 in Frauenburg; eigentlich Niklas Kopperrnigk, latinisiert Nicolaus Cop[er]nicus, polonisiert Mikołaj Kopernik) war ein Domherr des Fürstbistums Ermland in Preußen sowie Astronom und Arzt, der sich auch der Mathematik und Kartographie widmete. (Wikipedia)

Einfach darum, weil es dem Menschen nicht gegeben ist aufzuhören, Mensch zu sein. Es sei denn, er bereitet sich den Untergang. Weil ich dazu nicht beitragen möchte, beantworte ich die letzte Frage, die Spalte: *Ihr Motto?* im Proust-Fragebogen mit dem Bekenntnis, das mir der — gewandelte — Karl Marx heute telefonisch aus der Londoner Bibliothek übermittelte: "Wahrnehmen, was ist — und nicht verzweifeln! Aussprechen, was ist! Wißbegierig die Welt interpretieren, im Bemühen, sie so zu verändern, daß sie erhalten bleibt!"

## Nachwort zur Neuauflage (2022)

Die berühmte historische Distanz besteht darin,  
daß von hundert Tatsachen fünfundneunzig  
verlorengegangen sind, weshalb sich die verbliebenen  
ordnen lassen, wie man will.

Robert Musil: *Das hilflose Europa oder Reise vom  
Hundertsten ins Tausendste* (1922)<sup>112</sup>

Die Majorität der Dummen ist unüberwindbar  
und für alle Zeiten gesichert.

Der Schrecken ihrer Tyrannei ist indessen  
gemildert durch Mangel an Konsequenz.

Albert Einstein: *Aphorismen für Leo Baeck* (1953)<sup>113</sup>

Heinz Brandt (1909 – 1986) war kommunistischer Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. 1934 wurde er zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, 1940 in das KZ Sachsenhausen überstellt. Von dort wurde er 1942 ins KZ Auschwitz deportiert. Nach der Evakuierung des KZ im Januar 1945 wurde Brandt in das KZ Buchenwald verbracht und erlebte dort die Befreiung. Nach 1945 wurde er SED-Funktionär, ab 1952 als Sekretär der Berliner SED -Bezirksleitung für Agitation und Propaganda.

Im Zusammenhang mit dem Aufstand vom 17. Juni 1951 kam er in Konflikt mit der stalinistischen Machtclique um Walter Ulbricht. (Diese Erfahrungen stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Buches.) 1958 floh Brandt in den Westen; 1961 wurde er während eines Kongresses in West-Berlin in die DDR entführt, dort wurde er wegen "schwerer Spionage in Tateinheit mit staatsgefährdender Propaganda und Hetze im schweren Fall" zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt. Es folgten zwei Jahre Haft in der Sonderhaftanstalt Bautzen II. Eine weltweite Kampagne der IG Metall, von Linkssozialisten, Amnesty International und Bertrand Russell führte 1964 zu seiner Freilassung. Nach der Rückkehr in die Bundesrepublik tritt Brandt für einen humanen Sozialismus.

---

<sup>112</sup> in: Robert Musil: *GESAMMELTE WERKE 8: ESSAYS UND REDEN* (Reinbek 1978, S. 1076)

<sup>113</sup> Eva Reichmann (Hrsg.): *FESTSCHRIFT ZUM 80. GEBURTSTAG VON RABBINER DR. LEO BAECK AM 23. MAI 1953* (London 1953: Council for the Protection of the Rights and Interests of Jews from Germany); auch in: Albert Einstein: *MEIN WELTBILD*. Hrsg. von Carl Seelig (Amsterdam 1934, hier: Berlin 1965, S.105)

Bis zu seiner Pensionierung war er Redakteur bei der Gewerkschaftszeitung Metall. Später engagierte er sich sehr offen in der sozialistischen Linken. So kritisierte Brandt 1977 die Pro-Atomkraft-Haltung vieler Gewerkschafter und gründete gemeinsam mit anderen DGB-Mitgliedern die gewerkschaftliche Anti-Atomkraft-Initiative Aktionskreis Leben. In Kooperation mit Rudi Dutschke beteiligte sich Brandt am Gründungsprozeß der GRÜNEN. Er hoffte, in einer breiten Sammlungspartei eine ökologische Katastrophe zu verhindern. Nachdem diese Vorstellungen jedoch scheiterten, trat Brandt aus dieser Partei wieder aus. Er verstand sich als unabhängiger Marxist, der die Linke kritisierte, vor allem bezüglich ihrer zu positiven Bewertung der Sowjetunion.

In seinem Vorwort betont der Psychoanalytiker Erich Fromm neben Brandts Persönlichkeit als eines "authentischen Revolutionäres" seine Zeugenschaft als Widerstandskämpfer gegen die Nationalsozialisten. Die Bedeutung des vorliegenden Buches liegt jedoch vorrangig in Brandt Zeugnis von der politisch-gesellschaftlichen Dynamik in der frühen DDR, einem wesentlichen Faktor zum Verständnis noch des letzten Jahrzehnts der DDR. Seltsam, daß das Buch in den nunmehr 30 Jahren nach Ende der DDR niemals wieder aufgelegt wurde. – Vielleicht ist es symptomatisch, wenn Brandts Buch in einem Standardwerk<sup>114</sup> erwähnt wird unter dem Titel "Ein Traum, der nicht erfüllbar ist" – ein freudscher Verschreiber?

Brandts Buch ist eine atemberaubend sinnlich-vitale politische Autobiografie, ein Dokument der deutschen Geschichte, das nicht velorengehen darf. Heinz Brandts Empfinden für Freiheit als grundlegende Dimension des Menschseins beruht nicht auf philosophischen, spirituellen oder politischen Theoremen – es ist Ausdruck der existentiellen Vitalität dieses Menschen.

Neben den teilweise inzwischen durch andere Veröffentlichungen bekannten historischen Tatsachen liegt der besondere Informationswert des Buches in Brandts durchaus subjektiven Erfahrungen, seinen Erinnerungen an Stimmungen in bestimmten Kreisen und Situationen, die er plausibel, nachvollziehbar und oft hautnah darstellt, gelegentlich atemlos, als rolle das alles noch vor seinem inneren Auge ab, und so war es wohl auch. Brandts Schilderung dramatischer politischer Vorgänge und der Reflexionsprozesse verschiedener Protagonist\*innen ist durchzogen von der Stimmung fundamentaler Trauer ... – daß die Menschen nicht

---

<sup>114</sup> Konrad Kwiet, Helmut Eschweg: SELBSTBEHAUPTUNG UND WIDERSTAND. DEUTSCHE JUDEN IM KAMPF UM EXISTENZ UND MENSCHENWÜRDE 1933-1945 (Hamburg 1984)

klüger, nicht humaner werden! Daß immer und immer wieder Menschenunwürdiges obsiegt (oder zu obsiegen scheint).

Die skandalöse, verbrecherische und spektakuläre Entführung Heinz Brandts durch Agenten des MfS war seinerzeit zweifellos der publikumswirksamste Aspekt des Buches; heute erkennen wir seinen Wert vorrangig in Brandts Insider-Zeugnissen zur frühen DDR-Geschichte. Aber auch die Erinnerungen an seine Kindheit in der jüdischen Familie (in Posen), vor und im ersten Weltkrieg, und als Kämpfer gegen die NS-Diktatur (bereits lang vor 1933), die Gefangenschaft in den Zuchthäusern Luckau und Brandenburg sowie den KZ Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald sowie zum politischen Antisemitismus in der Sowjetunion wie in der DDR, auch der beeindruckende Einblick in Machtkämpfe innerhalb der damaligen politischen Führung von Sowjetunion und DDR sowie Brandts Beteiligung an den Ereignissen um den 17. Juni 1953 gehören zu den bedeutenden Zeugnissen in diesem Buch. Brandts luzide Kritik der politischen Entwicklung Rußlands (vom Zarenreich über die Oktoberrevolution bis zum Stalinismus)<sup>115</sup> zeigt sich heute, spätestens mit Wladimir Putins großrussischen Halluzinationen und seinem verbrecherischer Krieg gegen die Ukraine, als weiterhin relevant, wenn auch der Versuch einer Revolution von oben durch Michail Gorbatschow die gesellschaftlichen Ressourcen für eine menschengemäße Entwicklung der russischen Gesellschaft deutlich gemacht hatte.

Seine Zugehörigkeit zur politischen Kaste der frühen DDR brachte Heinz Brandt bereits 1953 zum Wunsch einer "katastrophenlose Liquidierung des unseligen *sozialistischen* DDR-Abenteuers". Er schreibt: "Auf so manchem Gebiet erweist sich das DDR-System als letzter Ableger, als Spätling des Stalin-Staates, somit als mechanisches Negativ, nicht aber als Überwindung des Faschismus"; dies klingt jedoch auf dem Hintergrund der von ihm dokumentierten eigenen Erfahrungen völlig anders als in damaligen Leitartikeln der WELT oder der F.A.Z. Heinz Brandt macht diese (partielle) Kontinuität deutlich nachvollziehbar in dem dichten Gewebe seiner politischen Autobiographie, nicht zuletzt in der *Darstellung einzelner politischer Aktivisten vor 1933 und deren politischer und menschlicher Entwicklung während des NS und nach 1945.* -

---

<sup>115</sup> im Kapitel *Bucharin oder Die Katastrophe der Kommunistischen Praxis*

"Auf so manchem Gebiet" - ja, aber in anderen Aspekten bedeutete das Projekt der DDR ein eigener und neuartiger Versuch, nach 1945 zu einer menschenwürdigen Gesellschaft zu finden! Dieser Versuch war getragen nicht nur von einer entsprechenden Hoffnung bei Karl Marx, Friedrich Engels und deren Mitstreiter\*innen und Schüler\*innen, sondern auch vom tätigen Engagement eines wohl gar nicht so kleinen Teils der DDR-Bevölkerung - selbst noch in den letzten Jahren der DDR. Der Traum von der DDR, wie sie gemeint war (nicht von den Stalinisten), lebte noch bis zu ihrem Ende in vermutlich nicht wenigen Menschen. Daß zu einem solchen Träumen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte auch viel Verdrängung gehörte, ist nicht zu bestreiten. Aber in welcher Gesellschaft verdrängen wir nicht Allzuvielen - weil wir im Grunde unser kleines Leben in einem uns vertrauten Umkreis leben wollen? Mindestens genauso sehr durch die Stalinisten ist die DDR wohl zerstört worden gerade durch die Macht der gutgemeinten Träume, den hohen Anspruch einer ganz anderen Gesellschaft, - in der die Menschen in Gemeinschaft leben, für einander sorgen, in der jeder genug für sich hat und niemand den anderen auf dem Kopf rumtrampelt. Dieser Anspruch lebt in vielen Romanen, Erzählungen und Spielfilmen der DDR, wird dort ausgeträumt in immer neuen Konstellationen: soziale, gesellschaftliche Konflikte werden letztlich doch solidarisch gelöst. Zweifellos gab es solche gelingenden Situationen, aber es waren Momente. Dazwischen existierte, wie in jeder Gesellschaft, die normale Schlampigkeit, der normale Eigennütz, die unabänderlichen zwischenmenschlichen Probleme, die Tücke des Objekts, die höhere Gewalt und der Zufall. Diese Diskrepanz zwischen idealtypischem Konzept und der Realität wurde in der DDR mit ihrem staatstragenden Ideal einer solidarischen (sozialistischen) Gemeinschaft in all seinen konkreten Auswirkungen zum Staatsfeind erklärt.<sup>116</sup>

Brandts Darstellung des innerparteilichen politischen und bürokratischen Machttaktierens wird nicht nur durch Rudolf Bahros fundamentales Buch *DIE ALTERNATIVE* (1977) bestätigt, sondern auch durch manche DDR-Belletristik<sup>117</sup> sowie Nach-Wende-Veröffentlichungen hochrangigen SED-Funktionäre.<sup>118</sup> Einzelheiten werden heutige Historiker anders wissen,

---

<sup>116</sup> Mich erinnert das an Kommuneprojekte in der BRD und anderswo, seit den '60er Jahren des 20. Jahrhunderts, die aus ähnlichen Gründen im menschlich-allzumenschlichen Alltag zerrieben wurden.

<sup>117</sup> Nur auf zwei Beispiele sei hingewiesen: Erik Neutsch: *ZWEI LEERE STÜHLE* (Halle/Leipzig 1979); Rolf Floß: *BEDENKZEIT* (Halle/Leipzig 1975). - Es ist insgesamt bedauerlich, daß unverzichtbare und durch keine Fachliteratur zu ersetzende Einblicke in die Realität der DDR-Gesellschaft verlorengehen, weil DDR-Belletristik (und manche Spielfilme) kaum mehr rezipiert werden.

<sup>118</sup> U.a. Karl Schirdewan, Günter Schabowski, Alexander Schalck-Golodkowski; vgl. Literaturempfehlungen.



bestimmte politische Einschätzungen werden sie nicht teilen; das kann bei einem 1967 veröffentlichten Buch eines Zeitzeugen nicht anders sein. Allerdings bin ich unsicher, wer sich wohl heutzutage noch für die Frühgeschichte der DDR interessiert. Aber DDR-Geschichte ist nicht weniger deutsche Geschichte als die entsprechende Zeit der BRD. Zeitzeugnisse und Reflexionsprozesse werden nicht "gegenstandslos", wenn damalige Einschätzungen sich nicht bestätigt haben. Brandts Buch vermittelt (macht-)politisches Handeln in statu nascendi, nicht retrospektiv und wohlgeordnet (aber nach welchen Kriterien?) in den Geschichtsbüchern.

Die polit-strategischen und -taktischen Abläufe, die Heinz Brandt aus der Frühzeit der DDR nuanciert nachvollziehbar macht, gab es nicht nur dort und in der Sowjetunion: sie sind wesentlicher Aspekt des machttaktischen Normalität immer und überall, natürlich auch heutzutage. Deswegen können wir aus dieser Darstellung historischer Vorgänge lernen, können Sensibilität entwickeln für derartige machtorientierte Rhetorik: in den Verlautbarungen der heutigen Politiker, in den Medien, im Arbeitsleben und gelegentlich auch im privaten Alltag.

Brandts Erinnerungen wurden selbstverständlich von Historiker\*innen und Journalist\*innen zweier Generationen nach Stellen durchsucht, die für ihre eigenen Darstellungen nützlich waren; dagegen ist nichts zu sagen - aber der historische Wert solcher Zeitzeugenberichte liegt (zumah wenn sie von einem offengelegten politischen Standpunkt ausgehen) in den als Prozeß und Gefüge dargestellten historischen Gegebenheiten.

Brandts sozialanthropologische Hypothesen im Teil II des Buches sind als Ausdruck seiner Hoffnung und Sehnsucht für die Zukunft der Menschheit achtenswert. Heute, sechzig Jahre später, müssen wir manches davon anders sehen. Aber das ist das Schicksal der Futurologie.<sup>119</sup> Immerhin korreliert manches davon mit Michail Gorbatschows nach wie vor aktuellem Plädoyer für eine "Weltinnenpolitik". - Brandt stammt aus jüdischer Familie; seine Eltern sowie ein Bruder wurden in NS-Vernichtungslagern ermordet. Seine Überlegungen zur jüdisch-christlich-deutschen Geschichte (ebenfalls im Teil II) gehören integral zu seiner lebenslanger Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von menschenwürdigem Leben und gesellschaftlicher (politischer) Organisation.

---

<sup>119</sup> Brandt war befreundet mit dem damals einflußreichen Futurologen Ossip K. Flechtheim.

Dieser autobiographischer Bericht erschien ursprünglich 1967 im Paul List Verlag München, dann 1977 in Andreas Mytzes Verlag europäische Ideen. Die bisher letzte Buchhandelsausgabe erschien 1985 im Fischer Taschenbuch Verlag. Sie enthielt mehrere zusätzliche Beiträge: eine *Warnende Vorrede*, in der Brandt erklärte, warum er den Text, zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, unverändert wieder publizierte, dann einen Artikel zum Stellenwert des 17. Juni im Geschichtskalender sowie an Stelle eines Nachworts die Rede, mit der sich Brandt für die Ehrendoktorwürde der Universität Osnabrück bedankte.

Die erweiterte Taschenbuchausgabe (1985) wird jetzt (2022) als online-Ausgabe (zum kostenfreien Download) neu herausgegeben. Dazugekommen sind Literaturempfehlungen des Herausgebers.

Unsystematisch wurden die Namen für Brandts Darstellung wichtiger Personen bei der Erstnennung fettgedruckt, teilweise ergänzt durch biographische Angaben in Fußnoten.<sup>120</sup> Dagegen wurde das umfangreiche Personenregister nicht übernommen. (Die meisten dort verzeichneten Personen kommen nur jeweils ein- bis dreimal vor.)

Um heutigen Leser\*innen die Orientierung bei der Lektüre dieses Buches mit seinen vielfach verbundenen Ebenen zu erleichtern, wurde der ursprüngliche Untertitel "Mein Weg zwischen Ost und West" ersetzt durch "Leben für einen humanen Sozialismus". Außerdem wurde Brandts politischer Lebensbericht als "Teil I" bezeichnet. Davon wurden seine abschließenden theoretischen Kapitel als "Teil II" abgesetzt.

Mondrian Graf v. Lüttichau

---

<sup>120</sup> Quelle der biografischen Hinweise ist zumeist die deutsche Wikipedia. Die dortigen Angaben wurden also nicht verifiziert.

Hier die online-Quelle der Fotografie (1973): "Ein widerständiges Leben", Manfred Wilke, in: Deutschland Archiv, 01.11.2019, Link: [www.bpb.de/299741/brandt/](http://www.bpb.de/299741/brandt/)

## Literaturempfehlungen zum Thema DDR/Stalinismus (zur Neuausgabe 2022)

Alexander Abusch: Der Deckname. Memoiren (Berlin/DDR 1981: Dietz Verlag)

Günter Agde (Hrsg.): KAHLSCHLAG. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965  
(Berlin 1991: Aufbau Taschenbuch Verlag)

**Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989**

(Berlin 1990: Volk und Wissen; erweiterte Neuausgabe als Faksimile:  
Berlin 2022: A+C online)

Hans Apel: DDR 1962 1964 1966 (Berlin 1967: Voltaire Verlag)

**Rudolf Bahro: Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus**

(Köln und Frankfurt/M. 1977: Europäische Verlagsanstalt)

Rudolf Bahro. Eine Dokumentation

(Köln und Frankfurt/M. 1977: Europäische Verlagsanstalt)

(Rudolf Bahro:) Ulf Wolter (Hrsg.): Antworten auf Bahros Herausforderung  
des "realen Sozialismus" (Berlin 1978: Olle & Wolter)

Rudolf Bahro: Elemente einer neuen Politik. Zum Verhältnis von Ökologie und  
Sozialismus (Berlin 1980: Olle und Wolter)

Rudolf Bahro: Logik der Rettung (Stuttgart 1989: K. Thienemanns Verlag)

Rudolf Bahro: Rückkehr. Die *In*-Weltkrise als Ursprung der Weltzerstörung  
(Berlin, Frankfurt/M.1991: Horizonte Verlag, Altis Verlag)

(Rudolf Bahro:) **Guntolf Herzberg / Kurt Seifert: Rudolf Bahro. Glaube an das  
Veränderbare. Eine Biographie** (Berlin 2005: Aufbau Taschenbuch Verlag)

Jurij Brëzan: Ohne Paß und Zoll (Leipzig 1999: Gustav Kiepenheuer Verlag)

Elfriede Brüning: Und außerdem war es mein Leben  
(München 1998: Deutscher Taschenbuch Verlag)

Daniela Dahn: Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit  
(Reinbek 1997: Rowohlt Taschenbuch Verlag)

Daniela Dahn: In guter Verfassung. Wieviel Kritik braucht die Demokratie?  
(Reinbek 1999: Rowohlt Taschenbuch Verlag)

**Peter Edel: Wenn es ans Leben geht. Meine Geschichte**

(Berlin 1979: Verlag der Nation) (Band 1 und 2)

Alfred Eichhorn/Andreas Reinhardt (Hrsg.): Nach langem SCHWEIGEN endlich  
SPRECHEN. Briefe an Walter Janka (Berlin/Weimar 1990: Aufbau-Verlag)

Rolf Floß: Bedenkzeit (Halle-Leipzig 1975: Mitteldeutscher Verlag)

**M. Fraumann: "Die DDR war ein Teil meines Lebens". Ein deutsches  
Geschichtsbuch 1918-2000** (Berlin 2007: Schibri-Verlag)

**Franz Fühmann: Briefe 1950 - 1984** (Rostock 1994: Hinstorff Verlag)

Stefan Gandler: Materialismus und Messianismus. Zu Walter Benjamins Thesen  
'Über den Begriff der Geschichte' (Bielefeld 2008: Aisthesis)

Karl-Heinz Gerstner: Sachlich, kritisch, optimistisch

(Berlin 1999 [sowie veränderte 2. Auflage 2002]: edition ost)

- Michail Gorbatschow: Umgestaltung und neues Denken für unser Land und für die ganze Welt** (Berlin/DDR 1988: Dietz Verlag)
- Michail Gorbatschow: Erinnerungen** (Berlin 1995: Wolf Jobst Siedler Verlag)
- Robert Havemann: Dialektik ohne Dogma? Naturwissenschaft und Weltanschauung** (Reinbek 1964: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Robert Havemann: Berliner Schriften (Berlin 1976: Verlag europäische ideen)
- Rolf Henrich: Der vormundschaftliche Staat  
(Reinbek 1989: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Guntolf Herzberg / Kurt Seifert: Rudolf Bahro. Glaube an das Veränderbare. Eine Biographie** (Berlin 2005: Aufbau Taschenbuch Verlag)
- Stefan Heym: Nachruf** (München 1988: C. Bertelsmann Verlag)
- Stefan Heym: Stalin verläßt den Raum. Politische Publizistik  
(Leipzig 1990: Reclam Leipzig)
- Brigitte Hoefft (Hrsg.): Der Prozeß gegen Walter Janka und andere. Eine Dokumentation (Berlin 1990: Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik; Gemeinschaftsausgabe mit Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Hans Axel Holm: Bericht aus einer Stadt in der DDR  
(München 1970: Nymphenburger Verlagshandlung)
- Walter Janka: Schwierigkeiten mit der Wahrheit**  
(Berlin/Weimar 1990: Aufbau-Verlag)
- Gustav Just: Zeuge in eigener Sache. Die fünfziger Jahre  
(Berlin 1990: Buchverlag Der Morgen)
- Victor A. Kravchenko: I Chose Freedom** (1946), deutsch: **Ich wählte die Freiheit. Das private und politische Leben eines Sowjetbeamten** (Zürich 1947).  
*[Auch in der Umschreibung Wiktor Andrejewitsch Krawtschenko]*
- Joochen Laabs: Der Ausbruch** (Halle-Leipzig 1979: Mitteldeutscher Verlag)
- Claus Löser (Regie): Behauptung des Raums – Die Galerie eigen + art 1983-1989** (Dokumentarfilm; Absolut Medien GmbH 2009)
- Jörg Magenau: Christa Wolf. Eine Biographie** (Berlin 2002: Kindler Verlag)
- Hans Mayer: Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik (Frankfurt/M. 1993: Suhrkamp Taschenbuch Verlag)
- Hans Modrow (Mit Hans-Dieter Schütt): Ich wollte ein neues Deutschland  
(Berlin 1998: Dietz Verlag)
- Heiner Müller: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen  
(Köln 1992: Verlag Kiepenheuer & Witsch)
- Thomas R. Müller/Beate Mitzscherlich (Hrsg.): Psychiatrie in der DDR. Erzählungen von Zeitzeugen (Frankfurt/M. 2006: Mabuse Verlag)
- Andreas W. Mytze (Hrsg.): europäische ideen, Heft 10/11. Schwerpunktthema: Bürgerkrieg oder Wiedervereinigung? (Berlin 1975)
- Galina Nikolajewa: Schlacht unterwegs**  
(Berlin/DDR 1962: Verlag Kultur und Fortschritt)
- Oktober 1989: Wider den Schlaf der Vernunft**  
(Berlin 1989: Elefanten Press und Verlag Neues Leben)
- Detlef Plog: Spuren. Ein Gisela Steineckert-Porträt**  
(Berlin 1983: VEB Lied der Zeit Musikverlag)

- Gunter Preuß: Nimm Abschied und gesunde (Berlin 1985: Verlag Neues Leben)
- Gunter Preuß: Und wenn ich sterben sollte... Roman einer Jugend  
(Leipzig 2004: Engelsdorfer Verlag) [*Neuausgabe des Buches von 1985, verändert gemäß der damaligen Konzeption des Autors*]
- Brigitte Reimann: Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955-1963  
(Berlin 1997: Aufbau-Verlag)
- Brigitte Remann: Alles schmeckt nach Abschied. Tagebücher 1964-1970  
(Berlin 1998: Aufbau-Verlag)
- Günter Schabowski: Der Absturz** (Reinbek 1991: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Günter Schabowski: Das Politbüro. Ende eines Mythos. Eine Befragung**  
(Reinbek 1990: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Alexander Schalck-Golodkowski: Deutsch-deutsche Erinnerungen  
(Reinbek 2001: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Landolf Scherzer: Der Erste** (Berlin 1997: Aufbau Taschenbuch Verlag)
- Karl Schirdewan: Aufstand gegen Ulbricht**  
(Berlin 1994: Aufbau Taschenbuch Verlag)
- Hannes Schwenger (Hrsg.): Solidarität mit Rudolf Bahro. Briefe in die DDR**  
(Reinbek 1978: Rowohlt Taschenbuch Verlag)
- Fritz Selbmann: Das Schreiben und das Lesen  
(Halle/Saale 1974: Mitteldeutscher Verlag)
- Fritz Selbmann: Alternative Bilanz Credo. Versuch einer Selbstdarstellung  
(Halle/Saale 1969: Mitteldeutscher Verlag)
- Jürgen Serke: Zu Hause im Exil. Dichter, die eigenmächtig blieben in der DDR**  
(München 1998: Piper Verlag)
- Martin Stade: Der König und sein Narr** (Berlin 1975: Buchverlag Der Morgen)
- Gisela Steineckert: Gesichter in meinem Spiegel. Porträts  
(Berlin 1977: Verlag Neues Leben)
- (Gisela Steineckert:) **Detlef Plog: Spuren. Ein Gisela Steineckert-Porträt**  
(Berlin 1983: VEB Lied der Zeit Musikverlag)
- Gisela Steineckert: Die blödesten Augenblicke meines Lebens  
(Berlin 1996: Verlag Neues Leben)
- Gisela Steineckert: Und dennoch geht es uns gut. Briefe 1992-1998  
(Berlin 1998: Das Neue Berlin)
- Karl Winkler: Made in GDR. Jugendszenen aus Ost-Berlin**  
(Berlin 1984: Oberbaum Verlag)
- Wolfgang Wippermann: Dämonisierung durch Vergleich: DDR und Drittes Reich  
(Berlin 2009: Rotbuch Verlag)
- (Christa Wolf:) **Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989**  
(Berlin 1990: Volk und Wissen; erweiterte Neuausgabe als Faksimile: Berlin 2022: A+C online)
- Christa Wolf: Reden im Herbst** (Berlin/Weimar 1990: Aufbau-Verlag)
- Ulf Wolter (Hrsg.): Antworten auf Bahros Herausforderung des "realen Sozialismus" (Berlin 1978: Olle & Wolter)